JAHRBUCH 1993 DER UNGARISCHEN GERMANISTIK

Herausgegeben von

Antal Mádl

Hans-Werner Gottschalk

21.029/1995

KÖNYVTÁR DEBRECENI EGYETEM Germanisztikai Intézet

R II 5/50

Budapest · Gesellschaft Ungarischer Germanisten
Bonn · Deutscher Akademischer Austauschdienst

Verantwortliche Redakteurin: Magda Bartha (Budapest)

Redaktionsbeirat:

Árpád Bernáth (Szeged)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Pécs)
Kálmán Kovács (Debrecen)
Horst Lambrecht (Pécs)
Wolfgang Schmitt (Budapest)
Christel Schwiederski (Budapest)
Anna Zalán-Szablyár (Budapest)

Wissenschaftlicher Beirat:

Péter Bassola (Szeged)
Károly Csúri (Szeged)
Rolf Ehnert (Bielefeld)
Siegfried Grosse (Bochum)
Gerhard Helbig (Leipzig)
Regina Hessky (Budapest)
András Kertész (Debrecen)
Ferenc Kiefer (Budapest)
Tamás Lichtmann (Debrecen)
Helmut Kreuzer (Siegen)
Hans Jürgen Krumm (Hamburg)
Károly Manherz (Budapest)
Károly Mollay (Budapest)
Gerhard Neuner (Kassel)
Oskar Reichmann (Heidelberg)
Hartmut Steinecke (Paderborn)
Zoltán Szendi (Pécs)
László Tarnói (Budapest)
Horst Turk (Göttingen)
András Vizkelety (Budapest)
Hans-Georg Werner (Halle)
Katalin Wild (Pécs)

Anschrift der Redaktion:

ELTE
Germanisztikai Intézet
Ajtósi Dürer sor 19–21.
H-1146 Budapest

Manuskripte sind an die Redaktion zu richten. In bezug auf die Gestaltung der Manuskripte wird gebeten, das *Merkblatt* des Jahrbuches anzufordern. *Rezensionsexemplare* werden ebenfalls an die Adresse der Redaktion erbeten.

Alle Rechte des Nachdrucks vorbehalten.
© Redaktion und die einzelnen Verfasser
Satz und Druck: Ócsa

ISSN 1217–0216

Das Jahrbuch erscheint mit Unterstützung des DAAD.

Inhaltsverzeichnis

Vortwort 7

Literaturwissenschaft 9

Helmut Kreuzer (Siegen): Medienphilologie und Fernsehgeschichte 11

Zsuzsa Breier (Budapest): Rücken und Gesichter in Botho Strauß *Trilogie des Wiedersehens* 21

János Szabó (Budapest): Schweizerisch-ungarische Spiegelungen 33

Antal Mádl (Budapest): Grillparzer und Ungarn 43

Sprachwissenschaft 57

Jürgen Erich Schmidt (Mainz): Entwicklungstendenzen im Deutschen: Satzbau und Substantivgruppe 59

Peter Canisius (Pécs): Fragen zur Person oder: Personale Differenzierung außerhalb von finitem Verb und Personalpronomen 73

András Kertész (Debrecen): Metalinguistik – ein Forschungsbericht 89

Deutsch als Fremdsprache 105

K.Petneki/A.Z.Szablyár (Budapest): Das neue Ausbildungsmodell „Didaktik-Methodik" am Germanistischen Institut der ELTE 107

Klaus-Simon Munsberg (Budapest): Bedeutung und Formen von Ausspracheschulung 121

Werkstatt 137

József Grudl (Veszprém): Die Wiener Sappho 139

Gábor Kerekes (Szombathely): Theodor Fontane und Ungarn . . . 153

László Kovács (Székesfehérvár): Faust-Elemente in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* 165

Viktória Farkas (Budapest): Robert Musil: *Vereinigungen. Versuch einer Deutung der Erzählungen* 181

Maria Erb (Budapest): Aspekte der Sprachkontaktforschung am Beispiel der deutschsprachigen Minderheit in Ungarn . 197

Marianna Medve (Nyíregyháza): Zwischen Aspekt und Modus 209

Imre Szigeti (Debrecen/Budapest): Ist die Mutter das Haupt der Familie? 223

Gerit Langenberg (Pécs): Fernsehnachrichten und ihre Vermittlung 247

Rezensionen 263

Berichte–Informationen 283

Bibliographie 293

Vorwort

Vom Deutschen Akademischen Austauschdienst gefördert, erscheint das *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* unter diesem Titel als Fortsetzung einer ähnlichen Publikation, aber doch unter wesentlich veränderten Umständen jetzt zum zweiten Male. Die Aufgabe, die es zu erfüllen hat, ist heute wichtiger und größer als je: die Zahl der Germanistikstudenten hat sich in den vergangenen Jahren vervielfacht, neue Universitätsinstitute und Hochschullehrstühle sind von heute auf morgen entstanden. Der Mittelbau in unserem Fachgebiet muß sich erst jetzt etablieren und eine beträchtliche Zahl von jungen Assistenten wird und soll sich in nächster Zeit die Sporen verdienen. Zu all dem kommt viel Hilfe aus dem deutschsprachigen Gebiet, wofür auch diesmal ein Dank auszusprechen ist. Zur fachlichen Legitimierung gehört in erster Linie die wissenschaftliche Publikation der arrivierten, der bereits bekannten und der neu antretenden ungarischen Germanisten. Das Jahrbuch hat sich dafür bereits als unentbehrliches Terrain erwiesen.

Im Umfang diesmal etwas bescheidener mußte es auf die allseits aufgetretenen finanziellen Sparmaßnahmen Rücksicht nehmen. In der Qualität – so hoffen wir es – wollen wir nach wie vor das einmal eingeschlagene Niveau behalten.

Als ungarisches Gremium für die Mitherausgeberschaft wurde die neugegründete Gesellschaft der Ungarischen Hochschulgermanistik gewonnen, wodurch noch mehr als bisher zum Ausdruck gebracht werden soll, daß das Jahrbuch im Begriff ist, zum gemeinsamen Organ der gesamten ungarischen Germanistik zu werden und über die Gesellschaft, die sich als eine Filiale der Internationalen Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaften versteht, sein bescheidenes Schärflein zur internationalen Germanistik beizutragen.

Die Herausgeber

Literaturwissenschaft

Helmut Kreuzer (Siegen)

Medienphilologie und Fernsehgeschichte[1]

Zum Jahresanfang 1986 hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die größte deutsche Institution zur finanziellen Forschungsförderung, den Sonderforschungsbereich 240 „Bildschirmmedien" an der Universität Siegen eingerichtet, mit einer Marburger Außenstelle. Sonderforschungsbereiche sind ortsgebunden und befristet. Sie bearbeiten in mehreren, jeweils dreijährigen Bewilligungsphasen ein in Teilprojekte aufgegliedertes Großprojekt auf einem vernachlässigten, aktuellen Forschungsgebiet. Der Siegener Sonderforschungsbereich – gegenwärtig das größte akademische Projekt der Medienforschung – wurde von Philologen initiiert und konzipiert. Die ältere Medienforschung war vorwiegend an der Wirkungsforschung sowie an technischen und institutionsbezogenen Fragestellungen interessiert. Dagegen setzte der Sonderforschungsbereich Fragen zur Ästhetik, Pragmatik und Geschichte speziell des Fernsehens. Der Begriff Ästhetik zielt hier auf die Machart der Sendungen, auch auf die Art, wie das Medium Realitäten wahrnimmt und wie es selber wahrgenommen wird. Der Begriff Pragmatik bezieht sich auf die Handlungsrollen, der Begriff Geschichte auf Fragestellungen, die das Fernsehen als Medium in seiner Ereignishaftigkeit, seinen Wandlungen und seiner Temporalität begreifen. Medien haben eine Geschichte, schon weil ihnen eine menschliche Erfindung zugrunde liegt und sie in Konkurrenz und Zusammenspiel mit alten Medien ihre Position im System der Medien erringen, bis sie über kurz oder lang selbst als altes Medium gelten, das von neuen Medien überholt, aber nicht unbedingt verdrängt wird, wie das sehr alte Beispiel des Theaters zeigt. Doch nicht nur im Rahmen der Medienkonstellation ist die Frage nach der Geschichtlichkeit des Fernsehens zu stellen. Das zentrale Strukturmoment des Fernsehens, das Programm verstanden als Gesamtheit des von einem Sender bzw. von allen Sendern Gesendeten ist immerzu dem Wandel unterworfen, auch wenn alte Sendungen, überhaupt alte Programmelemente unter dem Reiz der Vergangenheit, aus dem Antrieb zur Kanonbildung, aber auch aus ökonomischen und dokumentarischen Gründen immer erneut ins Programm gebracht werden.

Einerseits muß, wie in der Zeitung, im Fernsehen zwar vieles neu sein. Das gilt besonders für Nachrichten und Sportsendungen, in abgestuftem Grade aber auch für Unterhaltungs- und Bildungssendungen und selbst für fiktionale Produktionen. Aber diese Novitäten lösen einander nicht nur ab, sie können in die Geschichte eingehen, wenn sie im kollektiven Gedächtnis, an dem die Geschichtswissenschaften und Philologien, die Kulturwissenschaften

überhaupt arbeiten, den Ereignischarakter zugesprochen bekommen, der sie wert macht, im Kanon zu figurieren, überliefert zu werden und als Zeugnis der Geschichte zu gelten.

Das Fernsehen macht alle Lebensbereiche zum Programmstoff, tendiert dazu, die Totalität der Welt in sich hinein zu ziehen, soweit sie für eine Kamera erreichbar, für ein Publikum visualisierbar und für die sozialen Kontrollinstanzen als ausgestrahltes Bild tolerierbar ist. Inhaltlich und quantitativ betrachtet, überfordert das Fernsehprogramm jedes einzelne Fach. Aber was den Philologien erreichbar sein sollte, sind formale Strukturen des Gesamtprogramms, Dramaturgien der Sendungstypen, die Eigentümlichkeiten charakteristischer Diskurse, die Regularitäten und Funktionen der Fernsehgattungen im historischen Prozeß und vor diesem Hintergrund die Analyse und Kritik der Einzelsendungen und zugleich die Arbeit am Kanon des historisch Bedeutsamen bzw. des Überlieferungswürdigen.

Wie fügt sich ein solches Großprojekt in die Tradition der wort- und buchorientierten Philologien? Werfe ich einen Blick zurück auf das letzte halbe Jahrhundert, so lassen sich, wie ich anderswo ausführlicher dargelegt habe, die dominanten Orientierungen der germanistischen Literaturwissenschaft im westlichen Deutschland zwischen der Mitte der 40er und der Mitte der 70er Jahre an den Stichworten Seinsfrage, Formfrage, Gesellschaftsfrage festmachen. Diesen literaturwissenschaftlichen Orientierungen korrespondieren Tendenzen der literarischen Entwicklung. Dies sei hier noch einmal kurz rekapituliert.

Die Seinsfrage zielt auf das literarische Bild, das in einer Dichtung vom Sein des Menschen in der Welt entworfen wird. Die neuen Autoren der Nachkriegszeit standen zwischen den Polen einer christlichen Frömmigkeit (Beispiel Heinrich Böll, einer der Autoren, die in Szeged besonders intensiv erforscht werden) und des radikalen Atheismus (Bespiel Arno Schmidt). Aus England kam damals T. S. Eliot auf die deutschen Bühnen, aus Frankreich aber kamen Sartre und Anouilh. Der Erfolg der christlich-existentiellen wie der atheistisch-existenztialistischen Literatur setzte sich auch nach der politischen Zäsur von 1948/49 – Teilung Deutschlands im Zeichen des Kalten Krieges – in die 50er Jahre hinein fort, in denen sich allerdings zunehmend andere Kräfte durchsetzten.

Wenden wir uns der Germanistik des ersten Nachkriegsjahrzehnts zu, dann stoßen wir auch dort allenthalben auf die Frage nach Mensch und Welt, nach Sein und Nichts in den Werken der Dichter. Als Beispiel diene Benno von Wieses Buch *Deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel* (1948). Der erste Teil steht unter dem Titel *Tragödie und Theodizee*, der zweite unter dem Titel *Tragödie und Nihilismus*. Die Mitte des Weges bezeichnet ein Kapitel über den *Urwiderspruch von Ich und Welt* bei Heinrich von Kleist. Die bevorzugte Methode dieser existentiellen Literaturwissenschaft war die Werk-Interpretation. Daß diese sich aber auch in den Dienst anderer Ansätze stellen ließ, zeigte sich im zweiten Jahrzehnt nach dem Krieg, in dem die Formfrage dringlicher wurde.

Fritz Martinis Modellinterpretationen in dem Buch *Das Wagnis der Sprache* (1954) sind ein Werk der Übergangsphase, an dem sich die Umorientierung ablesen läßt. Es enthält Interpretationen deutscher Prosa von Nietzsche bis Benn. Charakteristisch ist der methodologische Doppelbezug der Einleitung auf Sein wie auf Form, auf Existenzaussage wie auf Sprachleistung. Aber der Nachdruck liegt jetzt auf dem „Ereignis der Sprache". Die „neue Begegnung mit dem Sein bedeutet einen neuen Stil", darauf kommt es nun an. Die methodische Zuwendung zur „Sprachgestaltung und Formbindung" geht bei Martini wie von nun an bei vielen anderen Hand in Hand mit einer historischen Theorie, die auf eine Rechtfertigung der formalästhetischen Moderne im Begriffssinn der 50er Jahre abzielt.

In dem Standardwerk der damaligen westdeutschen Lyrik-Diskussion, Hugo Friedrichs *Struktur der modernen Lyrik*, 1956, wurde nun ausdrücklich die konfessionelle und die politische Lyrik des 20. Jahrhunderts von der Betrachtung ausgeschlossen, so daß z.B. die Namen von Majakowski, Brecht und Neruda nicht vorkommen. Die Artisten ohne religiöses, soziales und politisches Engagement und ohne Appell an ein größeres Publikum standen im Zentrum des Interesses. In der deutschen Lyrik gab es Mitte der 50er Jahre nicht nur Paul Celan und Ingeborg Bachmann, die noch mit der existentiellen Tradition zusammenhängen, sondern auch schon die Wiener Gruppe, die *Konstellationen* Gomringers (1953), *Kombinationen* Heißenbüttels (1954), d.h. Texte, die als Analogie zur 'abstrakten' Kunst verstanden wurden und das formale Interesse der Insider der literarischen Szene auf sich lenkten.

In dieser Zeit hatten die philologischen Entwicklungen ein Stadium erreicht, auf dem sie sich der internationalen Theorie der Literatur und Literaturwissenschaft zu öffnen und auch selber auf diese einzuwirken vermochten. Der amerikanische New Criticism von Wellek und Warren, der Prager Strukturalismus von Mukarovski, der Russische Formalismus von Roman Jakobson wurden nun produktiv verarbeitet. Die Versuche einer linguistischen Poetik und Textsorten-Analyse, die internationale Semiotik und die Narrativik (mit Käte Hamburgers *Logik der Dichtung* von 1957) sowie die technologische Informationsästhetik des Kreises um Max Bense machten die theoretische Abhandlung zu einem zentralen wissenschaftlichen Genre der 60er und frühen 70er Jahre. In dieses Spektrum von verwandten internationalen Richtungen wurden 1970 mit dem Band *Texttheorie und Interpretation* auch Konzepte und Ergebnisse der Szegeder Schule von Árpád Bernáth, Károly Csúri und Zoltán Kanyó integriert, die bis heute weiter wirken.

Doch im gleichen Jahrzehnt, in dem die texttheoretischen und formanalytischen Tendenzen ihren Zenit erreichten, hatte sich schon zunehmend eine Gegenrichtung entfaltet, die am Ende der 60er Jahre durch die Studentenbewegung aggressiv in den Seminarbetrieb der Hochschulen eindrang. Sie stand im Zeichen der Gesellschaftsfrage. Mit der Textanalyse konkurrierte nun die Rezeptonsästhetik, teils in der hermeneutischen Variante der Konstanzer Schule um Jauß, teils in Form der Lektüre- und Leserforschung einer empi-

risch-psychologischen Literaturwissenschaft, für die, wie bei der Siegener Schule von S. J. Schmidt, der Text primär als Kommunikat im Zusammenhang von Produktions-, Distributions-, Rezeptions- und Verarbeitungsprozessen von Interesse ist.

Doch mehr noch als der Empirismus profitierten historisch-politische Forschungsrichtungen von der Dominanz der Gesellschaftsfrage. Literatur wurde nun allerorten im sozialen Kontext untersucht. Sie wurde als Institution begriffen und nach dem Maß ihrer sozialen Relevanz beurteilt. Die Interpretation wurde zum Vehikel der Ideologekritik umfunktioniert. Formen, Richtungen und Epochen politischer Literatur, die die Literaturgeschichte der 50er Jahre vernachlässigt hatte, wurden nun aufgearbeitet.

Daß die Studenten und Dozenten von 1968 in den 70er Jahren in vakante oder neu geschaffene Professuren einrückten, verhinderte nicht, daß der Impetus der Gesellschaftsfrage allmählich erlahmte und nur in der Transformation zur Frauenfrage seine Aktualität und Aggressivität behielt, in der feministischen Kritik des Patriarchats in Kultur und Gesellschaft.

In den 70er und 80er Jahren zogen vorzugsweise französische Titel in die Fußnoten, ihre Autoren in die Namenregister theoretischer und zeitgeistbewußter Untersuchungen ein: Foucault, Lacan, Derrida, Lyotard, Irigaray, Baudrillard, Virilio. Für diese Richtungen boten sich die „Post"-Begriffe an, die plötzlich Konjunktur hatten: Postindustrialismus, Poststrukturalismus, Posthistoire, Postavantgardismus, Postmoderne, die ungeachtet ihrer besonderen Entstehungsbedingungen und Konnotationen miteinander in Beziehung gesetzt wurden.

Die technischen Medien wurden zu einem der zentralen Themen der 80er Jahre. Die Medienfrage bewegte nicht nur Philosophen, Informatiker, Kommunikationswissenschaftler, Künstler, Publizisten, sondern auch Philologen. Prototypisch ist ein unlängst erschienener Sammelband von Theo Elm u.a. über *Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter*, mit Zwischentiteln wie „Die Konsequenzen der Speicher- und Übertragungsmedien", „Kommunikationstechnik und Literatur", „Kampfmedien und Medienkampf". *Medien-Krieg* heißt ein Marburger Zeitschriftenheft zur „Berichterstattung über die Golfkrise". So könnte ich fortfahren. In diesen Arbeiten wird nicht nur eine einzelne Sendung oder eine einzelne Gattung zum Gegenstand des intellektuellen Interesses, sondern die Medienszene überhaupt und der Medienverbund, als Objekt einer allgemeinen Kulturkritik, die teils Traditionen der Frankfurter Schule Adornos fortführt, teils an die neuere französische Philosophie anschließt.

Von dieser Kulturkritik ist eine Mediengermanistik abzusetzen, deren Tradition bis in das erste Nachkriegsjahrzehnt zurückreicht. In dieser Zeit war das Radio von der Germanistik als Gegenstand akzeptiert worden, aber noch nicht sein Gesamtprogramm, sondern speziell die Gattung des Hörspiels. Seit den 60er Jahren hielten einzelne germanistische Linguisten Seminare über die Sprache der Medien ab, einzelne Literaturhistoriker, darunter auch ich, Semi-

nare über Literaturverfilmungen, Fernsehspiele und Serien, nicht anders als über Novellen oder Sonette, d.h. ohne kulturkritisches Pathos oder Dämonisierung ihres Gegenstandes. Sie standen damit in der Tradition der erwähnten Hörspielforschung. Aber ihnen wurde mit der Vermehrung der Sender zunehmend deutlich, daß eine Fernsehsendung nicht nur als Einzelwerk oder Exempel einer Gattung zu untersuchen war, sondern auch als Teil eines für den Zuschauer fließenden Programms, das in den Programmschemata aufgegliedert war in einzelne feste, wiederkehrende Bausteine wie ein Magazin und das eine serielle Gesamtstruktur hatte, die der Zuschauerbindung zugute kommen soll. Der Ort im Programm bestimmt die Produktion und die Rezeption wesentlich mit. Die Konsequenz dieser Einsicht war, daß über kurz oder lang das Programm als solches, seine Struktur und Geschichte, zum Gegenstand der Forschung werden mußte. So kam es zu dem Vorhaben der Siegener Gruppe, BRD-Fernsehgeschichte zu schreiben nicht als Technikgeschichte oder Institutionengeschichte, sondern als Programmgeschichte – die sich freilich nicht ohne Berücksichtigung der Technik- und Institutionengeschichte schreiben läßt. Denn die Gliederung der Programmgeschichte ist nicht unabhängig von den Zäsuren und Epochen der anderen Teilgeschichten des Fernsehens. Aber gibt es überhaupt die Programmgeschichte des Fernsehens im Singular? Oder zerfällt diese in eine Vielzahl von Fernsehgeschichten, sind die Programme der Sender, die Geschichten der Redaktionen, die senderübergreifenden Geschichten der Präsentationsformen und Genres gar nicht in eine gemeinsame Reihe zu bringen, mit gemeinsamer Epochengliederung?

Fragen wir nach den institutions- und technikgeschichtlich bedingten Zäsuren einer bundesrepublikanischen Programmgeschichte, so ergeben sich etwa folgende Phasen: Eine Vorgeschichte zwischen 1928 und 1952 umfaßt Versuchssendungen durch die Post und die Industrie sowie lokale Ausstrahlungen für den kollektiven Empfang in sog. Fernsehstuben, z.B. 1936 während der Berliner Olympiade. Von 1952/53 bis 1961 haben wir dann die erste Hauptphase der westdeutschen Programmgeschichte, ein Gemeinschaftsprogramm der ARD, also der Arbeitsgemeinschaften der Deutschen Rundfunkanstalten. Sie dauert bis zum Programmbeginn des ZDF, also des Zweiten Deutschen Fernsehens, eines zweiten Vollprogramms. Die Technik der magnetischen Aufzeichnung, die MAZ-Technik setzt sich 1963 durch. Die zweite Hauptphase dauert von 1963 bis 1982, die Phase der Programmkonkurrenz von ARD und ZDF, die gesetzlich zum Kontrast verpflichtet waren und immer noch sind. Binnenzäsuren ergaben sich seit 1964 durch die regionalen dritten Programme der Landessender und durch den Beginn des Farbfernsehens 1967. Die nächste Hauptphase, 1982 bis 1989, wird in zunehmendem Maße durch die Konkurrenz zwischen dem öffentlich-rechtlichen und dem privaten Fernsehen bestimmt. 1982 wurde das erste Kabelpilotprojekt eingerichtet; 1984/85 begann die terrestrische Ausstrahlung von kommerziellen Programmen in der BRD durch die größten Privatsender, RTLplus und SAT1. Die

vorerst jüngste Phase ergibt sich aus dem Ende der DDR, des politischen Systems im östlichen Deutschland, und der daraus sich ergebenden Neuordnung des Fernsehsystems.

Blickt man auf die Mentalitäts- und Kommunikationsgeschichte, dann lassen sich in der BRD die Live-Übertragungen der Krönungsfeierlichkeiten für Elisabeth II. von England im Jahre 1953 im Rahmen der ersten Eurovisionssendung und die Fußballweltmeisterschaft 1954 mit den Spielen Ungarn-Bundesrepublik Deutschland als mediengeschichtlich relevante Ereignisse interpretieren, weil mit ihnen und seither neue Modi der Wahrnehmung von vielen eingeübt wurden, Modi, die charakteristisch sind für die seit den 60er Jahren kontinuierlich sich etablierende mentale Form medialen Dabeiseins durch das Fernsehen. Für die ostdeutsche Fernsehgesellschaft der DDR wurde geschichtlich bedeutsam, daß Mehrheiten in den Abendstunden Bilder des Westens erlebten, die bis zur Öffnung der Mauer dem Eigenerleben der DDR-Zuschauer entzogen waren. In der Spätphase der DDR wurden die Aktionen des oppositionellen Aufbruchs, die Handlungen von Minderheiten, vom westdeutschen Fernsehen übertragen, durch das sie die Mehrheiten auch im Osten erreichten. So hat man von der ersten Fernsehrevolution der Welt gesprochen und analoge Thesen auch über die rumänische Entwicklung aufgestellt.

Ein anderes Gliederungsprinzip ergibt sich aus der Medienkonstellation. Die Anfangsphasen des bundesrepublikanischen Fernsehens sind personengeschichtlich wie organisationsgeschichtlich vom Hörfunk der Rundfunkanstalten abhängig, auch von Grenzgängern des Theaters und der Presse. Es folgte eine Phase der Auseinandersetzung mit dem Kinofilm, eine dritte Phase der Ausdifferenzierung des Fernsehens selbst, schließlich die Phase des Video-Rekorders, der Fernbedienung und der neuen Digital-Medien. Daraus ergaben sich jeweils auch spezielle Sendeformen und ästhetische Einflüsse. Speziell auf die Literatur bezogen können wir feststellen, daß in den 50er Jahren Dramatiker als Autoren literarischer Vorlagen dominieren. Die Mehrheit der Verarbeitungen dramatischer Vorlagen sind Eigeninszenierungen des Fernsehens, keine direkten Übernahmen aus dem Theater. Genau umgekehrt war (und ist) es bei Volkstheater-Aufführungen von Komödien und Unterhaltungsstücken, die durchwegs aus den Theatern direkt übertragen und nicht im Studio nachgespielt werden. Seit den frühen 60er Jahren greift man bei der Produktion von Fernsehspielen nicht mehr in erster Linie auf Bühnenliteratur zurück, sondern bevorzugt erzählende Texte oder stützt sich auf eigens für das Fernsehen verfaßte Textvorlagen.

Fassen wir die Präsentationsformen ins Auge, so ist neben der Serie und der Show eine dominierende Präsentationsform das Fernsehmagazin. Die erste bedeutsame Zäsur der Magazingeschichte liegt am Beginn der 60er Jahre. Die folgende Phase ist durch die Öffentlichkeitswirkung der politischen Magazine gekennzeichnet. Das berühmteste Beispiel ist das oppositionelle politische Magazin „Panorama", vor allem mit seinen Sendungen in der ersten Hälfte

der 60er Jahre. In der zweiten Hälfte der 60er Jahre geht die Rolle einer außerparlamentarischen Opposition an andere Kräfte über. Gleichzeitig setzen sich neue Magazinformen durch: Kulturmagazine, später auch Unterhaltungsmagazine. Im Laufe der 70er Jahre differenziert sich das Magazinangebot weiter: Ratgeber-Magazine, Verbraucher-Magazine, Lebenshilfe-Magazine, Freizeit-Magazine, Kino-Magazine, Buch-Magazine, Wirtschaftsmagazine wenden sich an spezielle Zielgruppen. Rezeptionsgeschichtlicher Hintergrund ist die Vermehrung der Fernsehapparate in den einzelnen Familien sowie die Vermehrung der Haushalte von Singles, also von alleinlebenden und individuell fernsehenden Zuschauern, die sich nicht mehr wie im Familienverband einem Gruppeninteresse unterordnen müssen.

In den 80er Jahren, als die privaten Sender aufkommen, entstehen auch Life-Style-Magazine, Computer-Magazine, Ökologie-Magazine, Auto-, Reise-, Frauen-, Männer-Magazine etc. Aber die alten und die neuen Sender konkurrieren auch über neue ästhetische Formen. So wird z.B. in dem Magazin ZAK der Trend des Infotainments, der Kombination von Information und Unterhaltung zum konzeptionellen Leitmotiv, während etwa in bestimmten Talk-Shows die Tradition der intellektuellen Konversation zum emotionellen Konfrontainment mit Geschrei und Streit umgeformt wird.

Im Genre der fiktionalen Serien dominieren in den 50er Jahren zunächst deutsche Familienserien, die Einblick in die Mentalitätsgeschichte der frühen Bundesrepublik bieten. Rasch werden auch synchronisierte Krimiproduktionen wichtig, die analoge deutsche hervorrufen – vom *Kommissar* bis zu *Derrick* und *Tatort*, und schließlich anspruchsvolle Mehrteiler nach literarischen Vorlagen, von Regisseuren wie Umgelter und später Fassbinder oder Reitz. Erst danach, in den 80er Jahren, begannen im deutschen Abendprogramm importierte Endlos-Serien zu dominieren, an ihrer Spitze die amerikanische Serie *Dallas*, die durch brasilianische Telenovelas ergänzt und schließlich durch deutsche Endlos-Serien abgelöst wurden, von der Serie *Schwarzwaldklinik* bis zur Serie *Lindenstraße*, die die britische Serie *Coronation Street* ins Deutsche transformiert und ihre Figuren mit ihren Lebensschicksalen den Zuschauern scheinbar zeitgleich so nahe bringt, daß sie sie wie Nachbarn oder Bekannte zu empfangen scheinen.

Ich breche den Überblick über die Detailgeschichten des Fernsehprogramms ab. In der Geschichte der Buchliteratur hat der Programmbegriff keine zentrale Bedeutung. Übersetzte Literatur ausländischer Herkunft wird in der Geschichte der Nationalliteraturen vorerst nicht berücksichtigt, sondern der Komparatistik, der international vergleichenden Literaturwissenschaft zugewiesen. Wirkt sich der Umgang der Fernseh-Philologen mit ihrem Material – der Blick auf den großen Programmfluß, aus dem sich deutschsprachige Sendungen ausländischer Herkunft kaum ausgrenzen lassen – auf den Umgang der Philologie mit ihren älteren Gegenständen aus, dann würde dies eine Erweiterung der 'Nationalphilologien' mit sich bringen. Aber geraten sie damit nicht ins Uferlose? Die Möglichkeit besteht und damit die Aussicht auf Diffe-

renzierungen in weitere Teildisziplinen gemäß den Eigentümlichkeiten der Medien Buch, Theater, Zeitung und Zeitschrift, Radio und Fernsehen, Zweigdisziplinen, die aber Teil einer übergreifenden Kulturwissenschaft bleiben und sowohl kompetente Programm-Macher und Programmkritiker ausbilden sollten wie auch Lehrer, die den kompetenten Umgang mit den Medien zum Gegenstand des Schulunterrichtes machen können.

Ich habe in meinem Überblick häufig von unterschiedlichen Dezennien, von Jahrzehnten der Literatur- und Fernsehgeschichte gesprochen, obwohl ich natürlich weiß, daß die Geschichte der Künste und Medien, der Gattungen und Personen sich nicht nach den Kalenderdaten richtet. Jede Periodisierung, die nach historischen und nicht nach kalendarischen Zäsuren sucht, ist als eine Erkenntnisleistung zum Zweck der historischen Orientierung zu begrüßen. Aber solche historischen Konzepte führen vielfach zur Etablierung von speziellen Geschichten mit wechselndem Focus, die sich schwer miteinander vermitteln lassen. Benutzt man dagegen auch die neutrale Vorgabe, die der Kalender mit den Dekaden und Jahrhunderten zur Verfügung stellt, können sich die historisch interessierten Forscher der verschiedensten Länder und Disziplinen leichter verständigen. Sie machen in den historisch neutralen Zeiträumen des Kalenders mit ihren je eigenen Erkenntnisinteressen, Fragestellungen und Methoden je eigene Entdeckungen und tragen sie in die für alle identische Zeitkarte ein, bis der distanzierte Blick auf das Gesamtpanorama mit der Zeit Zusammenhänge ausmacht, die es erlauben, die Vielzahl der heterogenen Teilgeschichten unter wechselnden Dominanzstichworten zu ordnen. So kann man schon heute m. E. die These vertreten, daß sich das bundesdeutsche Fernsehen innerhalb der 50er Jahre im Hinblick auf Gesichtspunkte der Produktion wie der Rezeption unter das Dominanzstichwort 'Familienfernsehen' stellen ließe, eine Reihe von Abweichungen der 60er Jahre unter das neue Stichwort 'Gesellschaftsfernsehen'. In den 70er Jahren macht sich, wie ich es oben schon skizziert habe, zunehmend eine andere Tendenz geltend: eine stärkere Orientierung an Zielgruppen und individuellen Bedürfnissen, in den 80er Jahren des sog. dualen Systems eine Hinwendung zum Modell des großen 'Warenhauses', in dem man wählerisch und spielerisch flaniert.

Spezielle Sendungen, Sendeformen, Produktionsweisen und ihre Rezeption werden für diesen historisierenden Blick zu Indikatoren der Dominanten und ihrer Variation: etwa die Familienserien der 50er und 60er Jahre, die von Familien handeln und für Familien produziert werden, daneben die neuaufkommenden Polit-Magazine der 60er Jahre, die Differenzierung der Unterhaltungs- und Magazinprogramme in den 70er Jahren, die Clip-Ästhetik und die Werbesendungen der 80er Jahre – mit einem 'verkabelten' Zuschauer, der mit Hilfe der Fernbedienung im Rahmen seines Zeitbudgets durch die Programme 'flippt', 'zappt' und 'switcht', sei es auf der Suche nach 'seiner' Sendung, sei es in der habitualisierten Lust am permanenten Wählenkönnen und Wechselnkönnen. Daß das Fernsehgefühl der 'Flipper' und 'Zapper' möglich

wurde, ist medientechnisch bedingt, aber seine rasche Verbreitung hat nicht nur technische Ursachen. Denn es gibt Parallelen dazu in anderen Lebensbereichen. Ich zitiere ein Interview der Zeitschrift *DER SPIEGEL* von 1990 mit dem Autor Peter Handke:

> Ich habe (...) ein ideales Leben, ich (...) gehe aus dem Hotel ins Café, denke, wo könnte ich heute hinfahren, fahr' ich in die Natur, oder nehme ich das Flugzeug und flieg' nach Lissabon. Die vielen Möglichkeiten sind fast schon stummfilmreif, weil man dann vor der Abfahrtstafel steht und einen Entschluß für den Tag sucht. Da stehen Sie zwei Stunden davor und wissen nicht, wo Sie hin sollen.

Die medienspezifische Technik, die das 'Flippen' und 'Zappen' durch die Programme möglich macht, traf sich mit der ökonomisch-politisch bedingten Vermehrung der Programme und mit einem, gewiß nicht allgemeinen, aber doch in dieser Zeit auffälligen Lebensgefühl, dessen Träger in den 80er Jahren der 60er-Jahre-Tradition der Zukunftsorientierung (mit den BRD-Polen einer ökonomisch-rationellen 'Modernisierung' und einer philosophischen Utopik) eine Fixierung an den Augenblick entgegensetzten, die freilich nicht ausreicht, wenn wir in den Krisen der 90er Jahre bestehen wollen. Bislang setzt sich die interne Differenzierung der Programme in den 90er Jahren anders als in den 70er Jahren fort, nämlich als eine Spezialisierung der Kanäle. Bereits heute haben wir, neben dem bunten Programm der großen Sender, in Deutschland und anderen Ländern Spezialkanäle, auf denen nur Sportsendungen oder Musiksendungen oder Spielfilme oder Kunstsendungen oder Informationssendungen zu sehen sind. Der amerikanische Informationssender CNN (Cable Network News) ist während der Golfkrise ins allgemeine Bewußtsein auch der europäischen Bevölkerungen gedrungen, ein deutscher Nachrichtensender will es ihm nachtun. Wenn die Informationssendungen weiterhin an Bedeutung zunehmen, könnten sie vielleicht helfen, den Zuschauern die Aufgaben bewußt zu machen, die der Jahrtausendwende gestellt sind: die Herstellung des politisch-sozialen Friedens, der Ausgleich zwischen regionalem und kulturellem Autonomie- und Identitätsverlangen und übergreifenden internationalen Strukturen, die Sicherung der ökonomischen Lebensbedingungen für alle in 'West', 'Ost' und 'Süd', und last but not least ein ökologisches Konzept und eine ökologische Praxis zur Bewahrung der gemeinsamen Zukunft als neues globales Paradigma. Mit dem Technikphilosophen Günther Ropohl zu sprechen:

> **Die 'Agrarrevolution', d.h. der Übergang von der Jäger- und Sammlergesellschaft zur Hirten- und Ackerbaugesellschaft, vollzog auf einer niedrigeren Stufe der technischen Entwicklung genau das, was heute (...) wiederum zu Recht gefordert wird: die Ablösung des Ausbeutungsprinzips durch das Prinzip der Hege und Pflege.**

Anmerkung

[1] Vortrag, gehalten anläßlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an der József-Attila-Universität Szeged. In diesen Vortrag sind Thesen und Textpartikel aus älteren Arbeiten des Verfassers miteingegangen. Vgl. Kreuzer: Veränderungen des Literaturbegriffs, Göttingen 1975; ders.: Aufklärung über Literatur, 2 Bde., Heidelberg 1993 f., sowie die Einleitung zu der von Helmut Kreuzer und Christian W. Thamsen herausgegebenen „Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland", 5 Bde., München 1993 ff.

Zsuzsa Breier (Budapest)

Rücken und Gesichter in Botho Strauß
Trilogie des Wiedersehens

Kommen und Gehen

Das Stück beginnt mit einer der Handlung vorausgeschickten Szene: in einem Ausstellungsraum „kommen und gehen" die Besucher. Dieses Kommen und Gehen ist eine das ganze Stück durchziehende Bewegung. Ein ausdrucksstarkes Bild für das Nebeneinander. „Ich habe einfach nur nach einem Ort gesucht, an dem ein natürliches Kommen und Gehen auf der Bühne möglich ist. Die Atmosphäre einer Ausstellung ist doch merkwürdig: die Menschen gehen aneinander vorbei, treffen und trennen sich." – sagte Botho Strauß in einem Gespräch.[1]

Die meisten Bühnenbilder zeigen uns Menschen, die sich einander nähern und voneinander entfernen. In einem einzigen, geschlossenen Lebensraum. Allein und einsam; zeitweilig paarweise und auch dann doch einsam. Unausweichlich treffen sie einander – und/oder sich selber? – in diesem Raum.[2] Wie dieses Treffen vor sich geht und ob ein wirkliches Treffen und Sich-Finden zustandekommt oder nur ein Aneinander-Vorbeigehen – lauter existentielle Fragen für die Personen des Stückes.

Der Ort, an dem diese Begegnungen stattfinden sollen, ist bezeichnenderweise ein Ausstellungsraum. Ein Raum also, wo etwas zur Schau gestellt wird. Diesmal sind es jedoch nicht nur Bilder, die gezeigt werden. Auch Menschen stellen sich zur Schau. Auffallend ist gleich am Anfang ein Bild, das eigentlich als einziges der Sammlung genau erkennbar wird: „Eine flache norddeutsche Landschaft mit einer darin laufenden und sich verlaufenden Landstraße". Erst im Laufe des Stückes wird dem Publikum die Parallele immer drängender: Strauß zeigt lauter Lebenswege, die sich verlaufen. Menschen – die nebeneinander leben, die sich im gleichen Lebensraum bewegen – entfernen sich voneinander, trotz Annäherungsversuchen. Was es am Ende des Stückes gibt: einzelne Lebenswege. Menschen, die allmählich in die Ferne verschwinden.

Das Verschwinden oder „die sich verlaufende Landstraße"

An dieses Bild mit dem sich verlaufenden Weg knüpft sich wohl im Stück das Motiv des Verschwindens. Eine bekannte „Technik" von Strauß: In seinem Stück *„Bekannte Gesichter, gemischte Gefühle"* ließ er die „neue" Doris (die erträumte?) unter Stefan, der sich auf sie legte, verschwinden. Eine recht wirkungsvolle Szene. Hier geht es jedoch nicht um die pure Wiederholung dieses „Fanges": das Verschwinden der Figuren in diesem Stück hat einen anderen Kontext. Plötzlich, ohne Begründung, läßt Strauß auch hier Personen verschwinden – nicht jedoch gespensterhaft-varieté-nummer-artig.[3] Den direkten Übergang in Traumsequenzen gibt es in diesem Stück nicht. Nach einigen Blenden – der Autor arbeitet mit der filmischen Blende-Technik[4] – hat man das Gefühl, eine mögliche Variation der gleichen Szene zu sehen oder eine mögliche Fortsetzung. Auf jeden Fall verstärkt sich durch die Blenden der Eindruck: so könnte die Szene auch ablaufen. Genauer: man hat dies und das zugleich. Das Sich-Nähern und Sich-Entfernen in einem Atemzug. Ein Bühnenbild, das diese Doppelexistenz paraphrasiert: Susanne und Answald „stehen einen Augenblick leicht aneinander geschmiegt", im nächsten Moment jedoch, nach der Blende, sitzt Answald allein auf der Bank. Was ist wirklich, was ist wahr? Das Miteinander, das Nebeneinander oder das Alleinsein? Oder alle als Möglichkeiten. Alle als Wirklichkeiten. Zugleich.

Wie Menschen verschwinden, so verschwinden auch Gegenstände: der Stuhl des Wärters und Kläuschens Filmkassette. An sich Bagatellen, bekommen sie in diesem Kontext doch eine Bedeutung. Auch eine Filmkassette, auch die „verewigte" Wirklichkeit, (die Erinnerung?) kann also verschwinden. Nicht einmal die ist sicher. Der Stuhl des Wärters – sein einziges festes Requisit. Etwas, was ganz sicher nur für ihn gedacht ist. „Praktisch kann jeder darauf sitzen, sollte es aber nicht. [...] Alles was recht ist: man kann mir doch nicht einfach meinen Stuhl fortschleppen!" Ein Gegenstand, der im Gegensatz zu den Menschen sich sicherlich nicht entfernt. Eine Stütze. Und doch verschwindet bei Strauß sogar der Stuhl, sei es noch so unwahrscheinlich. „Das gibt's doch gar nicht! Ich hänge doch auch niemandem ein Bild vor der Nase ab, wenn er sich gerade diese Bilder da anschaut." Es geht ja nicht nur um den Stuhl. Es geht darum, was man einem wegnimmt. Wie man dann allein zurückbleibt.

Da ist Moritz, der an Bildern hängt „wie andere Menschen an Menschen". Wo die Unmöglichkeit fester, sicherer menschlicher Bindungen erfahren ist, gibt es nur noch Gegenstände, an denen man hängt. Der wirr-unsicheren „Innenwelt", die sich exakt sowieso nicht fassen läßt – die meisten machen sich daher gar keine Mühe, sie zu begreifen – wird die sichtbare und faßbare Gegenstandswelt gegenübergestellt. In dieser Hinsicht sind die beiden erwähnten Gegenstände auch von Relevanz: sie verkörpern die Gegenstandswelt und

deuten zugleich auf die Anhänglichkeit des Menschen an diese äußerliche Welt. Strauß' Figuren müssen jedoch erfahren, daß sie auch in dieser Gegenstandswelt dem Unsicheren und Unverständlichen ausgeliefert sind.

Ob die Gegenstände denn auch weggenommen werden können – ähnlich wie ein Mensch einem anderen? Ja und nein. Dem Wärter sein Stuhl, ja. Moritz seine Bilder eigentlich nie. Sie können lediglich abgeräumt werden, in gewissem Sinne bleiben sie doch für Moritz da. Er braucht doch die Bilder „zum Sehen, wie andere Leute die Brille". Sinn und Funktion der Kunst? Wenn man sein Gedächtnis nicht ausmerzen läßt, gibt es etwas, was bleibt. Was nicht verschwinden darf.

Während des ganzen Stückes hat man das Gefühl, daß da Menschen aufeinander zugehen, einander dann komischerweise doch nicht finden. Verdoppelt wird diese gescheitert-verzweifelte Suche nach dem anderen durch die parallele Suche nach dem eigenen Ich. Besonders ausgeprägt finden wir dieses Versteck- und Suchspiel durch Moritz und Susanne dargestellt. Im ersten Teil des Stückes sucht Moritz Susanne „überall", obwohl es recht unwahrscheinlich ist, daß er sie in diesem betont begrenzten und durchschaubaren Raum aus den Augen verlieren konnte. Auch sonst hängt die Frage in der Luft. Sie steht völlig zusammenhanglos im Kontext. Nun scheint Susanne verschwunden zu sein. Das Unheimliche an diesem Verschwinden wird noch durch eine weitere Szene markiert: während Moritz und Answald über Bilder und Kunst sprechen (Moritz zugleich noch immer Susanne vermißt), kommt Peter hinzu. Nach einer Blende setzen sie das Gespräch fort, bemerken auch Peters Anwesenheit, überhören jedoch seine Frage, die er sogar zweimal stellt: „Wo ist Susanne?". Eigentlich verschwand Moritz genauso unheimlich vorher, als Susanne zu ihm sprach. Moritz war unterdessen mal anwesend, mal verschwunden. Ist der erste Teil vom Moment der Suche nach Susanne durchdrungen, so finden wir einen Rollentausch im zweiten Teil: diesmal wird nach Moritz gesucht. Er wird in erster Linie natürlich von Susanne vermißt. Die ewige Rhythmusstörung, die kein Miteinander zuläßt. Die Phasenverspätung. Man wagt erst dann den höchsten Einsatz, wenn der andere sich bereits entfernt hat und umgekehrt.

Während jedoch Susannes Verschwinden eher rätselhaft-verschwommen, frauenhaft-geheimnisvoll war und auch als ein Bild über ihr Wesen aufgefaßt werden konnte, ist Moritz' Verschwinden konkret. „Es scheint, als habe sich Susanne in Luft aufgelöst", Moritz dagegen ging zum Bundesbahnhotel und wollte sich mit einer anderen Frau, mit Ruth, davonmachen. Susannes Verschwinden kann auch bloß als Sinnbild für „ihre Neigung, die Verlorengegangene zu spielen" interpretiert werden. „Eines schönen Tages wird sie spurlos verschwunden sein", heißt es über sie noch in diesem Zusammenhang. Damit kommen wir einerseits zu dem Bild mit der sich verlaufenden Landstraße zurück, andererseits aber auch zum Problem der Erinnerung bzw. des Gedächtnisses.

Gegen die Ausmerzung des Gedächtnisses

Es gibt Wege in diesem Stück. Wege, die von jemandem begangen wurden, und nun sieht ein anderer hin und versucht, Spuren zu finden. Versucht sich zu erinnern:

> [...] da beugen wir tagelang den Nacken über dieselbe Erinnerung. Zu Tränen betäubt, wenn wir den Fußstapfen finden, nicht die ganze Erinnerung [...]

Denn unser „stures Gedächtnis" trifft die Wahl. Und Susanne erinnert sich auch, wie Moritz die Mühe lobte. Die erhöhte Lebensmühe. Sie erinnert sich und Moritz an diese Worte, wenn es gilt, Moritz' Ausstellung und ihn selbst zu verteidigen. Ihre Worte helfen aber wenig: nachher wird Moritz mit Ruth verschwinden. Offensichtlich gedachte sie, mit dieser Erinnerung sich Moritz zu nähern. Komischerweise folgen in beiden Fällen Entfernungen. Um sich jedoch erinnern zu können, braucht man die Erfahrung des Erlebnisses. Richard, die Figur mit dem ausgemerztem Gedächtnis, ist nun so weit, nicht mehr erleben zu können. Nicht nur, daß ihm bereits Erfahrenes aus dem Gedächtnis verschwindet. Das Schrecklichste ist, daß er selbst was ihm „auf den Nägeln brennt", nicht zu bewahren fähig ist. Was er liest, „fällt ins Leere". Es gibt in ihm keinen festen Punkt mehr, an dem seine Erfahrungen haften könnten. Wie es sich im Falle Moritz und Susanne auf einer anderen Ebene abspielt, in einer anderen Variante.

Denn die müssen doch ein Stück gemeinsame Vergangenheit besitzen, auch wenn es ihnen offenbar noch nie gelang, den teuflischen Kreis ihrer sich einander nähernden und zugleich entfernenden Schritte zu durchbrechen. Susanne meint, sie kämen nur langsam voran, da man nicht richtig wisse, was man voneinander merken könne. Diese Bemerkung zeigt einerseits ihre unbeholfene Erinnerung, wo sie sich – trotz eines gemeinsamen Gedächtnisses mit Moritz – nicht an ihn fesseln kann (war etwa nicht das Richtige von dem anderen gemerkt?). Andererseits nimmt später auch Moritz diesen Faden auf, obwohl er als Adressat Susannes Reflexion gar nicht zuhörte. Doch erinnert er sich und Susanne an Elfriedes und Peters Gedanken über die Erinnerung: „Sich zu erinnern [müsse] so früh wie möglich im Leben beginnen" und: „man müsse das Gedächtnis einer Begierde besitzen, einer behinderten Begierde ...".

Die behinderte Begierde

Die Figuren des Stückes bleiben bei der Begierde, der behinderten Begierde. Moritz und Susanne verabschieden sich am Ende in dem gleichen Zustand, in dem sie am Anfang einander wiedertrafen. Es kam zu keiner Berührung zwischen den beiden. Susanne hofft zwar auf ein „Treffen":

> Am Anfang ist immer der Abschied [...] dann kommt ein Wiedersehen [...] Zwischen Kommen und Gehen die Wende, dort treffen wir uns.

Ob diese Wende einmal kommt, ob es gar zu einem Treffen kommen kann in dieser Konstellation der Bewegungen, die an die Planetenbewegungen erinnern? Nicht von uns gelenkt scheinen die eigenen Bewegungen zu sein; als ob man ohne eigenes Zutun einander das Gesicht und dann wieder den Rücken zuwandte. Und wenn schon, ist dies nicht bloß Zufall und rare Ausnahme? Susannes „Begrüßungsworte" an Moritz: „Fassen Sie mich nicht an! Kscht! Finger weg!" erhalten im nachhinein einen tieferen Sinn. Nicht nur, daß Susanne eigentlich zweimal noch dieses „Verschieben" des anderen wiederholt (mit Felix und Answald: ihr hartnäckiges Nicht-näher-Lassen, ihr ausharrendes Abwarten des Ergebnisses der Mühe hält die Wärme der anderen von ihr fern, bis sie sich selber in „Eis und Asche" verwandelt.

Bezeichnenderweise ist sie die einzige, die keinen duzt. Answalds Versuch, in ihre Nähe zu kommen, gelingt auch nur für eine kurze Zeit, obwohl er für das sonst übliche Duzen auch eine Prüfung zu überstehen bereit war. Sein „Privilegium" wird doch bald zurückgenommen, gleich als er nach seiner ihm weggelaufenen Geliebten, Elfi, sucht. Answald redet Susanne im bereits erworbenen vertrauten Ton an: „Susanne! ... Susanne! ... Johanna sagt, du hättest vorhin in der Stadt Elfi gesehen, stimmt das?". Aber Susanne, die sich gerade wie Answald verlassen und verloren fühlt, da Moritz mit Ruth weg war ("bin ein abgekämpftes Mensch, ein abgeschlagener Kopf ... ich kann nicht mehr"), hat kein Erbarmen mit Answald. Sie schlägt eiskalt zu (wäre es die Rache?), indem sie ihr mühsam erworbenes gegenseitiges Vertrautsein mit einem „Sie" kaltblütig zerschlägt: „Elfi ... Sind Sie wahnsinnig? [...] Kscht! Kscht! Verschwinden Sie! Zum Teufel mit Ihrer Pingpongfee!" Es ist Answald, der über seine Elfi die Worte aussagt, die gerade für Susanne zutreffen:

> Eine Gestalt [...] die du nicht fassen kannst, die sich biegt und dehnt wie Wasser, und geradeso lockend träge bereit, da zur Berührung wie Wasser.

Merkwürdig ist dabei, wie Botho Strauß seine Figuren gestaltet: in einem jeden haben wir eine Art Fragment. Keine Figur scheint mit dem Anspruch einer Ganzheit gezeichnet zu sein. Die Fragmente – wenn sie auch nicht in

einer Ganzheit zusammenstehen – lassen sich jedoch aufeinander beziehen. Über Elfi erfahren wir fast nichts mehr, als zitiert worden ist. Durch ihre Charakteristik erfährt man aber etwas Wesentliches über Susanne – und weiterleiten läßt es sich noch.[5]

Die Unmöglichkeit der Berührung und das „Fünkchen Beteiligung"

„Trilogie des Wiedersehens" ist ein Stück, in dem man einander nur selten das Gesicht zu zeigen wagt. Das wahre Gesicht. Das es vielleicht gar nicht gibt. Existieren mehrere wahre Gesichter zugleich? Was soll und was kann man denn in diesem Fall einander zeigen? Die Rücken. Susannes und Moritz' Geschichte ist die einer Fast-Berührung. Würde Moritz einmal Susannes Gesicht „erkennen", so würden sie einander gehören. Nicht einmal Susanne kann jedoch ihr Gesicht sehen:

> Wenn ich in den Spiegel sehe, finde ich nichts, was nicht auch in tausend anderen Gesichtern zu finden ist.

Moritz kann also Susannes Gesicht nicht sehen, weil sie selber ihr Gesicht nicht sieht. Sie leidet unter „Ich-Schwäche"[6]. Es passierte ihr schon, daß sie ihren Mädchennamen plötzlich nicht mehr wußte. Erschreckend ist es, anstelle der eigenen Identität, des eigenen Gesichts nur noch die Leere zu erblikken. Auch umgekehrt kann man jedoch diese Sache auslegen: Weil Moritz Susannes Gesicht nicht sieht, kann sie sich nicht erkennen. Weil Moritz sie noch nie gefragt hat, wie sie mit ihrem richtigen Namen heiße, ist es möglich, ihn zu vergessen. Erst durch den anderen wird unser Ich, unsere Existenz bestätigt. Susanne formuliert ihre Not: „Du gibst mir kein Gefühl für mich." In diese Richtung zeigt auch, wie noch andere Personen des Stückes die Achtung/Bestätigung ihrer Existenz durch die anderen ersehnen. Nachdem Ruth mit Moritz weggegangen ist, mit Susannes Moritz, kommt es zu einem Gespräch zwischen den beiden Frauen. Ruth zögert, Susannes Verzweiflungsrede zu unterbrechen und sie über ihren Irrtum aufzuklären (da Moritz Ruth nicht aus Liebe, nur aus Verzweiflung mitgebracht und nach wenigen Minuten weggeschickt hat), weil sie sich endlich einmal beachtet fühlt:

> Das ist ja überhaupt das Beste an dem kleinen Zwischenfall, daß einem hinterher doch der eine oder andere ein gewisses Mehr an Beachtung schenkt.

Ein Gespräch zwischen zwei Männern (Richard und Felix) ist ebenfalls darauf ausgerichtet, ein wenig Beachtung von dem anderen zu bekommen. Richard geht es nicht nur darum, was ihm „auf den Nägeln brennt", Felix zu erzählen. Was er tief ersehnt, während er über ein Buch spricht, ist die Achtung des anderen:

> Sie hätten mir ruhig einmal eine Zwischenfrage stellen können [...] ein flüchtiger Einwurf, der ein wenig Interesse bezeugt [...] ein kleines 'Aha' oder 'Wieso' oder 'Sieh an' [...] ein Fünkchen Beteiligung.

Und Franz, wenn er versucht, über die Liebe etwas Gültiges auszusprechen, fragt sich, ob nicht das „ausgewogene Interesse füreinander" von ausschlaggebender Bedeutung sei. Und der andere Alte, Martin, versucht seinem Leben „noch einmal ein zentrales Interesse ab[zu]gewinnen", indem er zu einer Geliebten geht. Und wenn in der zwischen Moritz und Susanne schwebenden Fast-Berührung wahr ist, daß Moritz Susanne „von Mal zu Mal" wiederfindet, „ohne sich zu irren", so ist das Gegenteil genauso wahr. Daß Susanne nämlich die „Ununterscheidbare" ist. Ihre Angst davor, daß Moritz sie vielleicht einmal nicht erkennt, ist genauso wahr.

Moritz und Susanne sind „Rücken an Rücken Vereinte". Die nicht das Gesicht einander zuzuwenden wagen. Einerseits. Andererseits: immer wieder lesen wir im Stück die Autoreninstruktion 'mit dem Rücken an die Wand gelehnt'. Bereits die erste Szene beginnt mit dem Bild: Susanne kommt „und lehnt sich sofort mit dem Rücken an die Wand, wie nach überstandener Flucht." Man läuft voneinander und zueinander. Man flüchtet voreinander. Dieses auf der Bühne immer wieder neu erscheinende Bild mit dem an die Wand angelehnten Rücken deutet auf den Lebenskampf hin. Man lehnt sich an die Wand, wenn man sich angegriffen fühlt. Man will die Sicherheit der Wand. Den Schutz von hinten. Wenn von vorne der Überfall des Unsicheren droht.

Und noch ein Aspekt des Rücken-Komplexes. Den Rücken zeigt man dem anderen, wenn man Abschied nimmt. Wenn man sich trennt. Dies meint Marlies, wenn sie sagt: „Am ganzen Körper bin ich nur noch Rücken, Rücken, kein Gesicht." Denn sie – ein Teil des sich immer streitenden Paares –, hat gerade eine Trennung hinter sich. In einem Zustand, wo man nur noch Rücken sieht und sich selber als lauter Rücken erlebt. Mit dem unerträglichen Gefühl des Verlustes des Gesichtes. Der Möglichkeit des Treffens. Daher ist Susannes einzige Hoffnung der gleiche Lauf der Wiederholung. Das gleichzeitige Vorhandensein des Rückens und des Gesichtes. Der Liebe und des Hasses. Nur noch als Rücken zurückzubleiben wäre der Tod.

Das Unheil des Verlassenseins droht den meisten Figuren. Ruth wird von Lothar verlassen, Susanne von Moritz, Answald von Elfie, Marlies von Felix, Elfriede von Kiepert, Johanna von Helmut. Das Verlassensein wird nicht

einmal dem einzigen zusammenbleibenden Paar erspart: obwohl sie im Gegenteil zu dem ewig streitenden Paar das Gleichschritt-Trippelschritt-Paar verkörpern, obwohl ihr Verhältnis weitaus das glücklichste ist unter allen anderen Paaren – am Ende des Stückes läßt uns Botho Strauß erfahren, daß auch Viviane betrogen ist: Martin hat eine Geliebte.

Es gibt in diesem Stück keine unverlassene Frau. Liebe und Haß, Rücken und Gesichter überall. Am Leben bleiben kann man nur, wenn man sich nie ausschließlich dem einen Prinzip zuwendet. „Glückstraurig" heißt die Wortschöpfung des Autors. Und das Komische und Unbegreifbare an dem ganzen ist, daß der überstandene Schmerz schon als fremd erlebt wird:

> Nichts fremder als der überstandene Schmerz, der dich beinahe die Identität gekostet hätte. Nicht fremder ...

Wie das Glück nur für Minuten gültig sein kann, so ist es auch mit dem Schmerz. Wie das Glück kein fester Punkt ist, so wenig ist es der Schmerz. Es gibt keinen festen Punkt, keine Leiste. Man hängt über dem Abgrund.

Warten und Aufschub

„Beinahe" hat der Schmerz die Identität gekostet; fast hat man einander berührt. Die Figuren von Botho Strauß können dieses „fast" nicht überschreiten. Betrachtet man die Choreographie des sich ewig streitenden Paares, hat man ein komisches „Auf und Ab" und „Ruck und Riß". Wohl die Parodie dieses 'Kommen und Gehen'-Themas. Die komisch-satirisch übertreibende Paraphrase des das ganze Stück durchziehenden ewigen Sich-Näherns und Sich-Entfernens. Wenn man schon fast in der Nähe ist, schreckt man zurück. Man wartet auf die günstige Gelegenheit. Das für die Botho Strauß-Kenner nicht unbekannte Bild der Erwartung fehlt auch in diesem Stück nicht: Alle stehen im Raum und beobachten einen Durchgang. Eine Vision der Erwartung beschwört Moritz anhand eines Oelze-Gemäldes herauf:

> ... so ähnlich stehen wir da in Erwartung und irgend jemand in unserem Rücken, hinter uns, da wird es immer jemanden geben, der uns warten sieht. Und dann ist sie vielleicht sie, auf die wir warten, sie steht in unserem Rücken und sieht uns still beim Warten zu ...

Während man auf das Unbekannte wartet, während man sein Gesicht dem Nichts zuwendet, versäumt man die im Rücken Stehende, die vielleicht die Erwartete ist. Man müßte sich nur umkehren, die Erwartung jedoch hindert daran. Man schenkt nicht dem die Beachtung, der da steht und sie dringend brauchen würde. Auf die Gegenwart wendet man keinen Blick; der Gegenwart hält man den Rücken hin, das Gesicht ist einer unbekannt-reizenden,

unsicher-hoffnungsvollen Zukunft zugewandt. Selbst der Ort des Stückes steht für ein solches Warten: in dem Ausstellungsraum „ist der Sonntag zuhause. Die Tatenlosigkeit, die Stille, die Erwartung".

Die Erwartung ist zugleich auch ein Warten. Ein Abwarten. Susanne warnt sich und Moritz, einander zu früh zu begegnen:

> Sparen wir uns das Verliebttun. Vermeiden wir bei Gott jene Zärtlichkeiten, in denen die großen Gefühle allzu leicht Zerstreuung finden. Gar Entkräftung.

Woher diese Furcht? Die „Grundausstattung" Furcht erwarb sie noch als Kind, dann eine allzu frühe Ehe, „ein halbes Dutzend Mädchenjahre Ehe, die zweite Wiege meiner Schrecken". Susanne hat die Erfahrung der unerbittlichen Gesetzmäßigkeiten der Herzensgeschichten. Wo das Fortschreiten der Aneinanderfolge von Glück und Unglück durch nichts zu verhindern ist. Und die Angst, daß dieses teuflische Rad am Ende wieder beim Unglück stehen bleibt. Daß man nach all dem als ein „Häufchen Elend" zurückbleibt. So gerät Susanne in die paradoxe Situation: sie wartet, um diesmal nicht alle Gefühle so rasch zu verschwenden. Das Zurückhalten der Tränen jetzt soll dann später einmal umso intensivere Freude möglich machen. Hat sie früher alles sofort ausgelebt, versucht sie diesmal alles zurückzuhalten – alles zum Zwecke Glück. Und doch ahnt sie, daß auch diese 'Methode' kein Garant einer glücklichen Zukunft ist. Fanden früher die ungehemmt freigelassenen Gefühle Zerstreuung, so drückt sie diesmal die Last der angesammelten Gefühle: „Unter diesem harten Aufschub" ist sie krumm geworden. „Aufrechtgehen, in Erwartung, tut [ihr] weh". Susanne hofft durch Aufschub ihr Glück zu finden. Das „glückliche" Paar, Martin und Vivian, geht den entgegengesetzten Weg, wenn es sagt: „Die Jahre sind kurz, die Stunden verrinnen/ Woll'n wir noch reisen, so laßt uns beginnen!"

Das Wagnis der großen Erregungen oder die natürliche Dunkelzone

Vivian ist also die einzige Frau im Stück, die sich neben ihrem Mann in Sicherheit fühlen kann – da sie nicht verlassen ist und vom Betrug nichts ahnt. Dieses Paar gilt für die Außenwelt als „das glückliche Paar", als Inbild der Harmonie. Neidisch-hänselnd bemerkt Ruth, die Verlassene: „Die mit ihrem senilen Glück, Arm in Arm im gleichen Trippelschritt". Ruth ist grausam, wenn sie sagt: „warte nur, bald hat sich's ausgepaart." Und doch hat diese Aussage auch ihre Wahrheit: weiß man sich durch seinen Partner in Sicherheit – glaubt man also doch einen festen Punkt gefunden zu haben –, wird man trotzdem nicht vor dem Abgrund gerettet. Denn der Tod kennt keinen Aufschub. Vivian ist sterbenskrank.

Selbst die Harmonie und Ruhe des „glücklichen Paares" erweist sich als Lüge. Denn Martin hat keinen Frieden gefunden. Es ist nicht Martin, sondern der andere Alte, Franz, der über die Aussöhnung „der letzten Widersprüche" redet: „Es scheint, seit einigen Jahren haben sich auch die letzten Widersprüche in mir glücklich miteinander ausgesöhnt." Auch dieser Behauptung kann jedoch kein absoluter Wahrheitsgehalt zugesprochen werden, wenn man an Franz' Eile und ernste Bemühungen denkt, mit Elfriede eine Verabredung zu treffen. In seinem aufgeregten Zustand begeht er sogar dem eigenen Sohn gegenüber eine Taktlosigkeit: am Geburtstag seines in einer Lebenskrise steckenden Sohnes (Answald) hat er vor, die Vorstellung, den Auftritt des Sohnes zu schwänzen. Sein unbedachtes Wort: „Dann werde ich jetzt Elfi Bescheid sagen –" [Hervorh. vom Verfasser], verrät, wie wenig er an die Not des von seiner Elfi verlassenen Sohnes denkt. Umso mehr an die neue mögliche Bekanntschaft mit Elfriede. Auch mit seinem eigenem Blute, mit dem Sohn, gibt es kein Miteinander. Immer steht man bloß daneben. Und Franz' „Ausgeglichenheit" bedeutet keinesfalls Glück. Wenn er daran denkt, „daß diese Ausgeglichenheit jetzt sozusagen [sein] letztes beherrschendes Lebensgefühl ist", ist er eher erschrocken als glücklich.

Denn diese innere Ruhe ist genauso langweilig wie die Ordnung der Bilder. Als die Freunde nach dem Verbot der Ausstellung die Gemälde neu ordnen, findet es Moritz „langweilig". Er verteidigt seine Ausstellung, die nicht-langweilige, mit seinen Gefühlen. Ein letztes Argument, das sicher keinen Vereinsvorstand beeindruckt. Doch leugnet Moritz keinen Augenblick, daß sein einziges ordnendes Prinzip ein höchst subjektives ist: Bilder, die er liebt, stellt er immer wieder aus. Die Bilder sind doch da, um sie „fühlen" zu dürfen und zu können:

> [...] wir hängen alle, auch wenn wir einmal nur im Vorübergehen hinschielen, mit ganzem Herzen an unseren Bildern. Oft sehen wir ja, ohne zu sehen, nur um zu fühlen [...].

Das Aneinandervorbeigehen- und -vorbeireden, dieses ewige Kommen und Gehen bedeutet bei Botho Strauß nicht Kälte und Gleichgestimmtheit. Die „gemischten Gefühle" werfen die Figuren zu- und voneinander, treiben sie in den Zustand der Erwartung.

Was die ganze Not dieser Figuren ausmacht: die Verkümmerung der Genuß- und Leidensfähigkeiten des Menschen. Die Aufklärung, „die Erscheinung des Geistes" kann dem Menschen kein Glück bringen. Eine Chance zum Leben könnte nur noch das „Wagnis der Gefühle" bedeuten. Ganz im Gegensatz zu Susannes sorgfältigem Sparen-Sammeln-Hüten-Aufbewahren ihrer Gefühle, hofft Peter, der Schriftsteller, gerade von der „Verausgabung der Gefühle", von dem Wagnis der „gewaltsame[n] Erregung" sein Glück. Wobei Susanne eigentlich auch zu diesem Zwecke ihre Gefühle vorläufig zu-

rückhält. Was Moritz vorschwebt: der „höchste Einsatz". Errungenschaften Tag für Tag. Die „erhöhte Lebensmühe" – statt einer „Fülle achtloser Gewohnheiten". Wie Moritz' Vorbild, der Taubblinde, sich jeden Tag erneut Mühe geben soll, morgens beim Frühstück den eigenen Vater zu erkennen. So sollte man sich jeden Tag darum bemühen, die alltäglichsten Dinge nicht bloß als Selbstverständlichkeit zu erleben. Sich nicht ergeben. Sich nicht abfinden. Sondern wagen. Immer wieder erneut den höchsten Einsatz wagen. Und weshalb das Wort Wagnis? Weil man sich dadurch nicht nur dem größten Glück, sondern zugleich dem größten Unglück aussetzt. Läßt man sein Herz zucken, tut es weh, wenn es mit dem Rasiermesser aufgeschnitten wird.[7] Noch schlimmer ist es jedoch, wenn das Herz gar nicht zuckt.

Deshalb kündigt Peter die Notwendigkeit der „Wiedergewinnung der Tränen, des verschollenen Lachens, der Schmelzflüsse von Lust und Trauer" an. Denn nichts schlimmer, als am Ende wie „das erloschene Antlitz eines aufgeklärten Fernsehmoderators" zurückzubleiben. Dann lieber „heute Trennungsstrich, morgen Bindestrich"[8]. Wozu denn die Existenz unserer geheimen „natürliche[n] Dunkelzone" verleugnen. Auch wenn man sie abstreitet, gibt es sie. „Dort brodelt und zischt ein alter ego". Umsonst wäre die Lüge der Aussöhnung der letzten Widersprüche. Wenn schon der Mensch als ein Wesen mit letzten Widersprüchen kreiert ist, hat man keine andere Wahl, als damit leben zu lernen. Zwar bringen die Herzensgeschichten „ein furchtbares Durcheinander mit sich", lassen aber zugleich „die ganze Persönlichkeit aufleben". „Das Leben verliert an Interesse, wenn man nicht den höchsten Einsatz wagt", wird im Drama ständig neu formuliert. Und will man Moritz' Ausstellung neu ordnen, hat man nichts davon begriffen. Denn er weiß über dieses „furchtbare Durcheinander" Bescheid. Er weiß, daß die Zusammenhänge Lüge sind. Daß die Aufklärung Lüge ist. Es gibt keine Erklärung für die Dunkelzone, keine Erklärung für unsere „gemischten Gefühle", die im Galopp wechseln. Keine Erklärung für die Glückstrauer. Und daher kann es kein endgültiges Nebeneinander-Miteinander geben. Nur ein Sich-Nähern, worauf ein Sich-Entfernen folgen muß. Wie es nur „verbissene Einzelkämpfer" gibt: „ein heroisches Ich neben dem anderen". Ein Ich neben dem anderen. Und nie mit.

Anmerkungen

[1] KAZUBKO, K.: *Der alltägliche Wahnsinn. Zur „Trilogie des Wiedersehens"*. In: Text + Kritik. H. 81 (Jan. 1984) S. 20.

[2] „Der Fluchtort ist Treffpunkt" – unter diesem Titel veröffentlichte Peter Iden seinen Beitrag zur Analyse des Stückes. Überzeugend ist seine Darstellung des Treffpunkt-Charakters dieses Ortes, wobei er das Moment der Selbstbegegnung hervorhebt: „Die Menschen treffen auf sich selber; es ist, als trügen sie ihre Gefühle in das Museum, um sie dort wie die fremden Objekte einer fremden Einbildung, wie Bilder, zu erleben." – IDEN, P.: *Der Fluchtort ist Treffpunkt. Trilogie des Wiedersehens*. In: Frankfurter Rundschau. 14. 6. 1977

[3] siehe dazu: „Strauss springt aus dem Detail-Realismus immer wieder in Variete-Nummern, in Traumsequenzen ab". – HENSEL, G.: *Capriccio mit tiefgekühlter Leiche.* In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. 9. 1975

[4] Der häufige rasche Lichtwechsel bzw. die kurzen Verdunkelungen verleihen dem Stück die Atmosphäre des Fragmentarischen einerseits, andererseits bewirken sie die „Ausstellung" der Figuren und der Handlung: einzelne Bilder und Personen, Augenblicke und sogar Textstellen werden nach kurzen Blenden betont beleuchtet und zur Schau gestellt.

[5] siehe dazu Dietrich Gronaus allgemeine Bemerkung in bezug auf Strauss' erste vier Stücke: „Empfindungen und Redensarten aber bilden das Charakteristische der gesamten Textmasse. Sie sind auf verschiedene Figuren verteilt, die sich zur Übertragung der Wahrnehmungen des Autors Strauss alle nur teilweise eignen, da sie wenig Eigenleben entwickeln und zusammengenommen als Bündel das Bündel an Nerven und Aussagen bilden, das in Botho Strauss das Talentreservoir ausmacht". – GRONAU, D.: *Gemischte Gefühle. Über den Autor Botho Strauss und seine Stücke.* In: Bühne und Parkett. 2 (1980)

[6] Zu der Problematik der „Ich-Schwäche" siehe: KAZUBKO, K. *Der alltägliche Wahnsinn. Zur „Trilogie des Wiedersehens".* In: Text + Kritik. H. 81 (Jan. 1984). S. 20-30.

[7] „Wenn mir einer das zuckende Herz mit dem Rasiermesser aufschneidet, dann ist es eben vorbei." – sagt Susanne, nachdem Moritz mit Ruth weggegangen ist.

[8] FELIX: Weil zwischen uns nie etwas so gemeint ist, wie es gesagt wird. Und die Meinungen selber wechseln im Galopp. Heute Beschuldigung, morgen Entschuldigung. Heute Zusage, morgen Absage. Heute Trennungsstrich, morgen Bindestrich. Fazit:
Marlies: Liebe

János Szabó (Budapest)

Schweizerisch-ungarische Spiegelungen[1]

Ein junger Schweizer blickt im Jahre 1933 vom Gellértberg auf die ungarische Hauptstadt und ist begeistert:

> [...] wie weit und wie breit ist dieses Pest [...]. Und wie hold liegt die Margaretheninsel in der Donau, mitten in der Stadt als ein unberührtes Idyll! Und dann die schlanke Kuppel, die Türmchen darum und die Bögen, welche stumm und versonnen aufragen am Fluß: als stolzes Parlament eines gedemütigten Reiches, als Denkmal alles Verflossenen, was die Ungarn nicht vergessen können! [...] Margaretheninsel! So habe ich mir schon immer das Paradies vorgestellt: mit weichem Hellgrün und roten Tennisplätzen darin, mit urwuchtigem Gebäum und einem Bänklein darunter, weiß gestrichen, und dann etwas Armverschlungenes darauf und statt der Schlange ein angebundenes Hündchen. Dreißig Filler kostet der Eintritt, wenn man den anderen in die Seligkeit schauen will.[2]

Etwa zur gleichen Zeit kommt ein nicht mehr so junger, nicht mehr so begeisterungsfähiger Budapester Schriftsteller nach Zürich. Er schreibt:

> Die Menschen hier sind ungemein ehrlich. Den Mantel, den ich auf einer Bank liegengelassen habe, bringt man mir nach. Wenn ich etwas kaufe, brauche ich das Geld nicht zu zählen. Man gibt nie zu wenig Retourgeld. Das beruhigt. Allerdings auch nie zu viel. Das ist enttäuschend. [...] Hier möchte ich krank sein und sterben. Leben jedoch möglichst anderswo. [...] Ich packe ja schon meine Siebensachen. Nehme Abschied von diesem geschrubbten, gekämmten, wunderbaren Paradies. Zugegeben, es ist großartig. Derjenige aber, der meinen schweren, komplizierten Beruf ausübt, braucht mehr Unordnung und – mit Verlaub zu sagen – mehr Dreck.[3]

Ist es ein Zufall, daß beide Autoren das Wort „Paradies" gebrauchen und sozusagen als Gegenpol dessen auf das Geld zu sprechen kommen? Wohl kaum, geht es doch beiden um die Suche nach einem Ideal und den Kontrast zwischen diesem Ideal und der Wirklichkeit in der eigenen Welt.

Den jungen Schweizer zieht es in die Ferne, zwar nicht so radikal wie einst die Reisläufer oder einige Jahre zuvor den „kuriosen Dichter" Hans Morgenthaler, der mit den Worten „Paradies ist – wo ich keine Gesetze kenne" von Asien schwärmt. Unser Schweizer macht nur eine Europareise zur Entdekkung der Größe, die in jenem Kleinstaat angeblich so rar sei. Der Schwärmer will das Paradies auf der Margaretheninsel entdecken – doch spätestens mit dem letzten Satz über dreißig Fillér Eintritt kommt er (und mit ihm der Leser seiner "Ungarischen Skizzen" in der *Neuen Zürcher Zeitung*) auf den Boden der Realität zurück.

Der Ungar, erfahrener Reisender, angesehener Schriftsteller und Publizist, sucht auch das Paradies auf Erden. In der Heimat findet er es nicht, die Eidgenossenschaft sei, stellt er fest, im Vergleich zu Ungarn schon das Paradies selbst, doch er relativiert dies gleich mit resignierter Ironie, indem er die unverhüllt neidvolle Berichterstattung mit einem Bekenntnis zur Unordnung und mit dem leisen Vorwurf der Sterilität an die Adresse der Schweiz abrundet.

* * *

Die beiden Autoren, deren Texte private und öffentliche Selbstreflexion mit Beobachtung und vorsichtiger Bewertung der Situation der anderen vereinen, Introversion und Extroversion zugleich verkörpern, Spiegelungen von beiderseitigem Interesse enthalten, heißen Max Frisch und Dezső Kosztolányi. Sie sind Kronzeugen der schweizerisch-ungarischen Beziehungen, von denen in diesem Vortrag die Rede sein wird – unvermeidlich skizzenhaft, denn der Bogen spannt sich über mehr als tausend Jahre, von St. Gallen, wo unsere Ahnen 926 mit dem etwas einfältigen Pater Heribaldus im Klosterkeller bei Wein so ausgelassen gefeiert hatten, bis zum heutigen Tag.

Die ersten Jahrhunderte der Kontakte standen im Zeichen der Christianisierung in Ungarn, an der sich Geistliche aus heutigen Schweizer Gebieten stark beteiligten. Es entfalteten sich allmählich Beziehungen in Handel, Wirtschaft und Diplomatie, immer häufiger verknüpft mit kulturellen Aspekten. Die zuverlässigsten Informationen über den Freundschaftsvertrag von König Matthias Corvinus und der Eidgenossenschaft im Jahre 1479 (als wir beide noch Großmächte waren) verdankt man beispielsweise der literaturgeschichtlich bedeutsamen Chronik des Luzerner Ratsherrn Melchior Russ, den Matthias 1488 zum Ritter schlug.

In der Epoche des Humanismus machten sich nicht mehr nur Geistliche, Kaufleute und Politiker auf die Reise, sondern auch Künstler und Gelehrte, unter ihnen der berühmt-berüchtigte Arzt Paracelsus, der ein so reges theoretisches Interesse für den Tokajer Wein zeigte, daß er ihn unbedingt an Ort

und Stelle studieren wollte. Das erhoffte Gold fand er im edlen Saft schließlich nicht; von anderen Vorzügen des Tokajers konnte er sich während seiner Ungarnbesuche bestimmt überzeugen.

Die religiösen Beziehungen nahmen inzwischen – dank der Reformation – neue Ausmaße und Formen an. Daß der Protestantismus in Ungarn sich eindeutig an helvetischen Vorbildern orientierte, ist bekannt, man kennt den Fall der Galeerenhäftlinge, bei dem die Schweizer Hilfsbereitschaft sich einmal mehr großartig bewährte, man hat von persönlichen Kontakten der Kirchenführer, von Übersetzungen wichtiger theologischer Werke (so etwa der *Institutio* Calvins durch Albert Szenczi Molnár im Jahre 1624) und Spenden zu Kirchen- und Schulbauten gehört (zum Beispiel nach dem großen Brand in Debrecen 1728). Es dürfte weniger bekannt sein, daß gelegentlich auch Schweizer in Ungarn kollektierten, wie Karl Liffort aus Genf Ende des 16. Jahrhunderts – und zwar, man höre und staune, nicht ohne Erfolg.

Von den reichen protestantischen Beziehungen der beiden Länder soll hier nur noch eine einzige Episode hervorgehoben werden, die Ungarnbesuche des Theologen Karl Barth. Er hielt sich 1936 und 1948 in unserem Land auf. Beide Male hörten seinen Predigten und Vorträgen Massen zu, er wurde (zu Recht) als der größte lebende Theologe gefeiert und in Sárospatak zum Ehrendoktor ernannt – doch er ließ sich von den Ehrungen nicht blenden, er beobachtete die Verhältnisse im Gastland sehr genau. Im Jahre 1948 sprach er sich (in der gegebenen Situation nicht unlogisch) gegen eine Abkapselung der ungarischen Kirche aus, man könne doch bestimmt einen Modus vivendi mit den neuen Machthabern finden. Dann folgte die herbe Enttäuschung. Barth sah sich 1951 zu jenem Brief an Bischof Albert Bereczky gezwungen, der leider bis heute nicht an Aktualität eingebüßt hat:

> Sehen Sie, lieber Herr Bischof, da muß ich nun auf die Länge eben doch wieder an meine erste Ungarnreise im Jahre 1936 denken, auf der ich mich nicht genug verwundern konnte, in welchem Maß die dortigen Reformierten imstande waren, in der 'Stephanskrone', im Kampf gegen den Vertrag von Trianon und für das gute ungarische Recht gegen Tschechen und Rumänen, in ihrer geschichtlichen Sendung als Vorkämpfer des christlichen 'Westens' (!) ohne weiteres die causa Dei et ecclesiae zu erblicken. Und dann frage ich mich: Geht es denn im reformierten Ungarn gar nicht anders als jedesmal in so hundertprozentiger Konkordanz mit dem jeweils herrschenden Regime? Wie kommt es, daß Sie jetzt den 'Sozialismus' – als ob es da nicht die geringste Frage gäbe – auf Ihre Fahne (die Fahne der Kirche Jesu Christi!) setzen können? Mit Einschluß der propagandistischen Anmaßung, als ob unter 'Sozialismus' im Himmel und auf Erden gerade nur das verstanden werden könne, was in Ihrem Lande und überhaupt im Ostblock jetzt so heißt?[4]

Doch zurück zum 16. Jahrhundert, als die protestantischen Schweizer Hochschulen (mit Basel an der Spitze) eine zentrale Rolle im europäischen Geistesleben zu spielen begannen. Sie wurden fast von Anfang an auch von Studenten aus Ungarn (künftigen Theologen, Medizinern, Naturwissenschaftlern) besucht, die – wie man es damals zu sagen pflegte – Weisheit einkaufen wollten, um sie dann in der Heimat fruchtbar zu machen. Diese Kontakte bestanden mit kleineren Unterbrechungen bis zum zweiten Weltkrieg. Allein das theologische Alumneum Basel beherbergte zwischen 1894 und 1944 mehr als hundert Studenten aus Ungarn.

Die genaue Erforschung des Universitätsbesuchs ist in erster Linie natürlich für uns Ungarn von Bedeutung. In erster Linie, aber nicht ausschließlich. Denn so manche Beobachtung und Aufzeichnung der „Studiosi" kann gewiß auch zur Selbsterkenntnis der Schweizer beitragen, so etwa das Tagebuch von Ferenc Pápai Páriz, der von 1673 bis 1675 in Basel studierte. Darin liest man begeisterte Berichte darüber, wie Anatomieprofessor Glaser eine geköpfte Kindermörderin acht Tage lang öffentlich sezierte, und wie Pápai selbst, schon in Schaffhausen, nach einer angenehmen Wanderung in der Umgebung Hunde und Katzen zerlegte. Man kann auch eine Beschreibung des Basler Erdbebens am 16. Dezember 1674 sowie der Doktorprüfung Pápais und des Festes danach im Tagebuch finden und erfahren, daß dem Pedellen nach dem Fest vier Taler gegeben werden mußten; die Gesamtkosten der Doktorprüfung beliefen sich auf mehr als 55 Taler – Wissenschaft war halt nie ein billiger Spaß.

Pápai veröffentlichte ferner, dem Usus der Zeit entsprechend, die Begrüßungsgedichte seiner Freunde anläßlich der Verteidigung. Griechische, lateinische, französische, ungarische und deutsche Verse sind im Band vereint; ein Landsmann gratuliert ihm aus dem Berner Spital, seine Schweizer Professoren ermuntern den frischgebackenen Doktor, das in Basel erworbene Wissen bald in den Dienst seines Vaterlandes zu stellen (und folglich eh nicht in der Schweiz zu bleiben), und ein ehemaliger Schulkamerad, Mihai Halici aus Karánsebes, begrüßt ihn – horribile dictu – in einem tadellosen zehnzeiligen rumänischen Gedicht.

* * *

Die Intensivierung der schweizerisch-ungarischen Kulturbeziehungen im 19. Jahrhundert geht vor allem auf die Entwicklung des internationalen Fremdenverkehrs zurück. In den Fußstapfen der englischen Aristokraten, die sich an der Natur laben, die Gebirgsidylle kennenlernen und die Geheimnisse der Käseherstellung eruieren wollten, bevölkerten nun auch Ungarn die eidgenössischen Straßen und Bergpfade. Der erste, István Sándor, traute sich nur anonym über seine Schweizerreise im Jahre 1791, die Besteigung des Gotthard und andere touristische Heldentaten zu berichten – Wien sah ja solche Eskapaden (zu einer Zeit, als gerade der ausländische Universitätsbesuch verboten werden sollte) sehr ungern; wo kommen wir hin, wenn die Ungarn mit eigenen Augen sehen, was in der Welt passiert?

Mit der Zeit setzte man sich einfach über das offizielle Mißfallen hinweg. Wer es sich leisten konnte, machte sich auf den Weg nach Westeuropa, und ein Besuch in der Schweiz durfte dabei nicht fehlen. Die Mitglieder der Generation, die bald das politische Geschehen bestimmen sollte, Gregor Berzeviczy, Ferenc Toldy, Bertalan Szemere, Ágoston Trefort, Ferenc Pulszky und andere, führten während der Reise eifrig Tagebuch, um die Erlebnisse und Erkenntnisse auch der Öffentlichkeit kundzutun. Ihr Interesse erstreckte sich schier auf alles, auf die Institutionen der Demokratie und die Gefängnisse, die Erziehung (man ging zu Pestalozzi nach Yverdon und zu Fallenberg nach Hofwyl) und die Technik, die schlanke Eisenbrücke in Fribourg und die Dampfschiffe auf dem Vierwaldstätter See. Die touristischen Sehenswürdigkeiten zogen die Männer auch an, die Besichtigung des Rheinfalls galt fast als eine Pflichtübung. Szemere zeichnete wörtlich auf, wie ein Cicerone 1837 auf dem Vierwaldstätter See die Tell-Sage erzählte.

Polixéna Wesselényi (nebst der Pädagogin Therese Brunswick die einzige Frau unter den Reisenden) hielt demgegenüber nichts von Fremdenführerklischees. Dem Schiffer, der sich über Byron ausließ – „monsieur le Milord qui était un grand poète"[5] habe den Sturm besonders gern gehabt und den See ausgerechnet von seinem Schiff aus stundenlang mit düsterem Blick betrachtet – gab sie fünf Taler, damit er den Quatsch keinem Reisenden mehr erzähle. „Ob ich den Schiffer dafür gewinnen konnte, diese meine menschenfreundliche Ansicht zu teilen, weiß ich allerdings nicht"[6] bemerkte sie.

Polixéna Wesselényi ist nicht nur ihres vorzüglichen Stils wegen die interessanteste Person unter den Reisenden. Ihr dient der Auslandsaufenthalt nicht als Vorbereitung auf eine politische Karriere, sie will wirklich sehen, erleben, sie beobachtet Details, die ihren männlichen Kollegen entgehen. „Die Kleidung der Genferinnen ist hübsch, einfach, nach der Pariser Mode, wenn auch etwas kleinstädtisch anmutend", schreibt sie unter anderem, „ihre Manieren sind stramm, sie scheinen die gesellige Leichtigkeit zu entbehren; hübsche Kindermädchen führen oder tragen die sauber gewaschenen Kinder hinter ihnen her."[7] Die Männer seien ebenfalls einfach und sauber gekleidet, auch stramm, ernst, den Frauen gegenüber höflich. Es gefällt der sonst sehr kritischen Dame (die geldgierigen Bergleute nennt sie einmal gar „die mißratenen Söhne Wilhelm Tells"[8]), daß nach den Theateraufführungen nicht bunte Kutschen, sondern Diener mit Laternen auf das Genfer Publikum warten. Sie selbst geht auch ins Theater; die Leute hören dort, berichtet sie, sehr aufmerksam zu, „sehen kann man nämlich nicht viel, so ökonomisch wird der Saal beleuchtet."[9]

Die Krönung der Reisen von Ungarn in die Schweiz im Vormärz stellen zweifelsohne die fünfzehn Monate dar, die Franz Liszt 1835-1836 in Genf verbrachte. Während dieser Zeit schuf er den berühmten Klavierzyklus *Années de Pèlerinage, Première Année, Suisse* mit Teilen wie *Die Kapelle von Wilhelm Tell, Am Wallenstätter See, Pastorale, Heimweh* und *Die Glocken von Genf.* Der allgemein übliche deutsche Name des Zyklus ist *Wanderjahre*, wir sagen, ebenfalls

auf Goethe anspielend, auch im Ungarischen *Vándorévek*, obwohl der Ausdruck „Pilgerjahre" – „Zarándokévek" – den Intentionen des Komponisten und dem eigentlichen Titel viel besser entspräche.

Von Liszts musikalischen Nachfolgern ist in erster Linie Bartók hervorzuheben, der fast genau hundert Jahre später mit Unterstützung von Mäzenen wie Paul Sacher und Hans Reinhardt mehrere bedeutende Werke, darunter die *Musik für Saiteninstrumente, Schlagzeug und Celesta*, in der Eidgenossenschaft komponierte und an der Uraufführung der *Sonate für zwei Klaviere und Schlagzeug* in Basel mitwirkte.

Die Freundschaft der Mäzene erbte Bartóks Schüler Sándor Veres. Der am 4. März 1992 Verstorbene lebte seit 1949 in Bern, die Sommerferien verbrachte er aber oft in der Villa des Basler Professors Müller-Widmann, wo Bartók während seiner Schweiz-Aufenthalte stets untergekommen war. Während der Professor sich mit der Familie ins Ferienhaus am Sempacher See zurückzog, konnte sich Veres ungestört dem Komponieren widmen. (Und den Weinkeller ließ für ihn Professor Müller auch offen.) Veres schuf nun in Basel so wichtige Werke wie die *Klee-Phantasien*, zu denen ihn 1952 die große Paul-Klee-Ausstellung im Kunstmuseum inspirierte. Die Komposition für Streichorchester und zwei Klaviere, die von dem Berner Kammerorchester sowie von Veres und seiner Frau uraufgeführt wurde, dürfte als Prototyp jener internationalen, interdisziplinären Spiegelungen betrachtet werden, denen unser besonderes Interesse gilt.

* * *

Mit Bartók und Veres haben wir in der Chronologie einen Sprung über die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gemacht, von der es, wenn die Zeit nicht so knapp wäre, freilich auch etliches zu erzählen gäbe.

Im 20. Jahrhundert kamen nun unverändert viele Ungarn in die Schweiz: die Schriftsteller Andreas Latzko, Emil Szittya und Julius Hay, aus sehr unterschiedlichen Gründen, dann Endre Ady, der – unterwegs zwischen der Heimat und seinem geliebten Paris – in Rheinfelden eines der schönsten melancholischen Gedichte vom Altern schrieb (*Az ifjú Rajnánál, Am jungen Rhein*); Tibor Déry, der einige Monate zum Sprachlernen in einem St. Galler Internat weilte; und Albert Gyergyai, der endlose Gespräche mit der unbekannten, aber allem Anschein nach sehr liebenswürdigen alten Dichterin Sophie Haemmerli-Marti führte und zur Krönung seines Schweiz-Aufenthaltes Nobelpreisträger Carl Spitteler in Luzern aufsuchen durfte.

Es gab, wie immer, auch eine Bewegung in die entgegengesetzte Richtung. Denis de Rougemont suchte Babits auf; Albert Steffen sprach bei der Grundsteinlegung der Budapester Rudolf-Steiner-Schule 1929 die pathetischen Worte

> Wir stehen da, die Stätte zu errichten,
> die gottgewollten Erdenzielen dienen soll.
> Voll Dankbarkeit

betreten wir den guten Grund der Erde,
mutvoll und herzlich bewegt
atmen wir die waltenden und heilenden Kräfte der Luft.
Treu des Geistes wahren Wegen
schauen wir im All das Licht der Welt[10]

– und Cuno Hofer wirtschaftete, fern vom Treiben der Welt und der Literatur, in der Nähe von Tokaj und führte endlose Prozesse gegen Schwiegervater Dessewffy, seinen „Schweizer Standpunkt" auch in einer ungarischsprachigen Broschüre darstellend.

In jedem internationalen Kunstlexikon findet man Hinweise auf den in der Schweiz tätigen Typographen Imre Reiner und den Bildhauer Zoltán Kemény (wohl einen der unmittelbaren stilistischen Vorfahren von Jean Tinguely) – in der alten Heimat sind sie so gut wie unbekannt. Auch von Jenő Marton, der 1917 als Zirkusjunge in die Schweiz kam, wo er zunächst Schneider, dann Reklameberater, Filmregisseur und Kaufmann wurde und 1944 mit dem Roman *Jürg Padrun* über das Waldsterben den „Höhepunkt und Abschluß der Schweizer Heimatliteratur des Jahrhunderts"[11] schuf, hat hierzulande kaum jemand gehört.

Es sei nur noch – statt einer weiteren Aufzählung – auf etwas hingewiesen, was auf den ersten Blick kaum zu unserem Thema paßt, auf die von protestantischen und katholischen Geistlichen initiierte Hilfsaktion für ungarische Kinder nach dem ersten Weltkrieg. Von 1920 bis 1927 fuhren mehr als 10 000 Knaben und Mädchen für einige Monate zur Erholung zu eidgenössischen Familien. Nach dem zweiten Weltkrieg nahm man die Aktion wieder auf. Etwas ausschließlich Karitatives? Wer sich einmal mit einem der Teilnehmer (zum Beispiel mit meinem Kollegen László Tarnói, dem damals 38 – oder 30,8 – Kilo schweren kleinen Dolmetscher einer Gruppe) darüber unterhalten hat, versteht, wie tief die Begegnung mit Natur und Sprache, mit Schweizer Lebensweise und Alltagsdemokratie die Persönlichkeit dieser Menschen zu prägen imstande war.

* * *

Die Hilfsaktion wurde 1948 abrupt abgebrochen, sie war den hiesigen Behörden ein Dorn im Auge. Plötzlich befand sich Europa mitten im Kalten Krieg, die Schweiz auf jener, Ungarn auf dieser Seite des Eisernen Vorhanges. Im Bewußtsein des Durchschnittsschweizers gehörten wir wohl mit zu denjenigen, die in Pelzmütze mit rotem Stern an der Grenze standen und begierig darauf warteten, die eidgenössische Ruhe und Ordnung zu zerstören; für uns wiederum schien die Schweiz zwar keine so direkte Bedrohung darzustellen, doch sie gehörte zu einer fernen, unergründlichen, fremden Welt, die uns letztlich feindlich gegenüberstand.

Ein Indiz dafür schien die Fußballweltmeisterschaft 1954 zu liefern. Denn es liegt auf der Hand, warum wir das Endspiel gegen Deutschland verloren haben: weil unsere Fußballer vor dem Spiel nicht schlafen konnten. Vor ihrem Hotel in Solothurn übten die ganze Nacht Schweizer Jugendblasorchester für den Wettbewerb am darauffolgenden Tag. Dieses war der erste Streich der Schweizer. Zweitens sei der Bus der ungarischen Mannschaft von den Organisatoren nicht zum Stadion durchgelassen worden, so daß unsere Spieler bei strömendem Regen durch die Menge in die Kabine mußten und praktisch schon müde zum Spiel antraten. Und drittens: Der am Anfang des Turniers verletzte Puskás hätte im Finale nicht eingesetzt werden und dort eben ziemlich schwach spielen können (eine Auswechslung während des Spieles gab es damals noch nicht), wenn er nicht durch einen geheimnisvoll im Hotel auftauchenden Schweizer Schafhirt fit gemacht worden wäre. Soviel zur Verantwortung der Schweiz an unserer „Nationaltragödie" 1954.

Zwei Jahre später kam die wirkliche Nationaltragödie. Die erregten Diskussionen, die unverzüglich eingeleiteten Hilfsmaßnahmen und die bereitwillige Aufnahme von Flüchtlingen zeigen, daß die Eidgenossenschaft wieder einmal imstande war, in einer kritischen Situation konstruktiv zu handeln. Der Titel der Ausstellung, mit der 1991 in der Berner ungarischen Botschaft das 700jährige Bestehen der Eidgenossenschaft gefeiert wurde, Dank der Schweiz, drückt die Gefühle jener 20 000 Menschen treffend aus, denen Helvetia großzügig ein neues Zuhause gewährte, wobei man gleich hinzufügen muß, daß sie offensichtlich auch keine schlechten Botschafter der ungarischen Kultur waren.

Im Bewußtsein der Schweizer kommt der Jahreszahl 1956 und all dem, was damit assoziiert werden kann, augenscheinlich eine große Bedeutung zu. In den Protokollen des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes stößt man genauso auf entsprechende Hinweise (auf den Appell vom 6. November und auf die Bonnard-Affäre) wie ein Jahrzehnt später in Diggelmanns skandalumwittertem Roman *Die Hinterlassenschaft*; selbst der abgedankte Oberleutnant der eidgenössischen Luftschutztruppen Adolf Muschg wird beim Anblick seines alten Zierdolchs, den er im Zeughaus abgeben muß, an den ungarischen Aufstand und die damalige gereizte Stimmung in der Schweiz erinnert. Er schreibt dazu in seinem neuesten Essayband:

> Der dritte Weltkrieg kam dann doch nicht, obwohl die Russen marschierten. Ein Freiwilliger aus der Schweiz kam den Ungarn mit einem Karabiner zu Hilfe. Was folgte: Kádár, der Verräter, ein paar Jahre später Kádár, der Staatsmann, der den Gulasch-Kommunismus möglich machte, den Anfang vom Ende des Ostblocks.[12]

Es hängt auch weniger Bekanntes mit 1956 zusammen, zum Beispiel die literarische Tätigkeit von Markus Bieler. Der reformierte Pfarrer in Spiegel bei Bern begann unter dem Eindruck des Aufstandes Ungarisch zu lernen, und bald las, übersetzte und popularisierte er Attila József und Miklós Radnóti, schloß viele Freundschaften in Ungarn und tröstete sich kurz vor dem Krebstod noch mit den Zeilen von János Arany

Hisz szép ez az élet
Fogytig, ha kíméled
Azt ami maradt;
Csak az ősz fordultán,
Leveleid hulltán
Ne kívánj nyarat.

die er so ins Deutsche übersetzte:

Schön ist ja das Leben
bis in sein Verschweben.
Nur zehre am Rest
besonnen: erträume
für herbstliche Bäume
kein Sommernachtsfest.[13]

Hier wäre nun die Stelle, ausführlich über die moderne Literatur zu sprechen: über Autoren wie Walter Matthias Diggelmann, der nebst direkten Kontakten und literarischen Bearbeitungen ungarischer Themen auch publizistisch zu vermitteln suchte und unter anderem auf die Tätigkeit des Mitarbeiters der Schweizer Botschaft in Budapest Charles Lutz aufmerksam machte, der im zweiten Weltkrieg zahlreichen ungarischen Juden das Leben rettete; über literarische Gestalten wie die ungarische Skifreundin des Ich-Erzählers in Dres Balmers Roman Mitteilungen aus den Anden, die abenteuerlustige Schweizerin in einem Trivialroman von István Nemere und Julika bei Max Frisch, über die außerordentlich schöne und grenzenlos dumme Ungarin Myrrha, die die Titelgestalt des Romans *Martin Salander* von Gottfried Keller fast ins Verderben stürzt; über die Literaturrezeption hüben und drüben, mit all den unterschiedlichen Traditionen und Wirkungsmechanismen, über zufällige, unvermeidliche oder versäumte Übersetzungen und über Friedrich Dürrenmatt, dessen Werken in der allmählichen kulturellen Öffnung Ungarns nach 1956 eine eminente Bedeutung zukam.

Doch all das ist, wie der alte Briest bei Fontane sagen würde, „ein weites Feld"; wir kommen zum Schluß – zur Bilanz, die denkbar einfach ist. Im Laufe der Jahrhunderte (am wenigsten vielleicht noch in den letzten vierzig, fünfzig Jahren) lieferten die Schweiz und Ungarn ein schönes Beispiel für kulturelle und literarische Beziehungen zwischen mehr oder minder gleichbe-

rechtigten Partnern, den einen, die hier im Karpatenbecken zu Hause waren, und den anderen, die dort im Alpenland lebten, die ständig aufeinander achteten, sich aufsuchten und, wenn es sein mußte, einander halfen; es waren Kontakte, bei denen (trotz zwangsläufiger Disproportionen) niemand fragte, wer mehr Nehmer und mehr Geber sei, denn es kam nicht darauf an, sondern auf die Gegenseitigkeit, auf die Spiegelungen, von denen beide Seiten profitierten.

Es gilt nun, wieder an diese Tradition anzuknüpfen.[14]

Anmerkungen

[1] Vortrag, gehalten am 29. April 1992 im Rahmen der Schweizer Tage an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest. – Vgl. zum Thema meinen Aufsatz: *Aus der Geschichte der kulturellen Beziehungen Schweiz-Ungarn.* In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter Jg. 41 (1992), Bd. 3, S. 211-219.

[2] FRISCH, M.: *Ungarische Skizzen.* In: M. F.: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Band 1. Frankfurt am Main 1976. S. 43.

[3] KOSZTOLÁNYI, D.: *Svájci terefere.* In: Pesti Hírlap vom 16. 10. 1927. Zitiert nach: D. K.: *Európai képeskönyv.* Budapest 1979. S. 139-141. — Übersetzung von mir. J. Sz.

[4] BARTH, K.: *Offene Briefe 1945-1968.* Zürich 1984. S. 282 f.

[5] WESSELÉNYI, P.: *Olaszhoni és Schweizi utazás 1842.* Budapest 1981. S. 340. – Übersetzung von mir. J. Sz.

[6] Ebenda, S. 342.

[7] Ebenda, S. 332.

[8] [...] ich bin ja überzeugt davon, daß die helvetische Tugend in Gemeinden, die von Fremden seltener aufgesucht werden, sowie in größeren und reicheren Städten bei vielen in ihrer vollen Ausprägung erhalten ist – an den Landstraßen jedoch, wo es nur so wimmelt von Fremden, sind die Söhne Wilhelm Tells wegen der Kontakte und des leichten Geldgewinns äußerst mißraten." – Ebenda, S. 328.

[9] Ebenda, S. 333.

[10] Zit. nach: NAGY, M. v. / NAGY, N. CH.: *Über den Tod von Albert Steffen, Béla Bartók, H. D.* Bern und München 1978. S. 10.

[11] LINSMAYER, CH.: *Literaturszene Schweiz. 157 Kurzporträts von Rousseau bis Gertrud Leutenegger.* Zürich 1989. S. 258.

[12] MUSCHG, A.: *Die Schweiz am Ende, am Ende die Schweiz.* Frankfurt am Main 1990. S. 9.

[13] Hinweise auf Markus Bieler, sowie den Text seiner Arany-Übersetzung verdanke ich Herrn Sándor Szénási (Bicske).

[14] Die Arbeit entstand mit freundlicher Unterstützung der Schweizer Kulturstiftung *Pro Helvetia* und des Schwezerischen Nationalfonds.

Antal Mádl (Budapest)

Grillparzer und Ungarn

Grillparzers Verhältnis zu Ungarn bzw. Ungarns Verhalten dem österreichischen Dichter gegenüber ist keinesfalls frei von verschiedenen Widersprüchen und Spannungen. Franz Grillparzer war überzeugter Josephiner und sah in der von Joseph II. angestrebten Zentralisierung die einzige Möglichkeit, das vielsprachige Staatsgebilde und dessen deutschsprachigen Kern in die Zukunft hinüberzuretten. Daraus folgt, daß er als Vertreter einer nachjosephinischen Generation mit seiner unmittelbaren österreichischen Gegenwart höchst unzufrieden war. Diese Unzufriedenheit bezog sich besonders auf zwei Bereiche: auf die sinnlose Unterdrückung jeder Art von Freiheit des Geistes durch die Polizei und die Zensur und auf die völlige Unschlüssigkeit der Herrscher in Richtung anderssprachiger Völker des Habsburgerreiches. Seine Neigung zur Flucht vor der Wirklichkeit kam ihm zu Hilfe bei der Distanzierung zwischen einem idealen abstrakten Kaiserreich, das er verehrte, und einer verwerflichen Gegenwart des Metternichschen Systems.

Weniger „leicht" konnte er sich einen Standpunkt und eine Verhaltensweise zurechtschmieden in der Frage, wie sich ein österreichischer Patriot den auseinanderstrebenden Tendenzen der einzelnen nichtdeutschen Völker des Staates, besonders den Tschechen und Ungarn gegenüber zu verhalten hat. Er unternahm jedenfalls den Versuch, ein erwünschtes Zusammenwachsen dieser Völker mit historischen Argumenten, die ein notwendiges Zusammengehen mit Beispielen aus der Vergangenheit demonstrieren sollten, zu untermauern. Ähnlich wie Graf Anton Auersperg, alias Anastasius Grün, betrachtete auch Grillparzer die Geschichte der einzelnen Völker des Habsburgerreiches als eine gemeinsame Vergangenheit.

Daraus ergab sich für ihn die dichterische Aufgabe, mit Themen aus der tschechischen und ungarischen Geschichte eine besondere Art der Zusammengehörigkeit, des Aufeinander-Angewiesenseins zu veranschaulichen und die gegeneinander aufgestaute Aggressivität der einzelnen Völker des Vielvölkerstaates abzubauen. Sieht man bei dem frühen Werk *König Ottokars Glück und Ende* von der Zentralproblematik der großen und unbeherrschten Persönlichkeit – angeregt durch Napoleons Schicksal – ab, so kann man bereits in diesem Drama die Grundsituation von dem erkennen, was den Dichter sein ganzes Leben hindurch zutiefst beschäftigt hatte, nämlich wie sich Österreich und sein Kaiser in Existenzfragen des Gesamtstaates zu verhalten hätten: Österreicher, Tschechen und Ungarn sollten nämlich einen gemeinsamen Weg in die Zukunft finden. Der Enkelin des Árpáden-Königs Béla IV. mit ihrer

Leidenschaftlichkeit und König Ottokar mit Zügen des machtgierigen Herrschers steht der erste Habsburger Kaiser mit Selbstüberwindung und geduldigem Abwarten gegenüber.

Jahrzehnte später kam Grillparzer im Zusammenhang mit diesem frühen Drama auf die ihm so sehr am Herzen liegende Frage zurück: „Der Ottokar, das war ein österreichisches Stück. Ich hätte wohl noch sechs solche geschrieben, wenn man mir Lust gemacht hätte! Das hätte gewirkt in Böhmen und Ungarn! Der Kaiser Franz hatte dafür keinen Sinn. Ja, für das Radetzkylied, da hat man mich mit Ehren überhäuft."[1] Seine weiteren Absichten, in Hormayrs Taschenbuch und in Ignaz Fesslers Werken Stoffe zu einem Rákóczi-Drama zu finden, das auf die Möglichkeit hinweisen sollte, wie dessen Aufstand gegen den Kaiserhof durch kluge Politik hätte vermieden werden können, sowie der Plan, ein Ziška-Drama zu schreiben, bestätigen dieses Vorhaben. Beide Themen wurden vom Dichter nicht bearbeitet, entstanden sind aber *Ein treuer Diener seines Herrn* und später *Libussa*, die Grillparzers diesbezügliche Bemühungen zum Ausdruck bringen.

Wir wollen uns im weiteren auf das Drama aus der ungarischen Geschichte beschränken: die Bearbeitung des Bánk-Themas hatte ihr besonderes Schicksal. Bereits die Aufforderung von oben, der Dichter möge zur Krönung der vierten Frau des Kaisers zur ungarischen Königin ein Stück schreiben, betrachtete er als eine Zumutung besonderer Art. Als er dann das Drama nach anfänglicher Ablehnung doch geschrieben hatte, versuchte der Hof das Stück mit List vor der Öffentlichkeit verschwinden zu lassen. Der Kaiser bekundete die Absicht, das Drama dem Dichter abzukaufen, um dadurch ausschließliche Verfügungsgewalt darüber zu erhalten. Obwohl Grillparzer dieses Ansinnen mit Würde zurückwies, war es um das Drama geschehen: es verschwand in kürzester Zeit von der Bühne.[2]

Auf andere Art wirkte sich auf die Bánk-Bearbeitung von Grillparzer die „ungarische-Konkurrenz" durch József Katonas Drama nachteilig aus. Es war früher entstanden und gestaltete den Banus nicht als „treuen Diener seines Herrn", sondern als einen betont selbstbewußten, auf seine Würde sehr achtenden Anführer der ungarischen Aristokratie und als Verteidiger der Dorfarmut. Katonas Stück wurde auf diese Weise – für das ungarische Reformzeitalter sehr zeitgemäß – zum Nationaldrama und war geeignet, mit dem Haß gegen das Metternichsche System gleichzeitig auch den Widerwillen gegen das Haus Habsburg zum Ausdruck zu bringen. Unter diesen Verhältnissen konnte Grillparzer mit seinem „treuen Diener" bei einem einigermaßen politisch informierten ungarischen Publikum nur auf Ablehnung stoßen, aber der Vorwurf des Servilismus blieb ihm auch selbst in seiner engeren Heimat nicht erspart. Mit der Treue zum Haus Habsburg war es in den folgenden Jahrzehnten bei den Ungarn schlecht bestellt. Die Bereitschaft der ungarischen Adligen mit ihrem „vitam et sanquinem" Maria Theresia gegenüber war längst nicht mehr vorhanden und auch den adligen Aufstand an der Seite des Kaisers gegen Napoleon hatte man bereits vergessen. Erst im fortgeschrittenen

Alter des Dichters setzte ein neues Verhältnis zwischen Ungarn und Österreich ein, aber auch das hätte den josephinischen Vorstellungen Grillparzers wenig entsprochen und außerdem war es für ihn zu neuen Anregungen zu spät.

Jene Kräfte Ungarns, die sich im sog. Reformzeitalter in Richtung Unabhängigkeit vom Habsburgerstaat aktivierten, konstruierten für sich ein zusammenhängendes Bild über Grillparzer, der – nach ihrer Überzeugung – für die Zentralisierungsbestrebungen Josephs II. war, die ungarischen Adligen seiner Zeit als treue Diener des Kaisers sehen wollte und sich im Jahre 1848, einige Monate nach den Jubeltagen im März, an Radetzky als den Schützer der kaiserlichen Macht und der Einheit des Staates wandte. Verfolgt man Äußerungen Grillparzers in ihrer Kontinuität über Ungarn, so geht daraus hervor, daß er die erwünschte Treue über alle Grenzen hinaus keinesfalls bei der ungarischen Aristokratie antreffen konnte, vielmehr wurde der klaffende Widerspruch zwischen der ungarischen Wirklichkeit und Grillparzers Wunschtraum immer deutlicher. Sein dadurch gestörtes Verhältnis zu den unmittelbaren Nachbarn im Südosten fand in verschiedenen Äußerungen dichterischer und privater Natur seinen Niederschlag. Zutreffendes, was gelegentlich verletzend wirkte, wechselte mit Behauptungen, die unbegründet waren und auf Unkenntnis der tatsächlichen Lage zurückzuführen sind. Beide kamen bei den Adressaten an, lösten Reaktionen aus und spannten das Verhältnis noch mehr an. Wie sehr aber manches von dem, was Grillparzer über die Ungarn feststellte, noch Jahrzehnte später aufgegriffen wurde und zum Teil bis heute an Aktualität nichts eingebüßt hat, wird von der ungarischen Sekundärliteratur zum bedeutenden Teil bestätigt.

Das Ambivalente seiner Beziehungen zu Ungarn ist Grillparzers verschiedenen Äußerungen zu entnehmen, die das Ergebnis von unmittelbaren Erfahrungen sind, die er in Ungarn oder mit ungarischen Persönlichkeiten machte und die er stets mit seiner josephinischen Staatsidee konfrontierte. 1823 erhielt er von dem Ungarn Graf Nádasdy, dem Präsidenten der Hofkammer, der von nun an für viele Jahre sein Vorgesetzter sein wird, die Mitteilung, daß er beim Finanzamt die Stelle eines Hofkonzipienten erhalten habe.[3] Zu seinem Aufgabenbereich gehörte unter anderem, juristisches Material vorzubereiten bzw. Vorschläge zu erarbeiten über Fragen, die sich auf Ungarn bezogen, auf Streitigkeiten in Steuerfragen am Grenzgebiet usw. Als eine Vorschule, um Ungarn kennenzulernen, um einen Einblick in die von der österreichischen abweichende ungarische Mentalität zu gewinnen, war dieser Aufgabenbereich sicher geeignet.

Erfahrungen dieser Art wurden dann durch Reiseeindrücke ergänzt. Im Sommer 1843 begab sich Grillparzer auf eine Schiffsreise über Ungarn nach Griechenland. Er verweilte einige Tage in Preßburg, wo er an einem der Reform-Landtage teilnahm, und in Pest, wo er das Nationalmuseum, die Akademie der Wissenschaften besichtigte und zwei Theater besuchte. Mit großer Begeisterung betrachtete er die Landschaft um Preßburg und das Donauknie

zwischen Esztergom und Visegrád. In Preßburg, wo am Landtag die ungarische Aristokratie versammelt war, gab er sich große Mühe, den ungarischen politischen Forderungen Verständnis entgegenzubringen. Die im Tagebuch eingetragene Bemerkung ist dann sehr knapp; er meinte, die Forderungen der Ungarn nach mehr Selbständigkeit wären sicher berechtigt, wenn es sich um ein Volk mit 30 Millionen handeln würde. Der Reisende fiel mit solchen Bemerkungen zurück in die Rolle des Verteidigers der josephinischen Reichsidee, und diese Verhaltensweise war verständlicherweise dann auch überwiegend. Bemerkungen wie „Der Hauptfehler der Ungarn ist, daß sie langsam begreifen und schnell urteilen",[4] – sind trotzdem selten. Häufiger treten Versuche hervor, auf die Ungarn einzureden, sie überzeugen zu wollen.

Die Frage der ungarischen Sprache hat Grillparzer besonders beschäftigt; ein Thema, das zu jener Zeit keinesfalls zum gegenseitigen Verständnis beitragen konnte. Von der Aristokratie bis zum Bürgertum war man im vormärzlichen Ungarn bemüht, den allgemeinen und ausschließlichen Gebrauch der ungarischen Sprache im Lande zu erkämpfen. Für den verspäteten Josephiner handelte es sich aber noch im Jahre 1843 um ein rein praktisch-rationalistisches Problem. Das Verdrängen des Lateinischen, um es durch das Ungarische zu ersetzen, betrachtete Grillparzer als einen enormen Verlust. Das Ungarische allein wird seiner Meinung nach nicht reichen: „Ein Ungar, der nichts als Ungarisch kann, ist ungebildet und wird es bleiben, wenn seine Fähigkeiten auch noch so gut wären." Auch erhebt er sein Wort – wieder rationell argumentierend – gegen den Versuch der Ungarn, ihre Sprache den Slawen im Karpatenbecken aufzuzwingen. Der Angst der Ungarn, sie könnten germanisiert werden, entgegnet er auf folgende harte, aber völlig logische Weise: „Ungarn ist germanisiert und wirds mit jedem Jahre mehr werden." All diese Behauptungen fielen ohne irgendwelche Emotionen gegen die Nachbarn. Keinesfalls wollte er den Ungarn das Recht zur Entfaltung ihrer Sprache bestreiten: „Bildet daher eure ungarische Sprache aus und verbreitet sie ohne andern Zwang als den ihrer Vorzüge, nach Möglichkeit."[5]

Seine Hoffnung, daß Österreich auch in der Zukunft zusammengehalten werden könnte, war auch der Ausgangspunkt bei der Beurteilung des Nationalismus:

> Mit Umschlag der Mode wird die jetzt verspottete Humanität wieder in ihre frühern Rechte treten und man wird einsehen, daß das Beste was der Mensch sein kann, eben ist, ein Mensch zu sein, ob er nun einen Atilla trägt und ungarisch spricht, oder trotz seiner deutschen Sprache in einem englischen Frack und französischen Hut einhergeht.

Nach der Niederlage des ungarischen Freiheitskampfes (1849) wurde der Ton des Dichters Ungarn gegenüber schärfer, gelegentlich bissig und bitter; der wohlwollend belehrende Josephiner drang aber auch weiterhin bei ihm durch. Ein sehr treffendes Beispiel dafür ist das 1852 entstandene kurze „Lehrgedicht" *Ungarn.*

Es fiel einer in eine Grube
Und brach dabei ein Bein,
Statt die Grube zuzuschütten,
Beschloß er, achtsamer zu sein.

Doch nachts brach Feuer aus,
Verwirrt von der Flamme Schein,
Vergaß er auf die Grube
Und fiel zum zweitenmal hinein.

Was er nun da zerbrochen,
Macht andern wenig Pein,
Mit Recht wärs der Schädel gewesen,
War doch auch der Fehler sein.[6]

Dieselbe wohlwollende Tendenz dringt in seinen Äußerungen an Privatpersonen noch stärker durch. Mit einem Lehrer einer pädagogischen Anstalt aus Ödenburg (Sopron) stand Grillparzer längere Zeit im Briefwechsel. Die Glückwünsche des Lehrers zu seinem 70. Geburtstag erwiderte er mit folgenden Worten:

> Trennt uns denn wirklich eine Nationalität? Ich hasse diese Modeworte, die nicht sowohl das Zusammengehörige vereinigen, als das trennen, was zusammengehört. Das Beste was der Mensch seyn kann, ist er als Mensch, und was die Nazionen unterscheidet sind mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge. Ich spreche daher zu Ihnen als Landsmann.[7]

Die Überzeugung, daß er zu jemandem als Landsmann sprechen kann und man ihm auch aus Ungarn in ähnlichem Ton begegnete, dürfte die Erklärung dafür sein, daß sein Lebenswerk in Schrift und auch auf der Bühne sehr schnell und kontinuierlich über ein Jahrhundert hindurch seinen Weg zu ungarischen Lesern und Theaterbesuchern gefunden hat. Eine Art von Zusammengehörigkeitsgefühl manifestierte sich darin, daß man sich von Pest aus an Grillparzer wandte, um Manuskripte für eine deutschsprachige Veröffentlichung zu erhalten. Graf Carl Albert Festetics schickte in diesem Sinne am 22. 8. 1810 ein Exemplar seiner in Pest veröffentlichten Zeitschrift *Pannonia* mit einem Begleitbrief, in dem er den Dichter um Mitarbeit bittet.[8] Das

Gedicht *Die Ruinen des Campo vaccino in Rom* war, ohne daß die ungarische Zensurbehörde dagegen hätte etwas unternehmen können, bereits in der *Pannonia* erschienen und auch *Berthas Lied in der Nacht* folgte. Da nach der Veröffentlichung von *Campo vaccino* die österreichische Zensur ein Verfahren gegen den Dichter einleitete, wurde Grillparzer Festetics gegenüber zurückhaltend und ließ ihm keine weiteren Manuskripte zukommen. Wesentlich mehr Erfolg hatte bei dem Dichter der Pester Verleger Gustav Heckenast, der sich zusammen mit dem Herausgeber des Almanachs *Iris*, Graf Johann Majláth, an den Dichter wandte. Auf ihre Bitte überließ Grillparzer 1840 zuerst für *Iris* einen Monolog aus dem Lustspiel *Weh' dem, der lügt* als Vorabdruck, und 1846 die Erstveröffentlichung des *Armen Spielmann*. Auf eine dritte Anfrage des Verlegers bei dem Dichter erhielt er folgende Antwort: „Wenn mir übrigens ein Stoff vorkommt, der mich zur erzählenden Behandlung anlockt, so seyn Sie überzeugt, daß ich immer der *Iris* den Vorzug geben werde, einmal der Persönlichkeit des Eigenthümers, dann selbst des Druckortes wegen, der für mich eine erwünschte Mitte zwischen In- und Ausland einnimmt."[9]

Der Kontakt zwischen Grillparzer und Heckenast blieb auch weiterhin bestehen. Hieronymus Lorm urteilte über dieses Verhältnis und über die Rolle, die *Iris* und andere Pester deutschsprachige Organe einnahmen, in folgender Weise:

> Damals hatte man in Ungarn, bei aller Pflege der eigenen Nationalität doch noch das Gefühl der hohen Wichtigkeit der deutschen Literatur für die Unterstützung des nationalen Zweckes. Bedeutende deutschösterreichische Schriftsteller, ich nenne nur Betty Paoli und Adalbert Stifter, hatten an Gustav Heckenast ihren ausschließlichen Verleger. Auch das Taschenbuch *Iris* zog unter seiner intelligenten Redaktion die vornehmsten deutschen Literaturkräfte an sich, so daß es damals mit der Geltendmachung deutschen Geistes in Pest besser beschaffen war als in Wien."[10]

Heckenast machte 1864 noch einmal einen Versuch mit einem Vertragsvorschlag; er wollte für zehn Jahre das Alleinrecht für Grillparzers Werke bekommen und plante drei verschiedene Ausgaben. Der in seine Einsamkeit völlig zurückgezogene Dichter lehnte aber ab, und nach seinem Tode war ein Pester Verleger der Konkurrenz eines Cotta nicht mehr gewachsen.

Parallel damit verläuft die Aufnahme seiner Werke in Ungarn durch Leser und Theaterbesucher. Wirft man auch nur einen flüchtigen Blick auf Grillparzers Anwesenheit in Ungarn, so gelangt man zu der Überzeugung, daß er trotz politischem Vorbehalt seit Beginn der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im ungarischen Kulturleben präsent war. Die ungarische Grillparzer-Rezeption weist in ihren rund hundertsiebzig Jahren drei sich voneinander

abgrenzende Phasen auf. Die erste setzt mit dem ausgehenden ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ein und endete etwa nach dem Tod des Dichters. Sie ist bedingt durch die vielseitigen kulturellen Beziehungen Ungarns zu Österreich und den allgemeinen Einfluß, der sich durch die Anwesenheit der deutschen Sprache und Kultur in Ungarn bemerkbar machte. Das breit ausgebaute Presse- und Verlagswesen, weit über die deutsche Sprachgrenze des damaligen Habsburgerstaates hinaus, ermöglichte die Verbreitung deutschsprachiger Literatur Österreichs tief in den Osten Europas hinein. Die Tatsache, daß Ungarn sich in der nachjosephinischen Zeit manche Vorrechte auf dem Gebiet der Zensur den anderen Bestandteilen des Staates gegenüber sichern konnte, machte auch österreichische und besonders Wiener Dichter aufmerksam. Verlagshäuser, die von Wien oder gelegentlich von Pest aus sich ihr eigenes Netz ausbauten, boten die Möglichkeit zur Publizierung außerhalb Wiens und Österreichs. Adalbert Stifters Briefwechsel mit seinem Verleger Gustav Heckenast und die Erstveröffentlichung aller seiner Werke in Pest mag heute in Erstaunen versetzen. Für den Dichter und die Leser des Vormärz in Österreich und Ungarn war es ein natürlicher Prozeß.

Außer Veröffentlichungen, die auf unmittelbare persönliche Beziehungen zurückzuführen sind, gab es deutschsprachige Nachdrucke für Theateraufführungen oder für Leser bzw. Schulausgaben in großer Zahl. Heute beurteilen zu wollen, wie breit sein Leserkreis im damaligen Ungarn war, wäre vergeblich.

Leichter zu erfassen ist Grillparzers Anwesenheit auf den Bühnen Ungarns, wo die Theaterkunst seit Beginn des 19. Jahrhunderts einen großen Aufschwung erlebte. Theater wurde in manchen Aristokratenhöfen gespielt und auch das städtische Theater etablierte sich von Preßburg bis Hermannstadt und von Kaschau bis Neusatz, wobei die Konkurrenz zwischen den beiden Sprachen das Interesse nur noch steigerte. So ist bei Grillparzers Theaterrezeption in Ungarn genau zu verfolgen, wie in den meisten Fällen deutschsprachige Aufführungen erst den Weg ebneten und kurz darauf Inszenierungen in ungarischer Übersetzung folgten.

Auffallend ist auch, wie eng die Theatergeschichte Ungarns mit Grillparzers Namen und seinen Werken verbunden ist, besonders die Frauenrollen seiner Dramen bedeuteten eine große Herausforderung für ungarische Schauspielerinnen. Die bekanntesten, wie Frau Kántor, Mari Jászai oder Frau Déry haben in Grillparzers Dramen ihre Spitzenleistungen geboten. Ein kurzer Überblick kann uns von der Verbreitung der Dramen Grillparzers auf ungarischen Bühnen überzeugen: Der kulturelle Einfluß von Österreich auf Ungarn machte sich am unmittelbarsten im deutschen Theaterwesen bemerkbar. Der Spielplan der zwei deutschen Häuser in der heutigen ungarischen Hauptstadt richtete sich nach Wien, wodurch auch den Erstlingen Grillparzers der Weg geebnet war. *Die Ahnfrau* wurde zum erstenmal am 12. März 1818 im Pester Theater und tags darauf in der Ofener Burg aufgeführt und tauchte bis Mitte der dreißiger Jahre wiederholt auf dem Spielplan auf, meistens mit eigener

Besetzung, gelegentlich mit Gästen aus Wien. Auf ähnliche Weise wurde *Die Ahnfrau* auch in anderen deutschsprachigen Theatern des Landes aufgeführt: 1820 in Preßburg, 1822 in Hermannstadt und Kronstadt, dann elf Jahre später in Kaschau und in Győr. Zur Aufführung in ungarischer Sprache kam es ab 1833 in verschiedenen kleineren Häusern und 1838 in dem im Vorjahr eröffneten ungarischen Nationaltheater. Im Gegensatz zu den deutschsprachigen Inszenierungen haben sich die ungarischen nicht halten können. Das Nationaltheater griff 1842 noch einmal auf diesen Erstling zurück: das veränderte Profil des Hauses wandte sich aber inzwischen mehr den klassischen Werken zu – hieß es in einer zeitgenössischen Kritik. Auf dem Lande gab es ebenfalls zahlreiche kurzlebige Versuche mit der *Ahnfrau;* so 1820 in Komárom, 1822 in Klausenburg, 1833 in Großwardein, 1835 in Debrecen und Máramarossziget, 1836 in Győr, Kaschau, Miskolc und Esztergom, 1837 in Pápa, 1839 in Nagyenyed und Marosvásárhely, 1840 in Pécs und Szeged und mehrmals in Sopron.

Einen besonders großen Erfolg hatte das Stück *Sappho* erzielt, das zum erstenmal am 21. Juni 1819 im Pester Deutschen Theater und einige Tage später auch im Ofener deutschen Theater aufgeführt wurde und in beiden Häusern bis zum Ende der dreißiger Jahre zum Repertoire gehörte. Außerdem weiß die Theatergeschichte auch von einer deutschen Inszenierung in Hermannstadt (1831). In ungarischer Fassung hatte hingegen *Sappho* auf der Bühne des Pester Nationaltheaters nur wenig Glück. Sie wurde zum erstenmal 1893 aufgeführt und konnte sich trotz der hervorragenden Leistung der damals landesweit berühmten Mari Jászai in der Hauptrolle nicht durchsetzen. Nach sieben Aufführungen verschwand das Stück vom Spielplan. Auf dem Lande wurde *Sappho* in Székesfehérvár mit Frau Kántor in der Hauptrolle bereits 1819 ungarisch uraufgeführt, ein Jahr später folgte Komárom, Klausenburg 1839 und Miskolc erst 1895.

Mit dem *Treuen Diener seines Herrn* machte das Pester Deutsche Theater – mit Gästen aus Wien – seinen ersten und auch letzten Versuch, außerdem gab es Inszenierungen 1831 und 1834-36 in Hermannstadt. Zu einer Aufführung in ungarischer Sprache ist es bis heute nicht gekommen. Die Konkurrenz von Katonas *Bánk bán* und „der Servilismus", wie man die Treue des Dieners in der zeitgenössischen Presse bezeichnete, waren wohl die Gründe dafür.

Das Stück *Des Meeres und der Liebe Wellen* gelangte am 11. Juli 1831 zur ersten deutschsprachigen Aufführung in Pest, es hat sich aber nicht halten können; nach einer zweiten Aufführung am 24. Juli desselben Jahres erschien es nicht mehr im Spielplan. Eine ungarische Aufführung im Pester Nationaltheater folgte erst 1854, blieb aber ebenfalls ohne besondere Resonanz. Die deutschsprachige Aufführung von *Der Traum ein Leben* 1837 konnte sich ebenfalls nicht durchsetzen. *König Ottokars Glück und Ende* verdankte seine deutsche Aufführung am 8. Juli 1839 dem Burgschauspieler Ludwig Löwe, der

sich für ein Gastspiel in Pest dieses Stück gewählt hatte. Außerdem wurde es bereits 1832 in Hermannstadt aufgeführt. Zur Aufführung in ungarischer Sprache kam es nicht.

Die Trilogie *Das Goldene Vlies* wurde von den beiden deutschen Häusern der heutigen ungarischen Hauptstadt nie aufgeführt, was die zeitgenössische Theaterkritik mit der Schwierigkeit der Medea-Rolle begründete. Um so auffallender ist, daß in ungarischer Sprache – wenn auch relativ spät (1887) – *Medea* eine großartige schauspielerische Leistung gebracht hat. Bei der ungarischen Uraufführung spielte Mari Jászai die Hauptrolle. Diese Inszenierung blieb über Jahrzehnte auf dem Spielplan; 1892 gastierte das Ensemble des Budapester Nationaltheaters mit *Medea* in Wien. Die damalige Höhe der ungarischen Schauspielkunst dürfte auch dazu beigetragen haben, daß man in Budapest zum hundertsten Todesjahr des Dichters wieder dieses Stück aufführte.

Eine zweite Phase der Rezeption Grillparzers Schaffen in Ungarn ist durch die veränderten Umstände bedingt, die mit dem Ausgleich von 1867 einsetzten und sich auf geistigkulturellem Gebiet Ende des vorigen Jahrhunderts ausbreiteten. In der durch die dualistische Staatsform ausgelösten, betont nationalen Entwicklung in Ungarn nach 1867 wurde das deutschsprachige Theater schrittweise zurückgedrängt, und damit rückte anstelle der unmittelbaren Theater-Rezeption das wissenschaftliche Herangehen an das Gesamtwerk des inzwischen verstorbenen Dichters in den Vordergrund.

Den ersten Auftakt zu einer solchen Übersicht gab Gustav Heinrich mit seinem Buch über *Bánk bán in der deutschen Dichtung* (1879).[11] Nach wie vor stand Grillparzers Verhältnis zu Ungarn sowie die Rechtfertigung und Verteidigung des Dichters gegen Anfeindungen wegen seines *Treuen Dieners* im Mittelpunkt des Interesses. Hierzu gehört auch eine umfangreiche ungarische Mitteilung aus Grillparzers Tagebüchern über Ungarn in den achtziger Jahren sowie der Versuch, durch neue Gedichtübersetzungen, wie *Der Fischer*, *Der Kuß*, oder *Die ewige Nacht* und durch die erste Übertragung des *Armen Spielmann* (1880) auch andere Seiten seiner Dichtkunst bekanntzumachen.

Gleichzeitig setzte ein Siegeszug der ungarischen Theaterkunst ein; Mari Jászai erntete 1887 in der Medea-Rolle und einige Jahre später (1893) als Sappho im Budapester Nationaltheater großen Erfolg. Die Übersetzungstätigkeit, und zwar mit höherem Anspruch als die früheren Bearbeitungen für das Theater, gewann an Bedeutung. Der Reihe nach erschienen Dramen in ungarischer Sprache, so *Des Meeres und der Liebe Wellen* und *Medea* (beide 1887). 1890 folgte eine bibliographische Erfassung und gründliche Überprüfung der bisherigen Dramen-Übersetzungen des österreichischen Dichters durch den Theaterwissenschaftler József Bayer.

Die unmittelbare Vorkriegszeit brachte dann weitere literaturwissenschaftliche Untersuchungen; Grillparzers Platz in der europäischen Literaturentwicklung sollte umrissen werden. Für József Hamvas wird in diesem Sinne „Grillparzer zum würdigen Nachfolger der klassischen Dichter, der seine Anregun-

gen von der Romantik genommen hat". 1910 legte Irén Deseő eine ausführliche Abhandlung über *Den Traum ein Leben* vor und zwei Jahre später erschien eine Festschrift für den Budapester Ordinarius Gustav Heinrich mit einer gründlichen Zusammenfassung über Grillparzers Verhältnis zu Ungarn.

Eine große Veränderung in Bezug auf das Verhältnis zum Werk Grillparzers brachte das Kriegsende 1918 und die Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Besonders von den dreißiger Jahren an, als sich eine faschistische Gefahr auch für Ungarn abzuzeichnen begann, versuchte man im kulturellen Bereich durch Pflege des österreichischen Kulturlebens einen geistigen Widerstand aufzubauen. Eine ansteigende Aktivität machte sich gegen Ende der dreißiger Jahre in der ungarischen Grillparzer-Rezeption bemerkbar: *Medea* wurde 1937 wieder aufgeführt und im selben Jahr erschien auch eine Übersetzung von Friedrich Schreyvogels Grillparzer-Buch[12], das in kurzer Zeit mehrere Auflagen erreichte. Im Jahre des Anschlusses gab Mihály Babits seine *Europäische Literaturgeschichte* heraus, in der er Grillparzers *Sappho* ganz besonders hervorhebt und auf die Diskrepanz hinweist, die zwischen der Künstlerin und den ihrer Kunst verständnislos gegenüberstehenden rohen Kleinbürgern besteht.[13]

Die weiteren Äußerungen über Grillparzer nehmen im Jahre 1941 den hundertfünfzigsten Geburtstag zum Anlaß, um „den österreichischen Nationaldichter" zu preisen, der „eine vielfach zusammengesetzte, auf jeden Eindruck reagierende, vielfarbige Seele besitzt" – wie Antal Szerb in seiner *Geschichte der Weltliteratur* feststellte. In seinem Schaffen sei „etwas älteres als die Klassik und Romantik verborgen, die im Habsburgerreich nie ausgestorbene Barock-Tradition, weshalb auch Grillparzer sich in den Trochäen des Barockdramas genau so selbstsicher bewegt, wie bei uns Vörösmarty, der Dichter von *Csongor und Tünde*". Ein kurzer Vergleich zwischen der Grillparzerschen und der ungarischen Bearbeitung des Bánk-Stoffes verleitete ihn zu einem Hinweis auf die „notwendigerweise tragische Ehe Österreichs mit Ungarn". Der nostalgisch klingende Ton ist bei dieser Feststellung nicht zu überhören.[14]

Das *Grillparzer-Jahr* ist der Titel eines Aufsatzes von László Németh, der uns in gedrängter Form ein Dichterporträt vorführt. Sein Grillparzer „[...] hat das ewige Österreich konsequenter vertreten als Metternich und die Habsburger. [...] Das österreichische Reich, das im Äußeren erst Maria Theresia geschaffen hatte, schuf der Dichter im Geiste." Grillparzer wurde – laut Németh – „zum Österreicher gegen die Deutschen", er „blickte mit einem Selbstbewußtsein auf Europa, das offener war als das dort drüben. [...] Das habsburgische Österreich war für ihn *der* Boden, *die* Atmosphäre, ja er selbst, wovon man nicht so leicht gekränkt entfliehen kann". Dieser Grillparzer wird Goethe und Schiller völlig gleichgestellt: Schiller ist „die größere Seele, Grillparzer der vollkommenere Meister", und nicht einmal „der Autor der *Iphigenie* konnte den reinen naiven Glanz der Antike so auf sich wirken lassen" wie Grillparzer. Durch seine „*Sappho* wurde er mit achtundzwanzig Jahren zu Hause und

auch vor dem Deutschtum der erste Dichter Österreichs und gleichzeitig auch der größte".[15] László Németh, ein führender Vertreter der sogenannten ungarischen Populisten und dementsprechend betont ungarisch-national eingestellt, war 1941 sogar bereit, Grillparzer die kritischen Bemerkungen gegen die Ungarn zu verzeihen, bzw. wohlwollend zu interpretieren. Grillparzer „betrachtete uns mit den Augen des Reiches, eigentlich mit den Augen einer Idee, die er sich über das Reich entwickelt hatte. Und wir, die seit unseren ersten schriftlichen Äußerungen der Meinung sind, daß wir hier im Osten ein solches, wenn auch nicht unbedingt ein Habsburg-Reich, benötigen, dürfen uns seinen Argumenten gegenüber nicht unempfindlich verhalten." Németh gibt am Schluß seines Aufsatzes sogar zu, daß ein Großteil der ungarischen Mittelklasse „geistig mit Grillparzer mehr Verwandtschaft aufweist, als etwa mit den ungarischen Dichtern János Arany oder Endre Ady."[16]

Auffallend weniger zu bieten hat die ungarische Grillparzer-Rezeption nach 1945. In den ersten Nachkriegsjahren begegnete man auch ihm wie der gesamten deutschsprachigen Literatur und Kunst in Osteuropa mit einer bestimmten Zurückhaltung. Auch war man allzu schnell bereit, die Habsburgische Vergangenheit gleichermaßen wie den Hitler-Faschismus zu verurteilen. Erst ein langsamer Wandel in dieser Betrachtungsweise und eine allmähliche Lockerung der angespannten Situation führte zu mehr Offenheit und zu größerem Interesse für die gemeinsame kulturhistorische Vergangenheit und die unmittelbare österreichische Gegenwart. In solcher neuen Atmosphäre zeigte sich auch wieder ein steigendes Interesse für das Lebenswerk Grillparzers. Sein *Armer Spielmann* erschien seitdem mehrmals in neuer Übersetzung und zählt heute in Ungarn zu den „schönsten Novellen" der europäischen Literaturen. Auch mit den Dramen, insbesonders mit *Medea* machte man wieder einen vorsichtigen Versuch gleichzeitig auf mehreren ungarischen Bühnen.

Vergleicht man diese Phase mit früheren Jahrzehnten, so ist das Ergebnis sehr bescheiden. Mehrmalige Bemühungen, Grillparzer bei ungarischen Verlagen in einer breiteren Auswahl in ungarischer Sprache zu veröffentlichen, wurden in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder abgelehnt. Sucht man nach einem Grund dafür, so können sicher verschiedene Argumente angeführt werden. Eine starke Bevorzugung der französischen und englischen Literatur im ungarischen Verlagswesen der Nachkriegszeit wirkte sich auf Kosten der deutschsprachigen Dichtung im allgemeinen aus. Auch die gebundene Form im Drama konnte sich auf den ungarischen Bühnen immer schwieriger halten. Selbst Dramenautoren wie Shakespeare, Molière, Goethe und Schiller hatten es dabei nicht leicht. Außerdem hat sich in den letzten Jahrzehnten durch eine stärkere Öffnung auf die gesamte Weltliteratur das Gewicht wesentlich verlagert, und Grillparzers Platz scheint in der Rangordnung in den vergangenen Jahrzehnten auffallend zurückgerückt zu sein. Sein Werk konnte sich in der sich wandelnden Zeit weniger halten als das anderer Dramatiker der Weltliteratur.

In den ersten zwei Nachkriegsjahrzehnten beschränkte sich die Anwesenheit Grillparzers in Ungarn auf eine bescheidene Aufnahme in verschiedene Anthologien. So erschien 1947 in einer thematischen Gedichtsammlung über Italien die Übersetzung des Gedichts *Zwischen Gaeta und Capua* von László Kálnoky. Der hochbegabte Dichter-Übersetzer Lőrinc Szabó veröffentlichte 1948 seine gesammelten Lyrik-Übertragungen, unter denen sich Grillparzers Gedicht *An eine matte Herbstfliege* befindet. Aus seinen Dramen sind in einer *Anthologie der Weltliteratur* für den Hochschulunterricht Teile aus *Des Meeres und der Liebe Wellen* und aus *Bruderzwist in Habsburg* erschienen. Ein gedrängter Begleittext dazu enthält die damals für nötig erachteten Anweisungen für Hochschulstudenten, um damit Grillparzer in deren weltliterarisches Studium und vor allem in das damalige Geschichtsbild, das man über die auch Ungarn unmittelbar berührende österreichische Vergangenheit vermitteln wollte, einzugliedern. Diesem Urteil nach war Grillparzer

> ein Dichter des Wiener Hoftheaters, der erkannt hat, daß das absolutistische System längst überholt war, sich aber konservativ verhielt, denn er wandte sich gegen die revolutionären Bestrebungen. Er hatte Angst, daß eine scharfe Hervorkehrung der Nationalitätenfrage zur Auflösung des Habsburgerreiches führen könnte. Mit Hilfe von gemäßigten Reformen wollte er der Revolution den Wind aus den Segeln nehmen. Diese weltanschauliche Stellungnahme hat er in seine Dramen hineinprojiziert, deren Stoff er aus der griechischen Antike und aus der österreichischen Geschichte nahm und deren Form durch meisterhafte Verschmelzung von klassischen und romantischen Prinzipien bestimmt wurde![17]

Eine ungarische Beteiligung an dem *Grillparzer-Forum Forchtenstein* in den sechziger Jahren und überhaupt eine stufenweise Öffnung für die österreichische Kultur und Literatur in Ungarn ebneten langsam wieder den Weg für eine neue Begegnung mit dem Werk Grillparzers. Nach wie vor sind es aber weniger Grillparzer-Texte, die angeboten werden, sondern eher Abhandlungen mit dem Versuch, ihn für das ungarische Geistesleben wieder zu rehabilitieren. Dazu bot der hundertfünfundsiebzigste Geburtstag des Dichters eine gute Gelegenheit. Géza Hegedüs, Professor an der Budapester Theaterhochschule, rief den „längst nicht mehr gelesenen Wiener Klassiker" in Erinnerung, der als „Wiener Beamter wegen seines Bancbanus von seinem Herrn unberechtigt beleidigt wurde". Als wichtigste Vorbilder Grillparzers zählt der Verfasser Goethe, die deutsche Romantik und den spanischen Barock auf. Den höchsten dichterischen Wert entdeckte er in dem Stück *Sappho*, „das auch heute innerhalb der deutschsprachigen Literatur ein Drama mit bleibendem Wert ist". Von den späteren Werken erhält *Der Traum ein Leben* die

höchste Anerkennung. Als Theaterfachmann vertritt Hegedüs die Meinung: „das dramatische Gesamtwerk Grillparzers zeichnet sich vor allem durch seine schönen Formulierungen aus und weist auf ausgezeichnete Routine hin."[18]

Einige Jahre später bot der hundertste Todestag neuen Anlaß, um sich an den österreichischen Dramatiker zu erinnern. Der Anfang wurde in zwei Theatern, in Szeged und in Győr gemacht. Der vorher genannte Géza Hegedüs legte eine neue *Medea*-Übersetzung vor, die in beiden Theatern aufgeführt wurde. Das Ensemble von Győr veranstaltete im Juli 1972 eine Aufführung in einem Grotten-Theater in der unmittelbaren Nähe von Sopron, die großes Aufsehen erregte. Dezső Keresztury, seit langer Zeit engagierter Verehrer Grillparzers, gab sich mit der Übersetzung von Hegedüs nicht zufrieden und bot dem Kammertheater des Budapester Nationaltheaters eine neue Übersetzung an. Beide Aufführungen gelten als neue Versuche in einer Theaterkunst, deren Pathetik dem heutigen Theater völlig fremd ist und die Schauspieler vor große Schwierigkeiten stellte. Eine gewisse Unzufriedenheit mit der schauspielerischen Leistung war auch demzufolge in den Rezensionen zu erkennen.

Wesentlicher scheint aber dabei zu sein, daß für die Zuschauer und die Kritiker Grillparzers *Sappho* eine Neuentdeckung war und daß man darin eine Modernität, ja sogar eine Art Aktualität, zu erkennen glaubte. So erfreut man sich in der zuletzt 1942 in Budapest aufgeführten *Medea* „einer zeitgemäßen modernen psychologischen Darstellung". Grillparzers Stück sei nach der Meinung eines Rezensenten geeignet, ein „großes Maß von historisch-gesellschaftlichen und psychologischen Spannungen aufzuweisen"[19], was sonst erst im 20. Jahrhundert möglich geworden ist. Andere Rezensenten wurden von der Modernität der Aussage angesprochen. Géza Hegedüs wird durch Jason an einen kaiserlichen Offizier erinnert, der sich aus einer tschechischen oder ungarischen Garnisonstadt eine Frau mitbringt und deshalb von den vornehmen Wiener Kreisen ausgeschlossen wird.[20] András Lukácsy, ein anderer Rezensent, ist von der Gestalt Medea fasziniert und entdeckt in ihrem Schicksal „den Ausdruck einer alltäglichen Tragödie der Frau, die für ihren heißgeliebten Gatten zu jedem Opfer bereit ist, ihr ganzes Gefühlsleben hingibt, auch ihre gesellschaftliche Existenz gefährdet, und dann erkennen muß, daß sie all das vergeblich getan hat. Letzten Endes handelt es sich also um eine Tragödie einer naiv gläubigen und betrogenen Frau."[21]

Trotz dieser Versuche von seiten der Kritik, auf Grillparzers Schaffen aus heutiger Sicht einzugehen, ist im Interesse Grillparzers seitdem kaum etwas Wesentliches geschehen. Weder das Theaterwesen noch die Verleger zeigen heute in Ungarn eine besondere Bereitschaft, sich auf Grillparzers Schaffen einzulassen. Ein Übergang von Huldigungen bei runden Lebensdaten auf eine kontinuierliche Beschäftigung mit Grillparzer scheint nicht mehr oder noch nicht möglich zu sein. Eine Antwort darauf wird – da heute administrative Hindernisse mit politischen Akzenten nicht mehr im Wege stehen – erst die Zukunft geben können.

Anmerkungen

[1] Aus den *Gesprächen mit Grillparzer*. – In: *Grillparzer-Jahrbuch*, Bd. IV, S. 346.

[2] Vgl. Grillparzers Tagebucheintragungen vom 28. 2. und 5. 2. 1828. In: GRILLPARZER, F.: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe.* Wien 1909-1948, II/8, S. 293. und 294-296. – (Im weiteren: SW)

[3] SW III/1, S. 292.

[4] Tagebucheintragungen, zitiert nach: F. G.: *Sämtliche Werke, ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte.* München: 1960-1965, Bd. III, S. 919.

[5] Zitate, die die ungarische Sprache und den Nationalismus betreffen, in: SW III, S. 1020-1021.

[6] Zitiert nach F. G.: *Sämtliche Werke, ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte ...*, Bd. 1, S. 350.

[7] Brief von Joseph Paul Király von Barcsfa, vom 25. 1. 1861 – In: SW III/4, S. 45.

[8] SW III/1, S. 232-233.

[9] Brief an Gustav Heckenast, vom 19. 12. 1847 – In: SW III/3, S. 24.

[10] Zitiert nach KOZOCSA, S.: *Grillparzer Magyarországon. Születésének 175. évfordulójára* (Grillparzer in Ungarn. Zur 175. Wiederkehr seines Geburtstages). – In: Országos Széchényi Könyvtár Évkönyve, Bd. 26 (1966), S. 404.

[11] HEINRICH, G.: ***Bánk bán*** a német költészetben. Budapest 1879

[12] In der Übersetzung von Aladár Schöpflin, Budapest 1937

[13] BABITS, M.: *Európai Irodalomtörténet* (Europäische Literaturgeschichte). Budapest 1938, Bd. 2, S. 213.

[14] SZERB, A.: *Világirodalomtörténet* (Weltliteraturgeschichte). Budapest 1941, S. 356.

[15] Zitiert von den Seiten 254-263, aus NÉMETH, L.: *Grillparzer-év. Ausztria költője* (Das Grillparzer-Jahr. Österreichs Dichter). In: L. N.: *Európai utas* (Der Europa-Reisende). Budapest 1962

[16] NÉMETH, L.: *Grillparzer-év. Grillparzer és a magyarok* (Grillparzer und die Ungarn). – A. a. O., S. 264-267.

[17] In: *Világirodalmi Antológia* (Anthologie der Weltliteratur), Budapest 1956, Bd. 4, S. 613.

[18] HEGEDÜS, G.: ***Ösanya és Aranygyapjú.*** *Grillparzer születésének 175. évfordulója* (***Die Ahnfrau*** und ***Das Goldene Vlies***. 175. Wiederkehr des Geburtstages von ***Grillparzer***). In: Nagyvilág, Jg. 1966, H. 5, S. 752.

[19] RAJK, A.: *Grillparzer tragédiája a Katona József Színházban* (Grillparzers Tragödie im Katona József Theater. – In: Népszava, 17. 11. 1972

[20] Vgl. FEDOR, Á.: *Beszélgetések Medeáról. Grillparzer emlék-est a fertőrákosi barlangszínházban* (Gespräche über ***Medea***. Eine Gedenkaufführung im Grottentheater Fertőrákos). In: Magyar Nemzet, 18. 6. 1972

[21] LUKÁCSY, A.: ***Medea.*** *Grillparzer drámája Fertőrákoson.* ***Medea.*** Grillparzers Tragödie in Fertőrákos). In: Magyar Hírlap, 15. 7. 1972

Sprachwissenschaft

Sprachwissenschaft

Jürgen Erich Schmidt (Mainz)

Entwicklungstendenzen im Deutschen: Satzbau und Substantivgruppe[1]

In diesem Beitrag werden kürzerfristige und aktuelle Entwicklungstendenzen im Satzbau und in der Substantivgruppe vorgestellt. Sie sind, so lautet die These, als Teil eines langfristigen syntaktischen Sprachwandels im Deutschen zu interpretieren. Syntaktischer Sprachwandel vollzieht sich weitgehend unbewußt. Bewußt wird Sprachwandel dort erlebt, wo Teilbereiche der Sprache einer ständigen, relativ schnellen Veränderung unterliegen, insbesondere dann, wenn sich hieraus bestimmte Anforderungen an die Sprachteilhaber ergeben. Mit Anforderungen meine ich etwa den Zwang zum Neu- oder Umlernen, den Zwang zur bewußten Auswahl aus sprachlichen Mitteln oder den Zwang, in bestimmten Situationen auf verändertes Sprachverhalten reagieren zu müssen. Zu ständigem Neulernen, Umlernen, bewußter Auswahl zwingt etwa der Sprachwandel im Wortschatz, dem offenen lexikalischen Teilsystem, das sich am schnellsten ändert. Hier gehen Änderungen der Sachkultur mit lexikalischen Neuerungen, also neuen Wörtern, einher (z. B. *faxen*). Im Wortschatz bringen sich ändernde politische, gesellschaftliche oder kulturelle Rahmenbedingungen oder ein sich wandelndes Selbstverständnis neue, oft auch alternative Bezeichnungen hervor. So brachten die politischen Veränderungen der Jahre 1989 und 1990 die Notwendigkeit mit sich, die Bezeichnung *DDR-Bürger* zu ersetzen.[2] Dies hat anfänglich zu der Bezeichnung *ehemaliger DDR-Bürger* geführt, die heute schon nicht mehr verwendet wird. An ihre Stelle sind inzwischen mindestens drei Alternativbezeichnungen getreten: Neben *Ostdeutscher* stehen die offizielle Variante *Bürger der neuen Bundesländer* und die saloppe Variante *Ossi*. Die Anforderung, sich in bestimmten Situationen mit verändertem Sprachverhalten auseinandersetzen zu müssen, ergibt sich vor allem auch, wenn sich die Regeln des Sprachgebrauchs, die pragmatischen Bedingungen der Sprachverwendung wandeln. So werden etwa durch das Anredeverhalten die personalen Beziehungen zwischen den Sprechern definiert. Sich änderndes Anredeverhalten bietet daher die Möglichkeit zu dem Versuch, personale Beziehungen auch einseitig neu zu bestimmen. Hier ist nicht nur an das Vordringen des *Du* und des *Tschüs* in Situationen zu denken, in denen es vor 1968 unangebracht gewesen wäre. Ein aktuelleres Beispiel hierfür ist die Ersetzung der antiquierten Bitte um eine milde Gabe durch das moderne *Haste mal 'ne Mark*.

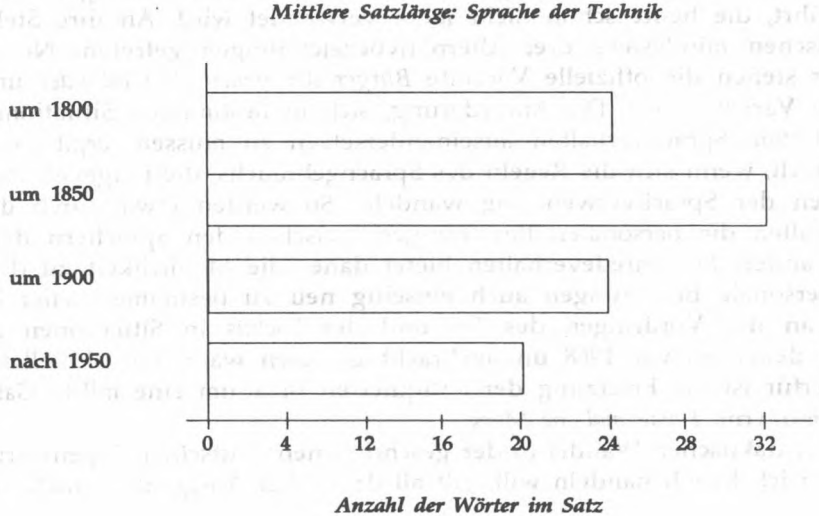
Für den syntaktischen Wandel in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache, den ich hier behandeln will, gilt all das bisher Ausgeführte nicht. In

der Syntax, speziell in der Syntax der kodifizierten und normierten Schriftsprache, vollziehen sich Veränderungen mit extremer Langsamkeit. Sie werden daher von den Sprachteilhabern nicht bemerkt. Die heutigen Entwicklungstendenzen sind nur auf dem Hintergrund der Gesamtentwicklung des deutschen Satzbaus in den letzten 200 Jahren zu verstehen. Diese Gesamtentwicklung muß daher zunächst kurz vorgestellt werden. Sie ist inzwischen gut erforscht[3] und durch eine Vielzahl von sprachstatistischen Untersuchungen belegt. Ich referiere die wichtigsten Ergebnisse:

1. Die mittlere Satzlänge im geschriebenen Deutschen hat sich in den letzten 200 Jahren erheblich verändert.

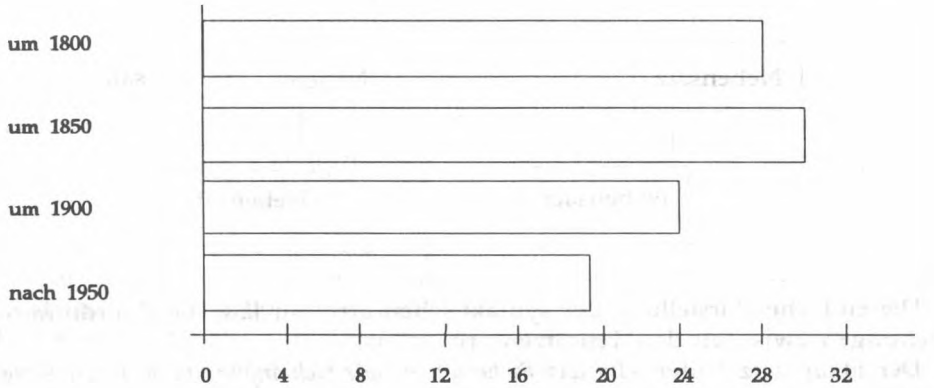
Nahm die mittlere Satzlänge bis etwa 1850 zu, so verringert sie sich seither kontinuierlich. Natürlich dürfen bei solchen Globalaussagen auf sprachstatistischer Basis die erheblichen Unterschiede zwischen den einzelnen Gattungen bzw. Textsorten oder die Unterschiede zwischen verschiedenen Medienerzeugnissen oder gar Autoren nicht übersehen werden. So hat, um die Extrembeispiele zu nennen, der durchschnittliche Satz der Bildzeitung 12 Wörter, während Hermann Broch in seinem Hauptwerk *Der Tod des Vergil* auf eine mittlere Satzlänge von 92 Wörtern kommt[4] und Friedrich Dürrenmatt in der Novelle *Der Auftrag* mit 24 Sätzen 100 Textseiten füllt. Dennoch läßt die Fülle der sprachstatistischen Untersuchungen insgesamt eine klare Entwicklungstendenz erkennen.

Um dies belegen zu können, wurden die Ergebnisse zweier unabhängig voneinander entstandener Studien in eine Darstellungsform gebracht, die den direkten Vergleich ermöglicht:



Die erste Studie stammt von dem Leipziger Germanisten Kurt Möslein. Untersuchungsgegenstand war die „Sprache der Technik".[5] Hiernach stieg der Satzumfang zunächst bis etwa 1850 auf durchschnittlich 32 Wörter an und verringert sich seit der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder deutlich. Für 1960 ermittelte Möslein einen Wert von etwa 20 Wörtern pro Satz.[6]

Mittlere Satzlänge: Literarische Prosa



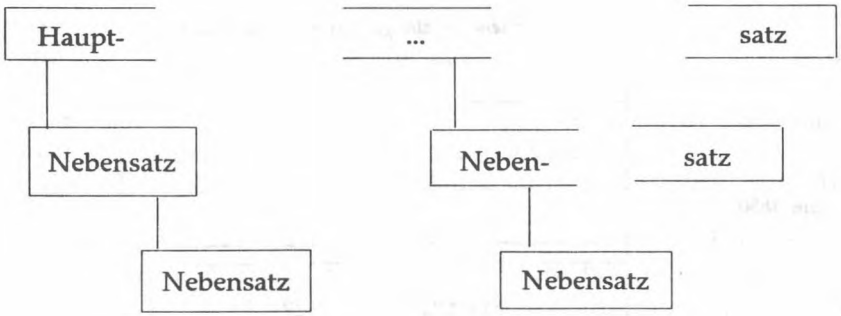
Anzahl der Wörter im Satz

Die zweite Abbildung zeigt die Werte, die der St. Petersburger Germanist Saadje Šubik 1973 für Prosawerke deutscher Schriftsteller erhoben hat.[7] Die Parallelität der Ergebnisse ist augenscheinlich.

Wenn man wissen will, was sich hinter dieser Entwicklung verbirgt, so muß man sich die Häufigkeit bestimmter syntaktischer Konstruktionen ansehen.

Das zweite Ergebnis der sprachstatistischen Studien besagt, daß sich parallel zur Reduktion der Satzlänge seit etwa 1850 die absolute Anzahl der Nebensätze im Satz verringert hat und daß die Tiefenstaffelung der Nebensätze rückläufig ist. Rückläufig ist besonders der Anteil an Nebensätzen, die ihrerseits Nebensätze erweitern, also der Anteil an Nebensätzen 2ten, 3ten usw. Grades.[8] Als Beispiel für diesen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts rückläufigen Konstruktionstyp mag ein Satz aus einer kurz vor der Jahrhundertwende erschienenen naturwissenschaftlichen Veröffentlichung dienen.[9]

(1) *Um das Ei herum, aus dem bald die Made kroch, die sich später verpuppte, bildete sich infolge vermehrten Säftezuflusses, der durch den Reiz des Stiches und ein Tröpfchen Saft, das mit diesem in die Wunde floß, verursacht wurde, der Gallapfel.*



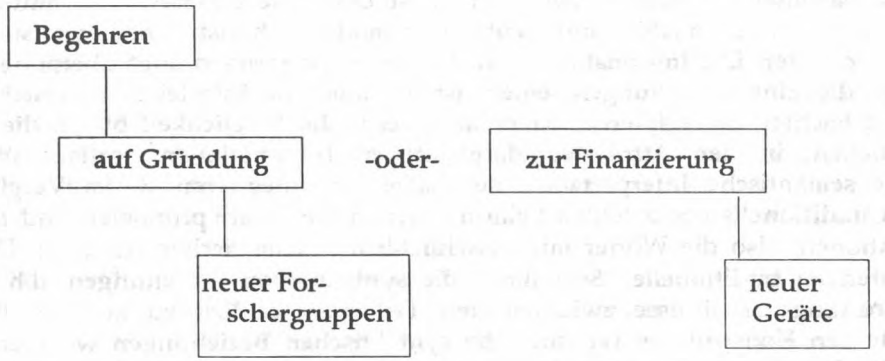
Die einfache Darstellung der syntaktischen Struktur läßt die Zuordnungsbeziehungen zwischen den Teilsätzen erkennen:

Der Hauptsatz lautet: *Um das Ei herum bildete sich infolge vermehrten Säftezuflusses der Gallapfel.* Der Hauptsatz ist an zwei Stellen durch Nebensätze unterbrochen. In den Hauptsatz sind insgesamt 4 Nebensätze, und zwar Relativsätze, eingeschaltet, wobei ein Nebensatz des 2ten Grades wiederum in einen Nebensatz ersten Grades eingeschaltet ist. Wir haben es hier mit einem typischen Vertreter des berüchtigten deutschen Schachtelsatzes zu tun.

Damit stellt sich die Frage, welche Konstruktionen die Funktionen der tiefgestaffelten Nebensätze übernommen haben. Auch hier ermöglichen sprachstatistische Untersuchungen einen ersten Aufschluß. Wie wiederum unabhängig voneinander entstandene Studien belegen, läßt sich als drittes Ergebnis folgendes festhalten: In den letzten 200 Jahren ist ein Anwachsen der Substantivgruppen („Nominalphrasen") zu beobachten. Gegenläufig zur Reduktion der Nebensätze haben die absolute Anzahl der Attribute zu einem Substantiv und ihre Tiefenstaffelung zugenommen.[10]

Wie dieser moderne Konstruktionstyp aussieht, soll ebenfalls an einem Beispiel verdeutlicht werden. Es handelt sich um einen Satz aus der Wochenzeitung *Die Zeit* (5. Juni 1992: 49). Aus einem Artikel zur finanziellen Auszehrung der universitären Forschung in Deutschland wurde der erste Satz herausgegriffen, der mehrgliedrige attributive Erweiterungen 2ten Grades enthält.

(2) *Von vornherein abgewiesen werden **Begehren auf Gründung neuer Forschergruppen oder zur Finanzierung neuer Geräte.***

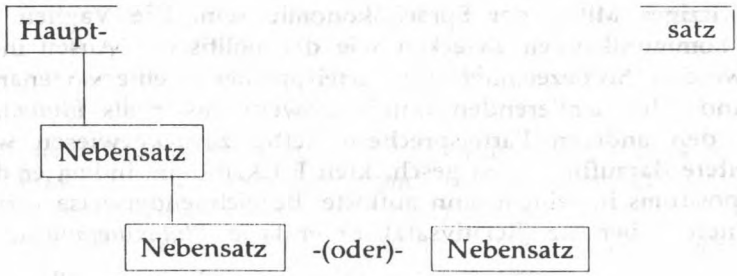


Die Substantivgruppe, um die es geht, ist durch Fettdruck hervorgehoben. Die syntaktische Struktur dieser Substantivgruppe ist wiederum durch eine vereinfachende Darstellung verdeutlicht.

Das Kernsubstantiv, also *Begehren*, ist durch zwei Attribute ersten Grades erweitert: die Präpositionalattribute *auf Gründung* und *zur Finanzierung*. Diese beiden Attribute ersten Grades sind ihrerseits erweitert durch Attribute 2ten Grades, nämlich die Genitiv-Attribute *Forschergruppen* und *Geräte*. Daß letztere wiederum durch die Adjektivattribute, also Attribute 3ten Grades, erweitert sind, soll hier außer acht bleiben.

Der Vorteil dieses modernen Konstruktionstyps wird erkennbar, wenn man ihn mit dem traditionellen vergleicht. Um diesen Vergleich zu ermöglichen, wurde der Beispielsatz in einen Schachtelsatz traditionellen Typs umformuliert (2'). Die Attribute des Ausgangssatzes werden dabei zu Nebensätzen.

(2') *Von vornherein werden **Begehren, in denen beantragt wird, daß neue Forschergruppen gegründet werden oder daß neue Geräte finanziert werden,** abgewiesen.*



Die Unterschiede zwischen den beiden Sätzen und damit zwischen den beiden Typen der Satzkonstruktion können hier nicht im einzelnen erörtert werden. Es genügt, auf drei wesentliche Differenzen aufmerksam zu machen. 1. Der moderne Satz wirkt weniger umständlich, weil er bei derselben Informationsmenge um 30% kürzer ist. Das ist exakt die Differenz der mittleren Satzlänge zwischen 1850 und heute. Der moderne Konstruktionstyp ist also kondensierter. Die Information wird dichter zusammengedrängt übermittelt. 2. Da die Einschachtelungen fehlen, ist der moderne Satz leichter verstehbar. Er ist leichter zu rezipieren, da er dem Leser die Möglichkeit bietet, die zusätzlichen, in den Attributen dargebotenen Informationen, fortlaufend in seine semantische Interpretation des Satzes zu integrieren. 3. Im Vergleich zum traditionellen Satz fehlen beim modernen die Relativpronomen und Konjunktionen, also die Wörter mit ausschließlich grammatischer Funktion. Diese dienten im traditionellen Satz dazu, die syntaktischen Beziehungen, d.h. die Zuordnungsverhältnisse zwischen den Teilsätzen explizit zu machen. Beim modernen Konstruktionstyp sind die syntaktischen Beziehungen weniger explizit. Damit müssen keinerlei kommunikative Nachteile verbunden sein, wenn – wie im vorliegenden Beispiel – die Zuordnungsverhältnisse eindeutig bleiben. Ein vierter Unterschied zwischen dem traditionellen und dem modernen Konstruktionstyp läßt sich an dem Beispielpaar nicht vorführen. Grundsätzlich gilt jedoch, daß beim modernen Konstruktionstyp auch die semantischen Beziehungen weniger explizit sind. Daß die moderne Art der Informationsübermittlung grundsätzlich mit größerer Vagheit einhergeht, soll mit Beispielen ganz anderer Art belegt werden: Die höchste Stufe der Kondensation stellt nämlich nicht die Attribution dar, bei der die Information, wenn auch nicht auf mehrere Teilsätze, so doch immerhin auf mehrere Wörter verteilt ist, sondern die Zusammendrängung der Information in einem Kompositum (Komposition). Hier wären Beispiele wie *Umweltauto* oder *Angebotsradio* anzuführen. Bei *ad hoc* gebildeten Komposita kann die Vagheit so weit gehen, daß ohne Kontextinformation eine Dekodierung nicht möglich ist. So kann ein Leser ein *ad hoc*-Kompositum wie *Fußnotenstaat* nur dann im Sinne des Schreibers interpretieren, wenn er aus dem Kontext entnommen hat, daß damit Norwegen gemeint ist, das zu NATO-Entscheidungen grundsätzlich schriftliche Vorbehalte anmeldet, die dann als Fußnoten in die Bündnisdokumente eingehen. Diese Vagheit kann ausschließlich der Sprachökonomie dienen oder ironisch-witziges Mittel der Sprachökonomie sein. Die Vagheit kann aber auch zu kommunikativen Zwecken wie der politischen Auseinandersetzung genutzt werden: So bezeichnete ein Parteisprecher in einer sogenannten Bundestagsrunde den amtierenden Bundesumweltminister als *Plutoniumminister*, was von den anderen Parteisprechern heftig zurückgewiesen wurde. Der erstere leitete daraufhin einen geschickten Rückzug ein, indem er die Vagheit des Kompositums in seinem Sinn auflöste. Bezeichnenderweise verwendete er hierzu einen Nebensatz (Relativsatz). Er erklärte, *Plutoniumminister* sei ledig-

lich eine verkürzende Ausdrucksweise für einen Minister gewesen, der unbezweifelbar für die Plutoniumentsorgung zuständig sei.

Diesen Punkt abschließend, läßt sich das, was der Wissenschaft bisher bekannt war, folgendermaßen zusammenfassen: Im Vergleich zum vorigen Jahrhundert werden heute zunehmend Konstruktionen bevorzugt, die es einerseits erlauben, mehr Information immer kompakter und schneller zu übermitteln, bei denen aber andererseits die syntaktischen und semantischen Beziehungen weniger explizit sind. Daß diese Entwicklung insgesamt genau den sich verändernden kommunikativen Bedürfnissen im Zeitalter der Massenkommunikation entspricht, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Indem man nun eine solche Entwicklung feststellt, stellen sich aber sofort neue, weitergehende Fragen. Die erste lautet: Ist das, was bisher vorgeführt wurde, überhaupt syntaktischer Wandel?

Bisher wurde vereinfachend von einem traditionellen und einem modernen Konstruktionstyp gesprochen. Das könnte mißverstanden werden. Der Konstruktionstyp der Substantivgruppe an sich ist nicht neu. Das komplette Inventar an Möglichkeiten, Substantive durch vor- oder nachgestellte Attribute zu erweitern, ist seit dem 16. Jahrhundert belegt, seit das Deutsche unter dem Einfluß des Humanistenlateins das erweiterte Partizipialattribut entwickelt hat. Auf der anderen Seite werden heute nach wie vor selbstverständlich auch Nebensätze höheren Abhängigkeitsgrades verwendet. Was sich seit dem 19. Jahrhundert ändert, ist zunächst nur die Auftretenshäufigkeit der jeweiligen Konstruktion, ihre Frequenz in Texten. Selbstverständlich hat die Sprachwissenschaft die Aufgabe, solche Frequenzverschiebungen zu beschreiben und ihre kommunikative Relevanz zu reflektieren. Aus der Sicht der Sprachwissenschaft stellt sich im Zusammenhang mit dem syntaktischen Wandel aber immer auch die Frage, ob sich die syntaktische Struktur der Sprache selbst ändert, ob sich also die syntaktischen Regeln wandeln.

Die zweite Frage lautet: Ergeben sich aus der reduzierten syntaktischen und semantischen Explizitheit des heute bevorzugten Konstruktionstyps wirklich keine kommunikativen Nachteile?

Daß mit dem heute bevorzugten Konstruktionstyp auch kommunikative Nachteile verbunden sein können, läßt sich am einfachsten an übermäßig kondensierten, an übermäßig verdichteten Substantivgruppen zeigen. Sätze mit solch hochkomplexen Substantivgruppen finden sich häufig in juristischen Texten, wissenschaftlichen Texten und Verwaltungsschreiben. Als Beispiel hierfür soll ein Verwaltungsschreiben der „Versorgungsanstalt des Bundes und der Länder" aus dem Jahre 1989 dienen, das Ruhegeldbestimmungen zum Gegenstand hat.[11]

(3) *Wir bitten nochmals um Mitteilung, ob Sie gegen die Stadt* ***einen Anspruch auf laufende Versorgung oder versorgungsähnliche Bezüge auf Grund einer vor dem Inkrafttreten dieser Satzung (01.01.67) durch Rechtsverordnung oder Dienstordnung erlassenen oder durch Tarifvertrag vereinbarten Ruhelohnordnung oder Ruhegeldbestimmung haben*** *und die Ruhelohnordnung oder die Ru-*

***hegeldbestimmung eine Anrechnung der Rente aus der gesetzlichen Rentenversicherung und der Leistungen der Anstalt auf die Leistungen nach der Ruhelohnordnung oder der Ruhegeldbestimmung** vorsieht und das Arbeitsverhältnis spätestens am Tage vor dem Inkrafttreten dieser Satzung (01.01.67) begonnen hat.*

Der Satz enthält zwei hochkomplexe Substantivgruppen, die wieder durch Fettdruck hervorgehoben sind. Der Satz mag ja juristisch einwandfrei sein. Es ist aber klar, daß die kommunikativen Vorteile des modernen Konstruktionstyps, also ökonomische Informationsvermittlung und erleichterte schnelle Rezeption, hier durch übermäßige Verdichtung in ihr Gegenteil verkehrt worden sind. Die syntaktische Struktur der Substantivgruppen ist bei einmaligem Lesen nicht zu erfassen, die semantischen Beziehungen müssen daher vom Leser mühsam eruiert werden. Die syntaktischen Beziehungen zwischen den einzelnen Gliedern dieser beiden Substantivgruppen brauchen hier nicht im einzelnen diskutiert zu werden. Wichtiger ist es, den Unterschied zum traditionellen Konstruktionstyp zu verdeutlichen und zu zeigen, wie klar und eindeutig hier die syntaktischen und damit auch die semantischen Beziehungen waren.

(4) *... und ein Tröpfchen Saft, das mit diesem in die Wunde floß, ...*

(4) stellt einen Ausschnitt aus (1) dar, dem Beispiel für einen traditionellen Schachtelsatz. Stellt man sich hier die Frage, worauf sich der mit *das* eingeleitete Relativsatz syntaktisch bezieht, so kann diese Frage von jedem kompetenten Sprachteilhaber problemlos beantwortet werden. Eine syntaktische Beziehung zu dem Wort *Saft* ist hier ausgeschlossen, das Relativpronomen müßte dann *der* lauten. Durch die Genuskongruenz ist sichergestellt, daß der Relativsatz syntaktisch als Erweiterung des Wortes *Tröpfchen* zu interpretieren ist.

Durch die Kontrastierung der beiden Beispiele sollte das grundsätzliche Problem verdeutlicht werden, vor dem die heutigen Sprachteilhaber stehen, wenn sie sich solch kondensierter Konstruktionen bedienen: Komplexe Substantivgruppen, also mehrfach durch Attribute erweiterte Substantivgruppen, können nur dann ihre kommunikativen Vorteile entfalten, wenn ihre syntaktische Struktur so klar und eindeutig ist, daß sie beim einmaligen Lesen problemlos dekodiert werden können. Das Problem für die heutigen Sprachteilhaber lautet also: Wie kann bei weiter anwachsenden Substantivgruppen, bei weiterhin zunehmender Verdichtung eine solche klare und einfach zu rezipierende syntaktische Struktur hergestellt werden?

Ich möchte nun vorführen, daß – metaphorisch gesprochen – die Antwort der heutigen Sprachteilhaber auf dieses Problem in einem aktuell sich vollziehenden Wandel der syntaktischen Regeln für die geschriebene deutsche Gegenwartssprache besteht. Damit soll gleichzeitig die erste Frage – die Frage nach dem Wandel der syntaktischen Struktur – beantwortet werden. Dieser sich heute vollziehende syntaktische Wandel geht mit extremer Langsamkeit vor sich. Er läßt sich mit so einfachen Methoden wie den vorgestellten Häu-

figkeitsauszählungen nicht beobachten. Um ein etwas plakatives Bild zu verwenden: Die Sprachwissenschaft verfügt nicht über Zeitlupentechniken, mit denen sich in der Veränderung begriffene syntaktische Regeln beobachten ließen. Sie muß daher von der Analyse von „Standbildern" ausgehen, also von der Analyse der Regeln für einen bestimmten Zeitpunkt.

Ich habe eine solche synchronische Analyse in meiner Arbeit *Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation*[12] durchgeführt und mich dabei der folgenden Methode bedient. Lesern wurden 90 Sätze mit Substantivgruppen, deren syntaktische Struktur entweder unklar oder geradezu mißglückt zu sein schien, vorgelegt. Anhand standardisierter Beurteilungsbögen sollten die Leser die Belege auf Korrektheit und Verständlichkeit hin beurteilen. Beurteiler waren überwiegend Studenten verschiedener Fächer, Studenten aus verschiedenen Regionen, aber auch Personen, die sich professionell mit der deutschen Sprache beschäftigen, z. B. Lektoren eines literarischen Verlages, Mitarbeiter der Korrekturabteilung der FAZ und Mitarbeiter der Abteilung Grammatik des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim. Insgesamt wurden etwas über 34.000 Einzelurteile ausgewertet. Mit den Belegen wurden die verschiedensten Möglichkeiten der Mehrfacherweiterung eines Substantivs untersucht. Also z. B. Erweiterungen durch Adjektive, durch Appositionen, durch Genitivattribute, durch Präpositionalattribute und Relativsätze, jeweils in den unterschiedlichsten Kombinationen. Im folgenden soll zunächst ein einziges Beispiel für eine Substantivgruppe mit unklarer bzw. mißglückter syntaktischer Struktur, eine Attribuierungskomplikation also, analysiert werden. Anschließend wird dann sofort das Gesamtergebnis der Untersuchung zusammengefaßt. Als Beispiel wurde absichtlich ein sehr einfacher Beleg gewählt, der zudem einer gewissen Komik nicht entbehrt. Die grundsätzlichen Verhältnisse lassen sich hier am leichtesten vorführen. Durch die Komik soll das bewußt gemacht werden, was sonst in der Regel unbewußt bleibt, nämlich die intuitive Analyse einer syntaktischen Struktur. Das Beispiel ist einem Brief einer Kraftfahrzeugversicherung entnommen (1987).

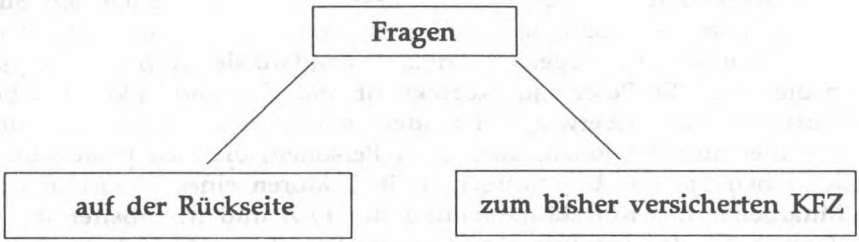
(5) *Bitte beantworten Sie unsere **Fragen auf der Rückseite zum bisher versicherten** KFZ.*

Erstaunlich ist, daß die heutigen deutschen Leser einen solchen Beleg nicht übereinstimmend beurteilen. Im Unterschied zu anderen Belegen, die übereinstimmend als korrekt oder nicht korrekt bewertet werden, lassen sich in Fällen wie diesem 3 Gruppen von Lesern mit unterschiedlichem Beurteilungsverhalten feststellen. Das Beispiel wird von 45% als nicht korrekt beurteilt, von 20% mit einem mittleren Korrektheitswert, wenn man so will, als „irgendwie schief".[13] Immerhin 35% beurteilen es als vollkommen korrekt. Wie ist ein solches Ergebnis zu erklären?

Der Einfachheit halber soll nur das Beurteilungsverhalten der beiden Extremgruppen erklärt werden: Die beiden Gruppen von Sprachteilhabern dekodieren eine Substantivgruppe wie die vorliegende nach verschiedenen Regeln.

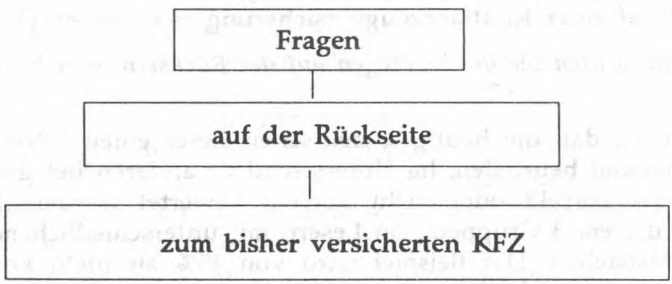
Sie ordnen ihr eine jeweils verschiedene syntaktische Struktur zu. Der Schreiber des Satzes und die 35%, die den Beleg als vollkommen korrekt beurteilen, ordnen dem Beleg die Struktur (5') zu. Sie interpretieren die beiden Präpositionalattribute als gleichstufig und ordnen beide direkt dem Kern der Substantivgruppe (also *Fragen*) zu.

(5')



Bei dieser Struktur wird die Substantivgruppe semantisch interpretiert als 'Fragen auf der Rückseite' und als 'Fragen zum bisher versicherten KFZ'. Diese Interpretation läßt sich explizieren als 'Fragen, die auf der Rückseite des Schreibens stehen und die das bisher versicherte KFZ betreffen.' Die zu dieser ersten Gruppe gehörenden Leser geben an, daß ihre Leseerfahrung relativ gering ist. Die Gruppe hingegen, die die Substantivgruppe als nicht korrekt beurteilt, die Mehrheit also, interpretiert das zweite Präpositionalattribut als dem ersten untergeordnet. Das ergibt die syntaktische Struktur (5'').

(5'')



Bei einer solchen Struktur müßte die Substantivgruppe semantisch interpretiert werden als 'Fragen auf der Rückseite' und als 'Rückseite zum bisher versicherten KFZ', was man explizieren kann als 'Fragen, die auf der Rückseite des bisher versicherten KFZs stehen'. Da eine solche semantische Interpreta-

tion natürlich sofort als unsinnig und der Schreiberintention widersprechend erkannt wird, wird der Beleg als nicht korrekt beurteilt.

Entscheidend für das hier behandelte Problem ist nun die Frage, wie die Mehrheit der Leser dazu kommt, eine solche syntaktische Struktur anzusetzen, obwohl die entsprechenden Regeln in keiner Grammatik stehen. Daß diese Gruppe, die Gruppe mit relativ hoher Leseerfahrung, die vom Schreiber intendierten Beziehungen nicht erkennt, ist auszuschließen. Entscheidend ist, daß diese Gruppe von Lesern die syntaktische Struktur nicht aufgrund irgendwelcher semantischer Plausibilitäten, also der semantischen Kompatibilität der Attribute ansetzt, sondern allein aufgrund der Reihenfolgebeziehung. Das zweite Präpositionalattribut wird syntaktisch ausschließlich deshalb dem ersten zugeordnet, weil es rechts von ihm steht.

Soviel zur Analyse dieses Beispiels. Ich referiere das Gesamtergebnis der Untersuchung. Es lautet:

1. Die Relevanz, die der Reihenfolgebeziehung, der Serialisierung also, für die syntaktische Struktur der Substantivgruppe zugebilligt wird, hängt von der Leseerfahrung der Sprachteilhaber ab, von ihrer Vertrautheit mit kondensierten schriftlichen Texten. In dem Maß, in dem die individuelle Kompetenz für die geschriebene deutsche Standardsprache entwickelt ist, ist die Reihenfolgebeziehung, die Serialisierung, syntaktifiziert.

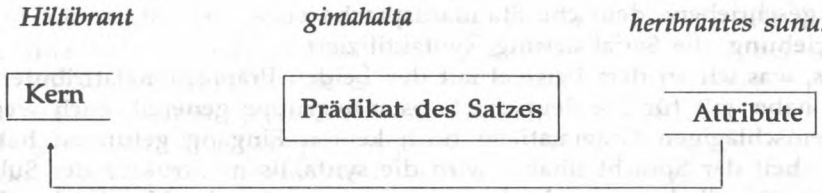
2. Das, was ich an dem Beispiel mit den beiden Präpositionalattributen vorgeführt habe, gilt für die deutsche Substantivgruppe generell, auch wenn es in die einschlägigen Grammatiken noch keinen Eingang gefunden hat. Für die Mehrheit der Sprachteilhaber wird die syntaktische Struktur der Substantivgruppe überall dort, wo sie durch andere syntaktische Mittel wie z.B. die erwähnte Genuskongruenz bei Relativpronomen nicht oder nicht eindeutig kodiert ist, allein durch die Serialisierung konstituiert.

Damit scheint die „Antwort" der Kommunikationsgemeinschaft auf das grundsätzliche Problem, das sich aus der Entwicklung des deutschen Satzbaus in den letzten 200 Jahren ergeben hatte, klar zu sein. Das Problem hatte gelautet: Wie können trotz zunehmender Informationsverdichtung die kommunikativen Vorteile der Substantivgruppe, also ökonomische Informationsübermittlung und leichte Rezipierbarkeit gewährleistet werden oder, anders gewendet, wie kann bei weiter anwachsenden Substantivgruppen eine klar und einfach zu rezipierende syntaktische Struktur hergestellt werden. Die Antwort scheint zu lauten: durch Syntaktifizierung der Reihenfolgebeziehung, der Serialisierung, d.h. dadurch, daß die Substantivgruppe syntaktisch zunehmend nach dem Prinzip der monotonen, der fortlaufenden Unterordnung organisiert wird.

Hier könnten Zweifel bleiben. Läßt sich die Tatsache, daß Gruppen heutiger Sprachteilhaber die Substantivgruppe nach unterschiedlichen Regeln produzieren und dekodieren, so ohne weiteres mit den Frequenzverschiebungen der letzten 200 Jahre in Zusammenhang bringen? Lassen sich diese Differenzen wirklich ohne weiteres als aktueller syntaktischer Wandel interpretieren?

Hier kann die Analyse des Momentanzustandes der deutschen Sprache keinen letzten Aufschluß geben. Um auf die Metapher von den Zeitlupentechniken bzw. der Analyse eines Standbildes zurückzukommen: Die wünschenswerte Klarheit läßt sich erreichen, wenn man den Wandel der Serialisierungsregeln in der deutschen Substantivgruppe im Zeitraffertempo betrachtet. Abschließend soll daher ein kurzer Überblick über die Entwicklung der syntaktischen Struktur der deutschen Substantivgruppe seit althochdeutscher Zeit, also, grob gesagt, in den letzten 1200 Jahren, versucht werden: Es war im Althochdeutschen möglich, bildlich gesprochen, die Substantivgruppe stellungsmäßig zu zerreißen, d. h. Attribute ohne besondere Hervorhebungsabsicht extrem zu dislozieren, also stellungsmäßig vom Rest der Substantivgruppe zu entfernen.[14] Attribute konnten jenseits dazwischentretender Satzglieder plaziert werden. So finden sich etwa in dem zwischen 810 und 820 aufgeschriebenen *Hildebrantlied* häufig Konstruktionen wie (6):

(6)

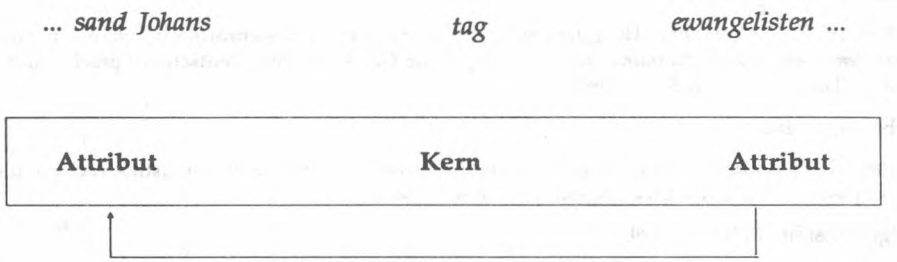


Heute müßte es dagegen heißen: *Hildebrant, Heribrants Sohn, sagte* oder *Hildebrant des Heribrants Sohn sagte* ... Es müßte heute also eine stellungsmäßige Einheitlichkeit der Substantivgruppe hergestellt werden.

Bis zum Frühneuhochdeutschen, also etwa bis 1350, setzte sich diese stellungsmäßige Einheitlichkeit der Substantivgruppe im Grundsätzlichen durch. Solche Dislozierungen wie im Hildebrantlied sind heute nur zum Zwecke besonderer kommunikativer Hervorhebung möglich.

Bis ins frühe 17. Jahrhundert war es aber weiterhin möglich, Attribute über den Kern der Substantivgruppe hinweg zu erweitern: Sprachüblich waren Substantivgruppen wie in (7), einer Substantivgruppe aus einem Text mystischen Inhalts.

(7)



Schon im 17. Jahrhundert begann man diese Möglichkeit aufzugeben.[16] Attribute, die sich aufeinander beziehen, die syntaktisch zusammengehören, müssen seither auf ein und derselben Seite des Kerns plaziert werden. Heute müssen für das Beispiel Konstruktionen gewählt werden wie *der Tag des Evangelisten Sankt Johannes* oder *der Tag des hl. Johannes des Evangelisten*. Wenn man hiermit nun vergleicht, was ich für die aktuell geschriebene deutsche Sprache vorgeführt habe, daß nämlich für die Mehrheit der Sprachteilhaber heute auch keine Stellungsfreiheit zwischen den auf derselben Seite des Kerns plazierten Attributen besteht, so dürfte klar sein, daß hier tatsächlich syntaktischer Sprachwandel vorliegt.

Das, was hier für die aktuell geschriebene deutsche Sprache vorgeführt wurde, ist also Teil eines sich seit althochdeutscher Zeit vollziehenden syntaktischen Wandels: Die anfängliche extreme Stellungsfreiheit der Glieder der deutschen Substantivgruppe wurde mit der Zeit immer mehr eingeschränkt, die Serialisierungsregeln wurden und werden noch immer strikter, immer rigider.

Anmerkungen

[1] Dem Beitrag liegt ein gleichnamiger Vortrag zugrunde, der am 21. 9. 1993 an der Universität Budapest gehalten wurde.

[2] Zu den lexikalischen Wandlungen im Zusammenhang mit der deutschen Einheit vgl. auch BELLMANN, G.: *Wandlungen im Wortschatz der deutschen Gegenwartssprache: Der Wortschatz und die deutsche Einheit*. In: Beiträge zur deutschen Linguistik, Methodik und Didaktik (Kyoto) 5. 1991, S. 21-32.

[3] Vgl. POLENZ, P. v.: *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin/New York ^{2}1988 (^{1}1985). (Sammlung Göschen. 2226.), S. 40-42; SOMMERFELDT, K.-E. (Hrsg.): *Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig 1988, S. 224-229; ADMONI, W.: *Historische Syntax des Deutschen*. Tübingen 1990, S. 252-262; ADMONI, W.: *Die Entwicklung des Satzbaus*

der deutschen Literatursprache im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin 1987. (Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. 62.), S. 147-158, bes. S. 147 f.; ERBEN, J.: *Deutsche Syntax. Eine Einführung.* Bern [usw.] 1984. (Germanistische Lehrbuchsammlung. 12.), S. 88 u. 99-104.

[4] Vgl. BRAUN, P.: *Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache.* 3. Aufl. Stuttgart [usw.] 1993, S. 106-108.

[5] MÖSLEIN, K.: *Einige Entwicklungstendenzen in der Syntax der wissenschaftlich-technischen Literatur seit dem Ende des 18. Jahrhunderts.* In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle) 94. 1974, S. 156-198.

[6] ebenda, S. 184.

[7] ŠUBIK, S.: *O razmerach predloženija v sovremennom nemeckom jazyke.* In: Statistika reči i avtomaticeskij analiz teksta 1972. Leningrad 1973, bes. S. 86.

[8] Vgl. MÖSLEIN 1974, bes. 189.

[9] Zu dem Beispiel vgl. Schmidt 1993, S. 205 u. 222 f.

[10] Vgl. BRAUN 1993, S. 116-124; RIESEL, E. & E. ŠENDELS: *Deutsche Stilistik.* Moskau 1975, S. 155; MIHM, A.: *Triebkräfte des syntaktischen Wandels. Beobachtungen zur Entwicklung des erweiterten Partizipialattributes.* In: Beiträge zur deutschen Linguistik, Methodik und Didaktik (Kyoto) 5. 1991, S. 36 f.; vgl. auch WEBER, H.: *Das erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribut im Deutschen.* München 1971. (Linguistische Reihe. 4.), S. 217 (Sp. 5).

[11] Quelle: Der Spiegel vom 26. 6. 1989, S. 230.

[12] SCHMIDT, J. E.: *Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation.* Tübingen 1993. (Reihe Germanistische Linguistik. 138.).

[13] Vgl. SCHMIDT 1993, S. 210 u. 270-273.

[14] Vgl. GREULE, A.: *Syntaktische Strukturen im Hildebrandslied.* In: BERGMANN, R. [u. a.] (Hrsg.): *Althochdeutsch. Bd. I: Grammatik. Glossen und Texte.* In Verbindung mit Herbert Kolb [u. a.]. Heidelberg 1987. (Germanische Bibliothek), S. 427-445; WAGNER, W.: *Die Stellung des attributiven Genitivs im Deutschen. Ein Kapitel aus der Lehre von der deutschen Wortstellung, zugleich ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der unechten Komposita.* Darmstadt 1905. (Diss. Gießen), S. 5 und Admoni 1990, S. 58.

[15] Vgl. EBERT, R. P.: *Historische Syntax des Deutschen II: 1300-1750.* Bern [usw.] 1986. (Germanistische Lehrbuchsammlung. 6.), S. 99 f.; BEHAGHEL, O.: *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung.* Bd. 4. Heidelberg 1932. (Germanische Bibliothek. 1. Reihe. 10.), S. 246.

[16] Vgl. EBERT 1986, S. 100; vgl. auch LÖTSCHER, A.: *Variation und Grammatisierung in der Geschichte des erweiterten Adjektiv- und Partizipialattributs des Deutschen.* In: BETTEN, A. (Hrsg.): *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der Internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989.* Tübingen 1990. (Reihe Germanistische Linguistik. 103.), S. 21 f.

Peter Canisius (Pécs)

Fragen zur Person oder: Personale Differenzierung außerhalb von finitem Verb und Personalpronomen

1

Die Kategorie der Person gilt, neben den Kategorien Tempus (Aspekt), Modus, Genus und Numerus, bekanntlich als eine der verbalen Kategorien. Gehen wir – etwa mit P. Eisenberg[1] – von diesen fünf Kategorien als „Einheitenkategorien des Verbs" aus, dann bietet es sich an, diese Kategorien ihrerseits in bestimmte Gruppen zu ordnen, nämlich – z.B. mit J. Kurylowicz[2] – Person und Numerus als „syntactical categories", Tempus, Modus (und Aspekt) als „semantic categories" und das Genus als „syntactical transformation" zu klassifizieren oder – z.B. mit S.R. Anderson[3] – Person und Numerus als „agreement categories", Tempus (Aspekt) und Modus als „inherent categories" und das Genus als „relational category" zu bezeichnen oder schließlich – mit R. Thieroff[4], der im wesentlichen an Kurylowicz und Anderson anschließt – die Kategorien Person und Numerus als Kongruenzkategorien, Tempus und Modus als inhärente Kategorien und das Genus als relationale Kategorie zu interpretieren.

Thieroff weist nun darauf hin, daß diese fünf Kategorien allerdings Kategorien nur des finiten Verbs sind. Was die infiniten Formen, genauer: den Infinitiv angeht, so weist Thieroff ihm ebenfalls Genus und Tempus zu, nicht aber Person, Numerus und Modus. Diese Auffassung kann durchaus als typisch angesehen werden: Formen wie *lieben* und *geliebt haben* bzw. *geliebt werden* und *geliebt worden sein* werden normalerweise als aktivisch bzw. passivisch, Formen wie *lieben* und *geliebt werden* bzw. *geliebt haben* und *geliebt worden sein* häufig als Präsens- bzw. Perfektformen interpretiert.

Ich will mich hier nicht mit der Frage beschäftigen, ob die Auffassung, wonach der Unterschied zwischen dem sogenannten Infinitiv I (*lieben/geliebt werden*) und dem sogenannten Infinitiv II (*geliebt haben/geliebt worden sein*) der zwischen Präsens und Perfekt und das heißt: ein temporaler ist, berechtigt ist (vgl. dazu Anm. 10). Was mich hier interessiert, ist vielmehr die Kategorie der Person, genauer: die Frage, ob diese Kategorie tatsächlich eine spezifische Kategorie des finiten Verbs ist, genauer natürlich: des finiten Verbs und jenes Paradigmas, mit dessen Elementen dieses finite Verb kongruiert, des Paradigmas der Personalpronomina nämlich.

Diese Frage hat zwei Aspekte. Der erste dieser beiden Aspekte ist: Ist die Kategorie der Person insofern eine spezifische Kategorie des finiten Verbs (und der Personalpronomina), als der Infinitiv keine personalen Implikationen, keine personale Differenzierung kennt? Der zweite Aspekt läßt sich in folgende Frage kleiden: Ist die Kategorie der Person insofern eine spezifische Kategorie des finiten Verbs und der Personalpronomina, als andere Ausdrükke keine personale Differenzierung kennen? Während die erstere Frage im Bereich des Verbs bleibt, überschreitet die letztere diesen Bereich; diese Überschreitung soll am Schluß unserer Überlegungen auch einer Wortart gelten, die m.W. als personal völlig undifferenziert gilt, dem Nomen, genauer: dem Gattungsnamen. Gattungsnamen gelten normalerweise insofern als personmäßig undifferenziert, als sie als grundsätzlich drittpersonig gelten. So gibt Thieroff (1992: 5), um ihn noch einmal stellvertretend zu zitieren, nur die herrschende Meinung wieder, wenn er als nominale Kategorien ausschließlich Numerus und Kasus nennt; dazu später mehr.

2

Beginnen wir mit der ersteren Frage, der, ob die Kategorie der Person eine im Bereich des Verbs spezifische Kategorie des finiten Verbs ist. Die Frage, ob auch der Infinitiv personale Differenzierung kennt, läßt sich ganz unterschiedlich verstehen und entsprechend unterschiedlich beantworten. Ich meine sie in der denkbar striktesten Form, nämlich der nach einer morphologischen Differenzierung des Infinitivs. Ich denke also nicht an jene bekannten und insbesondere im Zusammenhang mit dem Begriff der Kontrolle (vgl. dazu R. Szabó & M. Brdar 1992[5]) diskutierten Fragen etwa nach den personalen Implikationen solcher Infinitive wie in

1) Ich habe ihm versprochen, Karl zu helfen.

2) Ich habe ihn gebeten, Karl zu helfen.

Fragt man mithin nach expliziter personaler Differenzierung von Infinitiven, so ist diese Frage auf zweifache Weise zu beantworten:

- erstens: Sprachen wie z.B. das Deutsche weisen – so die communis opinio – keine solche personale Differenzierung auf;
- zweitens: es gibt eine Sprache, die gerade dafür bekannt ist, daß sie eine solche personale Differenzierung des Infinitivs kennt, nämlich das Portugiesische.

Der sogenannte persönliche Infinitiv des Portugiesischen, der infinitivo pessoal, verbindet den Infinitiv mit Personalendungen. Zur Illustration nur ein kurzes Beispiel (vgl. zum folgenden und zu weiterer Literatur auch B.E. Vidos 1968: 396 f.[6]): *Es ist Zeit, daß du gehst* heißt im Portugiesischen

3) Tempo è de partires.

Hier wird an den Infinitiv *partir* die Endung *es* für die 2. Person Singular angehängt. So entsteht durch die Anhängung der Personalendungen (d.h. von -, *es*, -, *mos*, *des*, *em*) an den Infinitiv ein konjugierter Infinitiv:

4) Tempo è de partir.
Tempo è de partires.
Tempo è de partir.
Tempo è de partirmos.
Tempo è de partirdes.
Tempo è de partirem.

Dieses Phänomen ist bekannt und gilt allgemein als Idiosynkrasie, als Besonderheit des Portugiesischen. Diese Einschätzung ist indes unrichtig, denn ein vergleichbares Phänomen gibt es auch in – mindestens – einer anderen Sprache, nämlich dem Ungarischen. Zuerst ein einfaches Beispiel:

5) Írnom kell. (Ich muß schreiben.)

Im Ungarischen wird in bestimmten Kontexten, nämlich z.B. dem des Modalverbs *kell*, deutsch: *müssen*, an den Stamm des Hauptverbs, im obigen Beispiel das Verb *írni* (*schreiben*), also in unserem Beispiel an *ír* das *n* der Infinitivendung *ni* angehängt, und an dieses *n* und einen Bindevokal, in unserem Beispiel ein *o*, wird sodann eine Personendung, in unserem Fall: die erstpersonige Endung *m*, angehängt. Das ist, genau wie die Anhängung des Personsuffixes an den Infinitiv im Portugiesischen, gleichermaßen mit den Suffixen aller drei Personen in beiden Numeri möglich, so daß auch hier eine Konjugation des Infinitivs entsteht. Unser portugiesisches Paradigma (4) heißt auf Ungarisch:

6) Ideje távoznom.
Ideje távoznod.
Ideje távoznia.
Ideje távoznunk.
Ideje távoznotok.
Ideje távozniok

Bei diesen Personalendungen handelt es sich – so zumindest die landläufige Meinung – um die Possessivsuffixe des Ungarischen; während das von I. Érsek verfaßte Ungarisch-Lehrbuch von Besitzzeichen spricht, weist L. Keresztes in seiner Ungarisch-Grammatik darauf hin, daß diese personalen Possessivsuffixe nicht mit dem Besitzzeichen *-é* verwechselt werden dürfen.[7] Das *m* unseres obigen Beispiels entspräche also dem *m* in *házam* (*ház* = *Haus*, *házam* = *mein Haus*). Ich will hier weder auf den Fall des Portugiesischen noch auf den des Ungarischen näher eingehen; mir reicht an dieser Stelle der Hinweis auf die beiden Phänomene, bei denen – so viel kann man sagen – Infinitive mit personalen Endungen kombiniert werden. Nebenbei bemerkt

neigen portugiesische Grammatiken dazu, diesen konjugierten Infinitiv für eine Eigenart des Portugiesischen zu halten (vgl. z.B. J.M. da Cruz[8], der von dem persönlichen Infinitiv als „o idiotismo 'Infinitivo pessoal'" spricht), womit sie sich in guter sprachwissenschaftlicher Gesellschaft befinden (vgl. etwa Vidos (1968: 396, Fn. 13), wo es innerhalb eines Zitats heißt, der persönliche Infinitiv sei „sans doute le trait le plus original du portugais"), während in ungarischer Literatur der – bekanntere – Fall des Portugiesischen zwar genannt, aber eher als ein Beispiel neben dem Ungarischen gehandelt wird; vgl. etwa Szabó & Brdar 1992: 252:

> Auch was die Flexion von Infinitiven anbetrifft, scheint das Ungarische nicht ganz allein zu sein. Auch das Deutsche und das Englische haben die Möglichkeit, Infinitivformen für Aspekt zu markieren (z.B. *gesehen zu haben, to have seen*). Darüber hinaus gibt es auch im Portugiesischen Infinitive mit Personalendungen.

Überschreitet man also die Grenzen des Deutschen, so ist die Frage, ob die Kategorie der Person eine innerhalb des Verbbereichs spezifische Kategorie der finiten Formen ist, mit „Nein" zu beantworten. Wenn es mithin in der deutschen Terminologie üblich ist, von der finiten Form des Verbs und genauer: nur von dieser finiten Form des Verbs als Personalform zu sprechen, so wäre diese Einschränkung für das Portugiesische ("infinitivo pessoal") und Ungarische unangemessen; dabei sehe ich davon ab, daß es erstens auch in anderen Sprachen vergleichbare Phänomene geben mag: E. Gamillscheg[9] etwa spricht mit Bezug auf das Altfranzösische von einem persönlichen Infinitiv, und Vidos (1968: 397) weist auf den Dialekt von Leon im 13. Jhd., das Neapolitanische des 15. Jhds. und das Sardische hin. Und zweitens lasse ich jenen Fall unberücksichtigt, wo – wie z.B. im Spanischen[10] oder im Falle des sog. historischen Infinitivs des Lateinischen – Infinitive mit expliziten Subjekten kombiniert werden können. Die im Raum stehende Frage ist offenkundig keineswegs nur eine Frage der Terminologie; sie berührt vielmehr das Problem, was denn überhaupt den Infinitiv ausmacht. Während es für Sprachen wie das Deutsche so aussieht, als sei es gerade und letztlich das Fehlen personaler Implikationen bzw. genauer: personaler Markierungen, was den Infinitiv bzw. die Infinitive von den finiten Verbformen unterscheidet (vgl. „finite Verbform" = „Personalform"), und es die Infinität des Infinitivs anscheinend überhaupt nicht tangiert, daß es genus- und tempus- bzw. – wie ich meine – aspektmäßig differenzierte Infinitive gibt, kann das Fehlen personaler Differenzierung für Sprachen wie das Portugiesische und das Ungarische nicht das entscheidende Kriterium für die Unterscheidung finiter und infiniter Verbformen sein; man vergleiche damit nur die folgende Äußerung in Szabó & Brdar (1992: 249): „Die Tatsache, daß wir infiniten Formen (also mit dem Merkmal [-TEMP] versehen) mit Personalendungen begegnen, hat [...]". Während in

dieser auf das Ungarische bezogenen Äußerung gerade das Fehlen temporaler Implikationen den Infinitiv charakterisiert, sind nach Auffassung eines großen Teils der deutschen Grammatiken Infinitive wie z.B. *lieben* und *geliebt haben* bzw. *geliebt werden* und *geliebt worden sein*, wie bereits gesagt, gerade durch [+ TEMP] unterschieden, wird doch der Infinitiv I in diesen Grammatiken als Infinitiv Präsens und der Infinitiv II als Infinitiv Perfekt interpretiert und bezeichnet.[11]

Schließlich noch eine letzte Bemerkung, eine Bemerkung, mit der ich noch einmal auf mein obiges Beispiel (5) *Írnom kell* zurückkomme. Neben der oben veranschaulichten Möglichkeit, *kell* mit mittels der Possessivsuffixe personal differenzierten Infinitiven zu verbinden, gibt es auch die, *kell* mit einem Infinitiv ohne Possessivsuffix zu verbinden:

7) Itt sokat kell dolgozni.

Dieser Fall ist im Deutschen mit *muß man* zu übersetzen; das Beispiel bedeutet *Hier muß man viel arbeiten.* Wenn man sich nun z.B. einen erweiterten Infinitiv wie

8) seine Eltern lieben

und noch deutlicher die englische Entsprechung

9) to love one's parents

ansieht und sich fragt, wie die reflexiv zu interpretierenden Ausdrücke *seine* bzw. *one's* zu interpretieren sind, dann wird man auch für das Deutsche zu einem *man* bzw. für das Englische eben zu *one* als (expliziter) Bezeichnung eines impliziten Subjekts kommen. Auch im Deutschen und Englischen – und die sollen hier nur als Beispiele stehen – hat ein solcher Infinitiv eine ganz eindeutige personale Implikation, eine Implikation, die aber erst vermittels eines solchen Reflexivpronomens bzw. in den obigen Beispielen: vermittels reflexiver Possessivpronomina offenbar wird. Dieselbe personale Implikation offenbart natürlich auch das Reflexivum *sich*: Worauf bezieht sich das *sich* in den Infinitiven *sich schämen* oder auch *sich rasieren* anders als auf ein *man* als implizites Subjekt? Das englische Reflexivum zeigt das wieder eindeutiger: *one-self* ist das Reflexivum zu *one* und folglich *one* das implizite Subjekt des Infinitivs. Doch beenden wir diese Überlegungen; es geht hier ja eben nicht um implizite Subjekte des Infinitivs, sondern um explizite personale Differenzierung der Gestalt, daß personal differenzierte Paradigmen entstehen.

3

Kommen wir zu unserer zweiten Frage und damit zu unserem eigentlichen Problem: Gibt es personale Differenzierung außerhalb des Verbs? Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß diese Frage natürlich meint, ob es außerhalb des Verbs und zugleich außerhalb der Personalpronomina personale Dif-

ferenzierung gibt. Daß die Personalpronomina personal differenziert sind, ist eine Trivialität, ist es doch gerade diese ihre personale Differenziertheit, was sie zu Personal-, zu persönlichen Pronomina macht. Ganz analog dazu wird ja auch im Bereich des Verbs von unpersönlichen Ausdrücken, von Impersonalia eben da gesprochen, wo Verben nur in der dritten Person, genauer: nur mit *es* als „Subjekt" auftreten, und entsprechend kann man von all den Verben, die (auch) *ich* und *du* als Subjekte kennen, als persönlichen Verben sprechen.

Die Personalpronomina heißen mithin deshalb Personalpronomina, weil sie auch in der 1. und 2. Person auftreten, weil sie eben personal differenziert sind. Die verbale Kategorie der Person andererseits ist eben deshalb eine „syntactical category", eine „agreement category" bzw. „Kongruenzkategorie", weil bzgl. dieser Kategorie (und der Kategorie Numerus) das Verb mit dem jeweiligen Subjekt kongruiert bzw. vom Subjekt des Satzes abhängig ist, wobei dieses Subjekt als personal differenziertes nach landläufiger Meinung nur ein Personalpronomen sein kann.

Neben dieser Art der sich in Kongruenz zeigenden personalen Differenzierung des Personalpronomens und des Verbs gibt es aber offenkundig noch eine andere Form der personalen Differenzierung, und das ist die, die wir beim Possessivpronomen beobachten. Auch *mein/dein/sein* etc. weisen eine personale Differenzierung auf und sind unter diesem Aspekt zu den Personalpronomina zu zählen.

Doch konzentrieren wir uns auf die in Kongruenzerscheinungen zutagetretende Form der personalen Differenziertheit, und lassen wir hier auch die Probleme außer acht, die insbesondere mit dem Reflexivpronomen und seiner unterschiedlichen personalen Differenzierung z.B. im Englischen, Deutschen und Russischen verbunden sind. Fragen wir stattdessen: Wie steht es mit personaler Differenzierung außerhalb der Personalpronomina, d.h. außerhalb des Bereichs der Personalpronomina *ich/du/er, sie, es* usw. und der mit diesen Pronomina mehr oder weniger eng verbundenen Possessiv- und Reflexivpronomina? Sehen wir uns kurz einige andere Pronomina an. Als personal nicht differenziert gilt zuerst einmal das Demonstrativpronomen *der/die/das*. Wenn wir indes den Ausdruck „Demonstrativ-" ins Griechische übersetzen, sehen wir sehr schnell eine mögliche personale Differenzierung der demonstrativen, sprich: der deiktischen Pronomina, denn dann sind neben dem deiktischen *der/die/das* eben auch und gerade *ich* und *du* demonstrative Pronomina, und wir hätten neben dem – im traditionell engeren Sinne – personalpronominalen Paradigma *ich/du/er, sie, es* usw., das demonstrativpronominale Paradigma *ich/du/der, die, das* usw., das sich jetzt als ebenfalls personal differenziert und damit als ein in diesem weiteren Sinne personalpronominales Paradigma erweist.

Mit den Demonstrativa verwandt sind bekanntlich die Relativpronomina *der/die/das*, und verwandt sind diese beiden Pronomina auch bzgl. ihrer angeblichen personalen Nichtdifferenziertheit. In Wirklichkeit ist das Relativpronomen indes durchaus personal differenziert: neben dem drittpersonigen

Relativum *der/die/das* gibt es nämlich im Deutschen auch die erstpersonigen Relativpronomina *der ich* bzw. *die ich* und *die wir* sowie die zweitpersonigen *der du* bzw. *die du* und *die ihr*, wie sie z.B. in

10) Gerade ich, die ich keine Ahnung hatte, muß ...
Vater unser, der du bist im Himmel, ...
Gerade wir, die wir uns Mühe gegeben haben, sind ...
Auch ihr, die ihr oft hier wart, seid...

auftreten. Daß diese Formen bei der Aufzählung und Behandlung der deutschen Relativpronomina (auch in deutschen Grammatiken) häufig außer acht gelassen werden, hat zwei Gründe, einen oberflächlichen und einen weniger oberflächlichen: Der erstere besteht darin, daß sie einfach vergessen werden, der weniger oberflächliche darin, daß die Formen zwar genannt werden, zugleich aber gesagt wird, das Relativpronomen sei lediglich das *der* bzw. *die*, dem ein Personalpronomen hinzugefügt werde. Und hinzugefügt werde dieses Personalpronomen dem – rein drittpersonigen – Relativpronomen eben deshalb, weil ansonsten keine Kongruenz zwischen dem drittpersonigen Relativum als Relativsatzsubjekt und dem Verb des Relativsatzes bestehe. Ernstgenommen hat diese personale Differenzierung des Relativpronomens im Deutschen m.W. als einziger R. Harweg 1984, und ich selber bin seiner Beobachtung an anderen Stellen nachgegangen.[12] Es ging mir dort um eine Form, der Harweg nur eine kurze Bemerkung gewidmet hatte, nämlich die drittpersonige Form *der er* bzw. *die sie* (und ich konzentriere mich hier der Kürze halber auf diese singularischen Formen). Harweg hatte darauf hingewiesen, daß diese Formen innerhalb indirekter Redewiedergabe für die originalen *der ich* bzw. *die ich* und *der du* bzw. *die du* eintreten. Aus der Originaläußerung, sagen wir: Annas

10a) Gerade ich, die ich keine Ahnung hatte, muß...

wird in Redewiedergabe mittels indirekter Rede

11) Anna sagte, gerade sie, die sie keine Ahnung gehabt habe, müsse...

Das komplexe Relativpronomen *die sie* zeigt an, daß es sich bei der drittpersonig bezeichneten Person bzw. bei der durch den ebenfalls drittpersonigen Bezugsausdruck bezeichneten Person um den Sprecher einer bzw. der zitierten Äußerung handelt. Dasselbe komplexe Relativpronomen tritt in indirekter Rede auch dann auf, wenn es sich bei der in Rede stehenden Person um den Adressaten der zitierten Äußerung handelt. So wird aus dem *du, der du* in einer, sagen wir: von Anna an Egon gerichteten, Originaläußerung wie

12) Auch du, der du mir immer geholfen hast, kannst...

innerhalb indirekter Rede ein *er, der er*:

13) Anna hat Egon geantwortet, auch er, der er ihr immer geholfen habe, könne...

Mit einem Wort: Diese komplexen drittpersonigen Relativpronomina sind logophorisch im Sinne von C. Hagège[13]: Anders als die einfachen drittpersonigen Relativpronomina *der* oder *die* zeigen sie an, daß es sich bei den gemeinten Personen um den Produzenten oder Rezipienten einer zitierten Äußerung handelt, während das einfache drittpersonige *der* oder *die* anzeigt, daß die in Rede stehende Person kein Äußerungssubjekt, d.h. Sprecher/Hörer oder Adressat ist bzw. (in der zitierten Äußerung) war. Die Existenz dieser komplexen Relativpronomina *der er* und *die sie* aber zeigt zugleich, daß die angebliche Hinzufügung eines Personalpronomens zu dem ansonsten drittpersonigen Relativum nicht die Funktion haben kann, für ansonsten nicht bestehende Kongruenz zu sorgen: Im Falle der komplexen drittpersonigen Relativpronomina *der er* oder *die sie* bestünde ja auch ohne das *er* oder *sie* Kongruenz. Die komplexen Relativpronomina haben vielmehr eine eigene Funktion: Sie zeigen als erst-, zweit- oder drittpersonige Pronomina an, daß sie für den Sprecher oder Adressaten der Äußerung bzw. im Falle der drittpersonigen komplexen Ausdrücke für ein originales *der ich/die ich* oder *der du/die du* stehen.

Doch kommen wir zu unserem eigentlichen Punkt zurück. Die personale Differenzierung des Relativums, genauer: des nominativischen Relativums, denn nur im Nominativ tritt diese Differenzierung auf, diese personale Differenzierung des Relativums also scheint eine Spezifität des Deutschen zu sein (zu vergleichbaren Fällen im Gotischen vgl. Harweg 1984 und Canisius 1994b). In anderen Sprachen steht für alle drei Personen ein und derselbe Ausdruck, also z.B. *qui/quae/quod* im Lateinischen, *who* im Englischen, *qui* im Französischen oder *aki* (für menschliche und *ami* für nichtmenschliche Denotate im Singular) im Ungarischen, gleichgültig, ob der Bezugsausdruck des Relativpronomens bzw. des Relativsatzes ein erst-, zweit-, oder drittpersoniger Ausdruck ist:

14) Pater noster, qui es...
I who am...
Toi qui es
Te, aki segitesz nekem, ... (Du, der/die [du] mir hilfst,...)

Zugleich aber sind die Verben des jeweiligen Relativsatzes personal differenziert: sie weisen, genau wie im Deutschen, die jeweilige Person des Bezugsausdrucks des Relativpronomens bzw. Relativsatzes auf. Daraus zieht Harweg die Konsequenz, auch in diesen Fällen eine Kongruenz des personal explizit differenzierenden Relativsatzverbs mit einem implizit ebenfalls differenzierten Subjekt anzunehmen und die – scheinbar immer drittpersonigen – Relativpronomina als personaldifferenziert, genauer: implizit personal differenziert anzusehen.

Auch die Relativpronomina sind also Personalpronomina, soll heißen: personal differenzierte Pronomina, und zwar explizite Personalpronomina in Fällen wie dem Deutschen und implizite Personalpronomina in Fällen wie dem Lateinischen, Ungarischen etc. Die Kategorie der Person wäre nach

dieser Interpretation also zwar weiterhin eine Kategorie, die neben dem Verb nur das Personalpronomen auszeichnet, „Personalpronomen" aber wäre jetzt der Oberbegriff für all jene Pronomina, die eine personale Differenzierung aufweisen. Die traditionellen Personalpronomina *ich/du/er, sie, es* usw. wären dann ein genauer (nämlich z.B. als nichtattributivisch und nichtrelativisch) zu charakterisierender Typ jener Personalpronomina im weiteren Sinne.[14]

4

Unsere obige Argumentation lief darauf hinaus, die Frage, ob es außerhalb der Personalpronomina personale Differenzierung gibt, mit „Ja" und mit „Nein" zu beantworten, mit „Ja" insofern, als sich gezeigt hat, daß es in der Tat außerhalb der Personalpronomina im engeren traditionellen Sinne solch personale Differenzierung gibt, mit „Nein" insofern, als alle personal differenzierten Pronomina sofort per definitonem zu Personalpronomina in einem weiteren Sinne wurden.

Es gibt indes Fälle außerhalb des Bereichs der Pronomina, die die Frage aufwerfen, ob nicht auch bei ihnen personale Differenzierung vorliegt. Ich meine Fälle im Bereich des Nomens bzw. des Substantivs. Das aber heißt: Unsere Frage läuft darauf hinaus zu fragen, ob es neben den im weiteren Sinne personalen Pronomina auch in diesem weiteren Sinne personale substantivische Nominale gibt. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß Thieroff für den nominalen Bereich nur die Kategorien Numerus und Kasus annimmt, und daß er damit die communis opinio vertritt. Eisenberg (^{2}1989) formuliert die Auffassung, wonach es im Bereich des Nomens bzw. Substantivs keine personale Differenzierung gibt, expressis verbis so:

> Bei den meisten Subjekten im Deutschen liegt nun keine Kongruenz mit dem finiten Verb vor, sondern Rektion. Kongruenz in Hinsicht auf Person ist bei Personalpronomina im Subjekt gegeben, sonst aber nicht. Insbesondere ist sie nicht bei substantivischen Nominalen gegeben, d.h. in einem Satz wie *Der Mann steht am Tor* liegt keine Kongruenz hinsichtlich Person vor. Das Paradigma *der Mann* wird in Kasus und Numerus flektiert, nicht hinsichtlich Person, es gibt weder eine 1. noch eine 2. Person zu *der Mann*. Die formale Abhängigkeit zwischen Subjekt und finitem Verb in der Person ist als Rektionsbeziehung zu fassen: ein substantivisches Subjekt fordert für das Verb die 3. Person, eine Paradigmenkategorie regiert eine Einheitenkategorie. (286)

Und weiter: „Natürlich ist die Wahl der 3.Person hier kein Zufall. Sie beruht darauf, daß man sich auf solche Subjekte mit Pronomina der 3. Ps bezieht (*der Mann – er*)." (287)

Wenn ich nun frage, ob es nicht vielleicht doch Fälle personaler Differenzierung im Bereich solcher Nomina bzw. Substantive gibt, dann denke ich an zwei Arten von Fällen, und diese beiden Arten von Fällen haben eine gewisse Parallele zu den zwei Arten, in denen das Relativpronomen als personal differenziert gelten konnte, der Art nämlich der expliziten und der der impliziten personalen Differenziertheit. Ich nenne erst zwei Beispiele für den Fall einer impliziten personalen Differenzierung. Diese implizite Differenzierung entspricht jener im Bereich der implizit differenzierten Relativpronomina, und zwar insofern als die personale Differenzierung hier wie dort aus Gründen der „Kongruenz" mit dem jeweiligen Prädikat anzunehmen ist. Ich denke an Fälle wie die beiden folgenden aus dem Spanischen[15]:

15) Los alumnos comemos juntos.

16) Los alumnos comeis juntos.

In beiden Beispielen scheint das Subjekt *los alumnos* drittpersonig zu sein, doch das Verb steht einmal in der 1. Person und einmal in der 2. Person (Plural). Die beiden Beispiele heißen entsprechend auf Deutsch

17) Wir Schüler essen zusammen.

18) Ihr Schüler eßt zusammen.

Demgegenüber hieße

19) Die Schüler essen zusammen.

im Spanischen

20) Los alumnos comen juentos.

In diesem letzteren Falle steht das Verb – ganz normal – in der 3. Person Plural. Wenn wir mit Harweg aber im Falle der Relativpronomina des Lateinischen etc. implizite Kongruenz mit den personaldifferenzierenden Verben und damit implizite personale Differenziertheit des Relativpronomens annehmen, dann müssen wir für diese spanischen Fälle ebenfalls implizite Kongruenz und damit eine implizite personale Differenziertheit des nominalen Subjektsausdrucks annehmen.

Neben diesem Typ der impliziten personalen Differenzierung gibt es, wie gesagt, auch den einer expliziten personalen Differenzierung im nominalen Bereich. Wir haben bereits zwei Beispiele formuliert, die zu diesem Fall gehören: Ich meine unsere Beispiele (17) und (18). Fügen wir noch vier Beispiele hinzu:

21) Mi diákok együtt eszünk.

22) Ti diákok együtt esztek.

23) Ihr Jungen geht in den Schlafsaal hier vorne, und ihr Mädchen geht in den dort hinten.

24) Wir Jesuiten werden seit Jahrhunderten verfolgt.

(21) und (22) sind die genauen ungarischen Entsprechungen von (17) und (18): *Mi* und *Ti* sind *Wir* und *Ihr*, und *eszünk* und *esztek* sind die 1. und 2. Person Plural von *enni* (= *essen*); die ungarische Entsprechung von (19) lautet *A diákok együtt esznek*. Der Kürze halber konzentriere ich mich im folgenden auf die deutschen Beispiele. Ich habe diese Fälle, und gemeint sind natürlich jetzt die Ausdrücke *Ihr Jungen* bzw. *ihr Mädchen* und *Wir Jesuiten*, an anderer Stelle[16] als Beispiele für das interpretiert, was ich Esophora nenne. Das – unbetonte – *ihr* und das – unbetonte – *wir* wird hier nicht exophorisch-deiktisch verwendet, sondern esophorisch, soll heißen: Der Sprecher identifiziert mit diesen Ausdrücken nicht deiktisch die gemeinten Personen, sondern er berücksichtigt esophorisch, daß im Falle von (23) die angesprochenen Personen zu den mittels des Nennwortes (im Sinne K. Bühlers[17]) identifizierten besprochenen Jungen bzw. Mädchen gehören und im Falle von (24), daß er selbst und – bei inklusivem *wir* – der Adressat zu der ebenfalls mithilfe eines Nennwortes identifizierten besprochenen Personengruppe gehört. Er tut also z.B. mit dem *Wir* in *Wir Jesuiten* etwas ähnliches wie mit dem ebenfalls unbetonten *hier* in z.B. der Äußerung

25) Es gefällt mir hier in Pécs sehr gut.

In dieser Äußerung funktioniert das *hier* ebenfalls nicht exophorisch-deiktisch. Anstatt mit *hier* den gemeinten Ort deiktisch zu identifizieren, berücksichtigt der Sprecher lediglich, daß er sich an dem mittels des Eigennamens identifizierten Ort Pécs aufhält. Noch deutlicher ist das bei einem *dort* an der Stelle des des *hier*: Ein so verwendetes *dort* kommt völlig ohne die bei einem (fern-) deiktischen *dort* obligatorische Zeiggeste aus. Mit diesen Ausdrücken wird nicht exophorisch aus der Äußerung in die umgebende Situation hinausverwiesen (*exo* = *hinaus*), sondern es wirkt die Situation vielmehr in die Äußerung hinein (*eso* = *hinein*). Auf diesen Aspekt will ich jetzt nicht näher eingehen.

Unser Beispiel (23) habe ich aus einem *Die dritte Person* überschriebenen Aufsatz C.-P. Herbermanns[18] übernommen. Herbermann interpretiert den in diesem Beispiel und in seinem Beispiel

26) Ist es wirklich die Sprache, was uns Menschen von den Tieren unterscheidet?

veranschaulichten Gebrauch von *ihr* und *uns* als Beleg dafür, daß „die Gemeinsamkeiten zwischen den Definita der ersten und zweiten Person einerseits und denen der dritten Person andererseits" stärker sind als allgemein angenommen. Was nun speziell das Verhältnis zwischen dem erst- bzw. zweitpersonigen Pronomen und dem nachfolgenden Substantiv angeht, so

meint er, diese Beziehung sei „deutlich zu unterscheiden von gewissen Appositionsbeziehungen", wie sie in Fällen wie

27) Ist es wirklich die Sprache, was uns, die Menschen, ...

bestünden, und diese beiden Beziehungen seien „nicht nur intonationsmäßig verschieden, sondern auch semantosyntaktisch bzw. kommunikativ" (ebd.):

> Die betreffenden Appositionen verhalten sich zu ihren Bezugselementen weitgehend wie eigenständige Prädikate, während die Verbindung eines 'demonstrativischen' Pronomens erster, zweiter oder dritter Person mit seinem begleitenden Substantiv insgesamt eine einzige Nominalphrase ausmacht. Dabei nimmt die gesamte Nominalphrase jeweils den Personenstatus des betreffenden definiten Pronomens an. (ebd.)

Der Unterschied, den Herbermann hier zu Recht hervorhebt, führt uns noch einmal zurück zum Spanischen. Im Spanischen gibt es nämlich neben der in (15/16) veranschaulichten Ausdrucksmöglichkeit auch die folgende:

28) Nosotros los alumnos comemos juntos.

29) Vosotros los alumnos comeis juntos.

Und neben dieser Möglichkeit, bei der die Verbindung von *los alumnos* und *Nosotros* bzw. *Vosotros* jeweils „insgesamt eine einzige Nominalphrase ausmacht", gibt es eben auch die, bei der *los alumnos* eine Apposition ist und nur *Nosotros* bzw. *Vosotros* den Subjektsausdruck bildet:

30) Nosotros, los alumnos, comemos juntos.

31) Vosotros, los alumnos, comeis juntos.

Einen analogen Unterschied gibt es schließlich auch bei dem Typ *hier/dort in Pécs*: Während in (25) *hier* und *in Pécs* eine Einheit bilden, wäre *in Pécs* in *Es gefällt mir hier, in Pécs, sehr gut.* ebenfalls Apposition.

Kommen wir zurück zu unseren deutschen Beispielen (23/24). *Ihr Jungen* bzw. *ihr Mädchen* und *Wir Jesuiten* sind die Subjektsausdrücke der beiden Beispiele. *Ihr Jungen* und *ihr Mädchen* aber sind zweifellos zweitpersonige Ausdrücke, und *Wir Jesuiten* ist ebenso zweifellos ein erstpersoniger Ausdruck. Die entsprechenden drittpersonigen Ausdrücke lauten *Die Jungen* bzw. *die Mädchen* und *Die Jesuiten*. In allen Fällen kongruiert das jeweilige Verb: In (23) ist es – wie das Subjekt – zweitpersonig, in (24) ist es – wie das Subjekt – erstpersonig, und nur in

32) Die Jungen gehen in den Schlafsaal hier vorne, und die Mädchen gehen in den dort hinten.

und

33) Die Jesuiten werden seit Jahrhunderten verfolgt.

ist es – wie die Subjektsausdrücke – drittpersonig. Wenn wir nun mit Harweg schon die Relativpronomina vom Typ des Lateinischen oder Ungarischen, d.h. die nicht explizit personal differenzierten Relativpronomina, als implizit personal differenziert interpretieren, und zwar eben unter Rekurs auf die angenommene Kongruenz mit den explizit personal differenzierten jeweiligen Relativsatzverben, und wenn wir soeben die nominalen Subjektsausdrücke unserer spanischen Beispiele (15) und (16) mit derselben Begründung als implizit personal differenziert interpretiert haben, dann scheint in der Tat die Frage zulässig, ob die Nominalphrasen in (21)-(24) und (26) nicht als explizit personal differenziert gelten müssen und damit personale Differenzierung nicht auch im nominalen Bereich existiert. Für diese Interpretation sei schließlich als letztes Argument genannt: Wenn Eisenberg als Grund der Drittpersonigkeit von Subjektsausdrücken wie *der Mann* den Umstand anführt, daß man sich auf solche Ausdrücke mit Pronomina der 3. Person beziehe (*er*), dann sei jetzt darauf hingewiesen, daß man sich auf unsere erst- bzw. zweitpersonigen Nominalphrasen eben mit Pronomina der 1. bzw. 2. Person bezieht: *Wir Jesuiten...wir/ Ihr Jesuiten...ihr.*

Als ebenfalls explizit personaldifferenziert müssen auch die Subjektsausdrücke in den spanischen Beispielen (28/29) gelten. Unterscheiden tut sich dieser spanische Typ von dem deutschen darin, daß er den Artikel beibehält und so das Personalpronomen mit dem Artikel zusammen auftreten läßt, während im Deutschen entweder der Artikel oder das Pronomen steht.

Wir haben oben auf die personale Differenziertheit des deutschen Relativpronomens hingewiesen und bzgl. des Demonstrativpronomens gefragt, ob nicht neben dem traditionellen Demonstrativpronomen *der/die/das* auch das erstpersonige Deiktikon *ich* und das zweitpersonige Deiktikon *du* (und die deiktischen *wir* und *ihr*) als Demonstrativpronomina angesehen werden können. Es fragt sich nun, ob analog neben dem bestimmten Artikel *der* und *die* (und *das*) nicht auch das erstpersonige *wir* und das zweitpersonige *ihr* in Artikelposition als eine Art von Artikel interpretiert werden können (und ich habe mich hier auf diese zwei pluralischen Fälle beschränkt). Bei einer solchen Interpretation aber wäre auch die aus einem Nomen bzw. Substantiv und „Artikel" bestehende Nominalphrase personal differenziert. Das Deutsche besäße bei dieser Interpretation nicht nur ein personal differenziertes Paradigma von Demonstrativpronomina, sprich: von Deiktika, sondern auch ein – im Plural – personal differenziertes Paradigma von solchen Artikeln. Bei der bekannten Verwandtschaft von Demonstrativpronomen und Artikel ist das auch alles andere als verwunderlich.[19]

Kommen wir zum Schluß noch einmal zurück zu der oben skizzierten Analogie zwischen dem esophorischen *Wir Jesuiten* und dem esophorischen *hier in Pécs*. In beiden Fällen gibt es neben den esophorischen *wir/ihr Jesuiten* und *hier/dort in Pécs* einen esophorisch neutralen Fall: *die Jesuiten* und *in Pécs*, und ähnlich wie sich *hier/dort in Pécs* von dem neutralen *in Pécs* durch ein esopho-

risches Plus unterscheiden, so kommt auch bei *wir/ihr Jesuiten* zu der im „reinen" Artikel von *die Jesuiten* ausgedrückten Definitheit die personal-esophorische Information hinzu.[20]

Anmerkungen

[1] EISENBERG, P.: *Grundriß der deutschen Grammatik.* Stuttgart ^{2}1989, S. 108 ff.

[2] KURYLOWICZ, J.: *The Inflectional Categories of Indo-European.* Heidelberg 1964

[3] ANDERSON, S. R.: *Inflectional Morphology.* In: SHOPEN, T. (Hrsg.): *Language Typology and Syntactic Description.* Vol. III: Grammatical Categories and the Lexicon. Cambridge 1985, S. 150-201.

[4] THIEROFF, R.: *Das finite Verb im Deutschen. Tempus – Modus – Distanz.* Tübingen 1992, S. 11 ff.

[5] Vgl. dazu SZABÒ, R. & M. BRDAR: *Kontrolle kontrastiv gesehen.* In: MÅDL, A. & W. GOTTSCHALK (Hrsg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 239-258.

[6] VIDOS, B. E.: *Handbuch der romanischen Sprachwissenschaft.* München 1968

[7] ERTEL, I.: Berlin/ München, S. 49 und KERESZTES, L.: *Praktische ungarische Grammatik.* Debrecen 1992, S. 138.

[8] DA CRUZ, J. M.: *Portugues prático, Grammatica. Sao Paulo* 1957, S. 85.

[9] GAMILLSCHEGG, E.: *Historische französische Syntax.* Tübingen 1957, S. 448 ff., 482.

[10] Den ersten Hinweis auf die Verhältnisse im Spanischen, wo, wie z.B. in einem Satz wie *Antes de leer yo la carta, la rompió en mil pedazos (Bevor ich den Brief gelesen hatte, zerriß er ihn in tausend Stücke),* das Subjekt des Infinitivs genannt werden muß, wenn es nicht mit dem des Hauptsatzes identisch ist, und ebenso den ersten Hinweis auf das Portugiesische habe ich vor längerer Zeit von Roland Harweg, Bochum, bekommen.

[11] Nach meiner eigenen Auffassung sind der Infinitiv I und II des Deutschen aspektual unterschieden: Der Infinitiv I ist ein imperfektiver und der Infinitiv II ein perfektiver Infinitiv. Damit sind die beiden temporal völlig neutral.

[12] Vgl. HARWEG, R.: *Relativpronomina als Personalpronomina.* In: BESCH, W. u.a. (Hrsg.): *Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag.* Göppingen 1984, S. 45-62. und CANISIUS, P.: *Logophorische Pronomina im Deutschen.* In: BECKMANN, S. u.a. (Hrsg.): *Akten des 27. Linguistischen Kolloguiums 1992 in Münster.* Tübingen 1994, S. 3-8. (= 1994a) und CANISIUS, P.: *Relativpronomina, Personalpronomina, Kongruenz.* In: CANISIUS, P. & C.-P. HERBERMANN, & G. TSCHAUDER (Hrsg.): *Text und Grammatik. Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag.* Bochum 1994 (= 1994b), S. 133-160.

[13] HAGEGE, C.: *Les Pronoms Logophoriques.* In: *Bulletin de la société de linguistique de Paris* 69 (1)/1974, S. 287-310.

[14] In einem bislang unveröffentlichten Aufsatz mit dem Titel *Einige vergleichende Bemerkungen zum deutschen "man" und zum ungarischen "az ember"* habe ich dahingehend argumentiert, das das generisch verwendete *man* die 3. Person eines ebenfalls personal differenzierten Paradigmas ist, eines personalpronominalen Paradigmas, dessen 1. Person das generische verwendete *ich* und dessen 2. Person das generische verwendete *du* darstellt.

[15] Den Hinweis auf diese Fälle des Spanischen verdanke ich Kerstin Stroyny, Berlin.

[16] Vgl. CANISIUS, P.: *Kommen und gehen – Deixis, Perspektive, Esophora.* In: CANISIUS, P. & M. GERLACH, (Hrsg.): *Perspektivität in Sprache und Text.* Bochum ^{2}1993, S. 185-200. und CANISIUS, P.: *Esophora.*

Zugleich ein Beitrag zur Theorie der Deixis. Erscheint in den Akten des 28. Linguistischen Kolloquiums 1993 in Graz. Tübingen 1994

[17] BÜHLER, K.: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache.* Jena 1934

[18] Vgl. HERBERNANN, C.-P.: *Die dritte Person.* In: CANISIUS, P. & C.-P. HERBERMANN & G. TSCHAUDER (Hrsg.): *Text und Grammatik. Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag.* S. 127 f.

[19] In einem bislang unveröffentlichten Text spricht Vilmos Agel, Budapest, mit Bezug auf unsere *ihr-* und *wir*-Verwendungen von Personalartikeln.

[20] Ich danke Roland Harweg, Bochum, und Clemens-Peter Herbermann, Münster, für ihre Kommentare zu einer früheren Fassung des vorliegenden Aufsatzes und Roland Harweg speziell dafür, daß er mich an die spanischen Fälle des Typs (28/29) erinnert hat. Harweg hat bereits 1967 in einem Aufsatz mit dem Titel *Skizze einer neuen Theorie des Vokativs* (in: *Linguistics* 33, S. 37-48) vorgeschlagen, den Vokativ statt als einen Kasus als ein (indeklinables) Element aller Kasus einer nominalen Deklination der 2. Person zu interpretieren und damit eine zweitpersonige nominale Deklination (Beispiel: *du, Karl/ deiner, Karl/ dir, Karl/ dich, Karl*) zu etablieren.

András Kertész (Debrecen)

Metalinguistik – ein Forschungsbericht[1]

1. Metalinguistik als Forschungsprogramm

Eine Anomalie der gegenwärtigen theoretischen Linguistik ist es, daß sie zwar von Anfang an sehr stark durch wissenschafts- und erkenntnistheoretische Überlegungen geprägt wurde, es aber – trotz zahlreicher Versuche – nie zur Erarbeitung einer überzeugenden Metalinguistik gekommen ist. Ausgehend von dieser Erkenntnis steht im Mittelpunkt der Untersuchungen, über die hier berichtet werden soll, die Aufgabe, die *Metalinguistik als ein eigenständiges Forschungsprogramm* zu erarbeiten, zu legitimieren und partiell zu verwirklichen.[2] Somit soll eine Konzeption entworfen werden, die

(a) *umfassend* ist, indem sie über mehrere, voneinander unabhängige Anwendungsbereiche verfügt;

(b) *autonom* ist, weil sie nicht als die Adaptation eines bereits existierenden Ansatzes zur allgemeinen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie zustande kommt, sondern weitgehend durch die Berücksichtigung der Spezifika der Linguistik motiviert ist; und

(c) *systematisch* ist insofern, als sie einen Begriffsapparat bereitstellt, der sich zur (teilweisen) Lösung der ins Auge gefaßten Probleme eignet.

Dieses Programm wendet sich grundsätzlich folgenden drei Fragen zu:

(1) Über welche Eigenschaften verfügt die Art Erkenntnis, die im Rahmen der Linguistik erzielt wird?

(2) Was kann die Linguistik für die Förderung der allgemeinen Metawissenschaft tun?

(3) Was kann die Metawissenschaft für die Förderung linguistischer Erkenntnis tun?

Der Grundgedanke des Programms besteht darin, daß diese Fragen sich in einem Rahmen behandeln lassen, der über drei wesentliche Merkmale verfügt: er ist reflexiv, heuristisch und naturalistisch. Aus diesem Grunde soll im weiteren vom *metalinguistischen Programm des reflexiv-heuristischen Naturalismus* (=(RHN)-Programm) gesprochen werden. Die genannten drei Merkmale sind kurz wie folgt zu kennzeichnen:

(RHN) (a) **Naturalismus.** Traditionelle Ansätze zu einer metawissenschaftlichen Auswertung der linguistischen Erkenntnis, in Einklang mit der seit langem andauernden Vorherrschaft der Analytischen Erkenntnis-

und Wissenschaftstheorie, haben es darauf abgesehen, die Metawissenschaft als eine grundsätzlich *philosophische* Disziplin anzuwenden, deren Aufgabe es ist, die Ergebnisse objektwissenschaftlicher Forschung auf eine normative Weise zu rechtfertigen. Demgegenüber bedeutet der Naturalismus des vorliegenden Programms, daß es sich in jene neuen Tendenzen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie einfügt, nach denen Metawissenschaft nicht auf die Rechtfertigung, sondern auf die Beschreibung und Erklärung objektwissenschaftlicher Erkenntnis *mit den Mitteln der empirischen Einzelwissenschaften* abzielen sollte.

(b) **Reflexivität.** Die Reflexivität des Programms kann zweierlei bedeuten:

(i) die Linguistik ist *Gegenstand* der Reflexion;
(ii) die Linguistik ist *Mittel* der Reflexion.

Nach (i) besteht die Aufgabe der Metalinguistik darin, das Entstehen, die Struktur, die Methoden, die Ergebnisse und die Funktion sprachwissenschaftlicher Erkenntnis zu untersuchen. (ii) besagt, daß – im Einklang mit den Anforderungen des Naturalismus – diese Reflexion, unabhängig davon, ob ihr Gegenstand die Linguistik selbst oder ein anderes Gebiet der Wissenschaft ist, mit den Mitteln der Linguistik erfolgen soll. Wenn wir im Sinne von (i) vorgehen, so ist der Gegenstand der Metareflexion die Linguistik; ihre Mittel können die der Linguistik selbst sein, müssen aber nicht. Im Falle von (ii) erfolgt die Reflexion zwar mit linguistischen Mitteln, aber ihr Gegenstand ist nicht notwendigerweise die Linguistik. Von besonderer Bedeutung ist der spezifische Fall, wenn Linguistik sowohl Gegenstand als auch Mittel der Reflexion ist.

(c) **Heuristik.** Die dritte konstitutive Eigenschaft des Programms ergibt sich daraus, daß es sich nicht als eine Meta*theorie*, sondern als eine metawissenschaftliche Problemlösungsstrategie – als eine *metawissenschaftliche Heuristik* – versteht, die sich prinzipiell in verschiedenen, möglicherweise einander sogar widersprechenden Metatheorien manifestieren kann. Da folglich nicht die metawissenschaftliche Theoriebildung, sondern die Entwicklung von Problemlösungsstrategien thematisiert wird, erfordert die Erarbeitung, die Legitimation und die Verwirklichung des Programms einen – über dessen Naturalismus und Reflexivität weit hinausgehenden – radikalen *Perspektivenwechsel* erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Denkens.

Im folgenden sollen die bisher vorgelegten Ergebnisse des (RHN)-Programms zusammenfassend gekennzeichnet werden. Zunächst wird im Abschnitt 2 über einen Gedankengang berichtet, der bereits früher erzielte Resultate synthetisieren und mit allgemeinen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Fragestellungen in Beziehung setzen soll. Anschließend wird gezeigt, welche De-

tailanalysen auf diese Weise in die Behandlung der in Abschnitt 2 darzustellenden metawissenschaftlichen Grundlagenproblematik mit allgemeiner Tragweite eingegangen sind (Abschnitt 3).

2. Die Synthese

Die Problemstellung der Überlegungen, die die früher erzielten Resultate des (RHN)-Programms synthetisieren und mit Grundfragen der Erkenntnistheorie verbinden sollen,[3] beruht auf zwei Hintergrundannahmen.

Die erste geht zum einen daraus hervor, daß die Linguistik, oder zumindest ein bedeutender Bereich der Linguistik, *eine Subdisziplin der Kognitionswissenschaft* ist[4], wodurch die Tragweite des (RHN)-Programms auf die Kognitive Linguistik beschränkt wird. Zum anderen wissen wir, daß die Entfaltung der Kognitionswissenschaft, die in den vergangenen Jahrzehnten zu einer Neustrukturierung des Systems wissenschaftlicher Disziplinen führte, nicht zuletzt durch die Absicht motiviert wurde, die *klassischen und grundlegenden* Probleme, die Gegenstand der traditionellen, philosophisch verankerten Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie sind, mit den empirischen Mitteln der Kognitionswissenschaft ins Auge zu fassen.[5] Aus diesen zwei Prämissen folgt die Konklusion, daß die Kognitive Linguistik – ganz unabhängig von den jeweiligen Theorien, in denen sie sich manifestiert – sich u.a. auch einer Aufgabe zuwenden muß, die herkömmlicherweise außerhalb der Linguistik fällt:

(KL) Eine der Aufgaben der Kognitiven Linguistik ist die Thematisierung klassischer erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Probleme.

Die zweite Hintergrundannahme ist, daß der Naturalismus neuerer metawissenschaftlicher Ansätze zwar nicht ausschließlich, aber doch in einem beträchtlichen Maße im Rahmen des Kognitivismus verwirklicht wird. Daher sind es die Teilgebiete der Kognitionswissenschaft, die die Rolle übernehmen sollen, die früher die traditionelle, philosophisch geprägte Metawissenschaft spielte. Weiterhin motivierte Quine in der programmgebenden Arbeit des Naturalismus[6] seine Schlußfolgerung, daß die traditionelle Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie durch empirische Einzelwissenschaften ersetzt werden müsse, durch die Einsicht, daß die philosophische Argumentation machtlos gegenüber den Argumenten des Skeptizismus sei. Folglich solle das ganze Unternehmen, die Metawissenschaft als eine philosophische Disziplin zu betreiben, aufgegeben und die traditionelle Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie durch die empirischen Einzelwissenschaften abgelöst werden. Allerdings begründete Quine diese seine Konklusion nicht aufgrund empirischer Untersuchungen selbst, sondern alle seine Argumente beruhen auf philosophischen Überlegungen, die genauso geartet sind, wie traditionelle philosophische Argumente, die der Skeptizismus angreift. Das bedeutet, daß Quine mit philosophischen Mitteln für die Ablösung der Philosophie argumentiert. Folglich ist die traditionelle Metawissenschaft durch empirische Einzelwissenschaften genau dann ablösbar, wenn sie durch diese nicht ablösbar ist. Wenn man

diese Antinomie einmal hergeleitet hat und wenn man akzeptiert, daß der von Quine ins Leben gerufene Naturalismus sich heute in der Bestrebung manifestiert, die traditionelle Theorie der Erkenntnis durch die Teildisziplinen der Kognitionswissenschaft abzulösen, dann ergibt sich unmittelbar das *Paradoxon kognitionswissenschaftlicher Theorien der Erkenntnis*:

(PKE) Die traditionelle Metawissenschaft ist durch die Subdisziplinen der Kognitionswissenschaft genau dann ablösbar, wenn jene durch diese nicht ablösbar ist.

Bezieht man (KL) auf (PKE), so ergibt sich unmittelbar, daß die Kognitive Linguistik *erst dann* den definitorischen Kriterien einer kognitionswissenschaftlichen Subdisziplin entspricht, wenn sie imstande ist, eine Lösung für (PKE) zu unterbreiten. *Somit ist (PKE) dasjenige Grundproblem, dessen Lösung jede Art Kognitive Linguistik leisten soll.*

Als Ausgangspunkt zu einer möglichen Lösung bieten sich zwei Überlegungen an. Die eine besteht in der Beobachtung, daß erfolgreiche Lösungen (PKE)-ähnlicher klassischer Paradoxien (vgl. etwa das Russell-Paradoxon oder das Tarski-Paradoxon) nach einem ganz bestimmten Schema vorgehen: in einem ersten Schritt wird zwischen Bereichen differenziert, die bei der Formulierung des Paradoxons ursprünglich ineinanderflossen, und in einem zweiten Schritt wird anschließend die Zuordnung gewisser Kategorien zu den auf diese Weise ausdifferenzierten Bereichen verboten (vgl. etwa Russells Typentheorie oder Tarskis Bestimmung des Wahrheitsbegriffs als einer metasprachlichen Kategorie). Folglich muß auch zur Lösung von (PKE) *genau* geklärt werden, in welchen spezifischen Fällen eine mögliche kognitivlinguistisch motivierte Metawissenschaft die traditionelle tatsächlich ersetzen kann und in welchen Fällen nicht. Die zweite Überlegung ergibt sich aus der Gefahr, daß, solange man danach strebt, eine Theorie der wissenschaftlichen Erkenntnis zu entwickeln, die Argumentation notwendigerweise entweder in einen *circulus vitiosus* oder in einen *regressus ad infinitum* gerät. Um dies zu vermeiden, soll als Lösung nicht eine neue Theorie der Erkenntnis, sondern – im Sinne von (RHN)(c) – eine *Heuristik* vorgeschlagen werden. Da eine Heuristik *per definitionem* nichts anderes ist als ein System von sehr einfachen Regeln, und da aus dem Mechanismus des Regelbefolgens ebenfalls *per definitionem* hervorgeht, daß Regeln auch dann erfolgreich *befolgt* werden können, wenn sie *nicht* auf einer höheren Metaebene thematisiert, beschrieben oder erklärt werden, ist die Darstellung einer Heuristik auf einer höheren Metaebene zwar gestattet, aber nicht notwendig. Eine Heuristik kann daher auch dann funktionieren, wenn sie nur *praktiziert*, aber nicht auf einer Metaebene dargestellt wird, wodurch das Auftreten eines Zirkels oder Regresses nicht zwingend ist. Folgende einfache Heuristik, die *Heuristik der reflexiven Interaktionalität* genannt wird, entspricht beiden genannten Gesichtspunkten:

(HRI) (a) *Schritt 1*: Verlagerung einer gegebenen kognitiv-linguistischen Theorie O_1 auf die metawissenschaftliche Ebene, wodurch eine metalinguistische Theorie MO_1 entsteht. Dies erfolgt im Einklang mit

(RHN)(a). Wichtig ist die Klärung dessen, unter welchen Umständen eine gegebene Theorie O_1 sich dazu eignet, auf die metalinguistische Ebene verlagert zu werden.

(b) *Schritt 2*: Untersuchung eines objektwissenschaftlichen Ansatzes O_n mit Hilfe von MO_1, wobei – im Sinne von (RHN)(b) – O_n mit O_1 identisch sein kann, aber nicht identisch sein muß. Auch hier ist genau zu untersuchen, in welchen Fällen die Anwendung von MO_1 auf O_n möglich ist bzw. blockiert wird.

(c) *Schritt 3*: Bei der erfolgreichen Durchführung von Schritt 2 gelangt man zu metalinguistischen Erkenntnissen über O_n. Diese Kenntnisse lassen sich zur Förderung der im Rahmen von O_n durchzuführenden objektwissenschaftlichen Forschungen nutzen. Wie bei den ersten zwei Schritten, kommt es auch hier darauf an, zu ermitteln, wann Schritt 3 durchgeführt werden darf und wann er blockiert werden muß. Beispielsweise ist es klar, daß, wenn Schritt 2 aus irgendeinem Grunde blockiert ist, auch Schritt 3 nicht ausgeführt werden kann.

Es ist leicht einzusehen, daß (HRI) den drei Hauptmerkmalen des (RHN)-Programms in jeder Hinsicht entspricht: sie ist eine naturalistische und reflexive Heuristik. Allerdings ist zwar (HRI) als eine mögliche Lösung für (PKE) zu betrachten, aber sie allein reicht nicht aus, damit man (PKE) tatsächlich vermeidet. Sie stellt nämlich eine Heuristik, und als solche, wie gesagt, ein System von Regeln dar. Regeln existieren jedoch nicht *per se*, sondern lediglich in Form eines Korrelats. Die Frage besteht deshalb darin, ob es gelingt, mindestens eine kognitiv-linguistische Theorie zu finden, in der sich (HRI) manifestiert und mit deren Hilfe sie praktiziert werden kann. Es ist wichtig zu bemerken, daß, selbst bei einer positiven Antwort, (HRI) nicht identisch mit einer solchen Theorie ist, weil sie sich – als ein System von Regeln – im Prinzip in unendlich vielen Theorien realiseren läßt.

Die nächste Aufgabe ist es dementsprechend, aus der gegenwärtig zur Verfügung stehenden Gesamtheit kognitiv-linguistischer Theorien eine Theorie O_1 auszuwählen, und aus ihr *im Sinne von (HRI)(a)* eine metalinguistische Theorie MO_1 zu konstruieren. Auf diese Weise wird, *ausgehend von der generativistisch geprägten modularen theoretischen Linguistik (=O_1), eine modulare Metalinguistik (=MO_1)* vorgeschlagen.[7] Die Entscheidung für eine modulare metalinguistische Theorie ist nicht notwendig, man könnte etwa mit gleichem Recht auch für eine holistische oder eine konnektionistische Metalinguistik Stellung nehmen.

Es ergibt sich jetzt die Frage, wie MO_1 *die restlichen zwei Schritte von (HRI)* auszuführen vermag. Die Untersuchungen führten u.a. zu folgenden Resultaten:

- Die Anwendung von MO_1 auf O_1 selbst im Sinne von (HRI)(b) wies den Realismus der generativen Linguistik nach. Somit läßt sich am Beispiel des Realismusproblems veranschaulichen, wie das (RHN)-Programm mit Hilfe von MO_1 *die Grundfrage (1)* behandeln kann. In dieser Hinsicht ist

die Argumentation eine direkte Fortsetzung früherer, detailliert durchgeführter Untersuchungen.[8]

- Es zeigte sich allerdings, daß sich MO_1 auf eine holistische kognitiv-linguistische Theorie O_2[9] nicht anwenden läßt, wodurch in diesem speziellen Fall die Durchführung von (HRI)(b) blockiert ist.
- Demgegenüber erwies sich MO_1 als anwendbar auf eine nicht-linguistische kognitionswissenschaftliche Theorie O_3, nämlich den Eliminativen Materialismus.[10]
- Der dritte Schritt von (HRI), also (HRI)(c) – der *metalinguistische Konstruktivität* genannt wurde – ließ sich im Falle von O_1 (der generativen Linguistik) und O_3 (des Eliminativen Materialismus) ohne weiteres durchführen, wurde aber bei O_2 (einer holistischen kognitiv-linguistischen Theorie) blockiert. Daraus ergibt sich eine Antwortmöglichkeit auf *Grundfrage (3)*, die allerdings an anderer Stelle detailliert erörtert wurde.[11]

Diese Befunde deuten eindeutig darauf hin, daß (HRI) sich in Form von MO_1, einer modularen Metalinguistik, tatsächlich realisieren läßt. Darüber hinaus zeigt sich aber auch, daß (HRI) – den Anforderungen entsprechend, denen eine Lösung von (PKE) gerecht werden muß – auch auf die *Grenzen* von MO_1 hinweist. In all den Fällen, wo einer der Schritte von (HRI) bei der Anwendung von MO_1 blockiert wird, entsteht ein freier Raum, der sowohl von anderen möglichen kognitionswissenschaftlich bzw. kognitiv-linguistisch motivierten Theorien der wissenschaftlichen Erkenntnis oder auch von der traditionellen Metawissenschaft selbst gefüllt werden kann. Somit *scheint* (HRI) tatsächlich eine Lösung von (PKE) abzugeben, weil sie nicht die generelle Ersetzung der traditionellen Metawissenschaft durch einen bestimmten kognitiv-linguistischen Ansatz fordert, sondern genau festlegt, in welchen Fällen eine Ersetzung möglich ist und in welchen nicht. Ist aber die Forderung der generellen Ersetzbarkeit einmal aufgegeben, stellt sich (PKE) nicht.

Um dies zu bezeugen, wurde die Ausführung von (HRI) fortgesetzt, indem die Leistungsstärke von MO_1 im Hinblick auf die mögliche Handhabung weiterer klassischer erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Probleme erprobt wurde. Wichtigste Ergebnisse:

- Es zeichnete sich eine modularistische Antwort auf eine der zentralsten Fragen heutiger metawissenschaftlicher Untersuchungen, nämlich, welches Verhältnis zwischen den konzeptuellen und den sozialen Determinanten der wissenschaftlichen Erkenntnis besteht, ab. Die diesbezüglichen Überlegungen – die gleichzeitig eine mögliche Antwort auf *Grundfrage (2)* darstellen – wurden auch andernorts detailliert ausgeführt.[12]
- Daraus ließ sich eine modularistische Bestimmung des Rationalitätsbegriffs herleiten.
- Dies führte zur These des 'eingeschränkten Relativismus' der wissenschaftlichen Erkenntnis.
- Nach diesen Teilergebnissen fragt sich, ob (HRI) und ihre Verwirklichung im Rahmen von MO_1 *tatsächlich* eine Lösung für (PKE) darstellen.

Im Gegensatz zur obigen Vermutung lautet die anscheinend unerwartete Antwort: *nein*. Dies geht aus folgenden Erwägungen hervor:

(a) (HRI) schien deshalb geeignet zu sein, (PKE) zu lösen, weil sie einerseits nicht als eine Theorie, sondern als eine Heuristik definiert wurde und andererseits auf die Grenzen hinwies, die ihre Anwendung in spezifischen Fällen blockierten, wodurch die These der generellen Verdrängung der traditionellen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie nicht mehr vertreten werden durfte. Daß dies nicht *tatsächlich* zur Lösung von (PKE) führt, hat mit einem zweiten Aspekt von (HRI) zu tun.

(b) Zum Verständnis des zweiten Gesichtspunktes ist es allerdings notwendig, an das prinzipielle Verhältnis dreier Schlüsselkategorien, nämlich 'Heuristik', 'Problem' und 'Lösung' zu erinnern. Unabhängig von der jeweiligen Definition dieser Kategorien besteht das Wesen ihres Verhältnisses darin, daß sie normalerweise miteinander nicht identisch sind, indem die Lösung *L* eines Problems *P* durch eine Heuristik *H* herbeigeführt wird. Demgegenüber entsteht bei (HRI) eine spezifische Situation, die von dieser generellen Kennzeichnung abweicht. Der Grund dafür besteht darin, daß wir behauptet haben, die Lösung *L* des Problems (PKE) bestünde nicht in der Theorie MO_1, die durch die Heuristik (HRI) bereitgestellt werden könne, sondern es wurde gesagt, daß *die Lösung selbst identisch mit (HRI)* sei, also (nach der soeben eingeführten Notation) $L = H$. Wir wissen allerdings, daß eine Heuristik *per definitionem* die Lösung des ins Auge gefaßten Problems nicht garantieren kann – d.h. eine Heuristik ist auch dann eine Heuristik *H*, wenn sie die Lösung *L* für das Problem *P* nicht herbeiführt. Daraus folgt, daß in dem speziellen Fall, wenn die Lösung eines Problems darin besteht, *daß* eine Heuristik angegeben wird, diese *Heuristik (H) auch dann eine Lösung (L) des Problems (P) ist, wenn sie keine ist*. Diese Konsequenz ist die *(HRI)-Antinomie*. Somit ergibt sich folgendes Dilemma: Entweder vertritt man (HRI) als die Lösung von (PKE), dann gerät man aber zur (HRI)-Antinomie. Oder man verzichtet auf (HRI), dann bleibt allerdings (PKE) erhalten.

Zwar zeichnet sich aus diesem Dilemma kein unmittelbarer Ausweg ab, aber die hier referierten Überlegungen führen *gerade durch* den Nachweis des Dilemmas zu zwei Erkenntnissen von grundlegender Wichtigkeit.

Die erste ist, daß, da das Dilemma ein grundsätzlich skeptisches Problem ist, die Zielsetzung des Naturalismus – der sich laut (KL) und (PKE) auch die Kognitive Linguistik verpflichten muß – den Skeptizismus ein für allemal, endgültig zu bezwingen, nicht verwirklicht werden konnte. Trotzdem ist klar, daß die Art Skeptizismus, die die Formulierung des Dilemmas ermöglichte, grundsätzlich anders ist als der traditionelle Skeptizismus, dem die Naturalisten und somit auch die Kognitivisten den Kampf ansagten. Letzterer versucht nämlich, unseren Glauben an die Gewißheit der menschlichen Erkenntnis zu erschüttern; er versucht nachzuweisen, daß wir nicht mit Sicherheit wissen können, daß unsere Kenntnisse nicht falsch seien, und deshalb kann er nur solange wirksam sein, wie wir die *Gewißheit* unserer Kenntnisse *recht-*

fertigen wollen. Demgegenüber hängt das obige Dilemma mit einem völlig anders gearteten Skeptizismus zusammen: dadurch nämlich, daß wir (PKE) mit Hilfe einer Heuristik zu lösen versuchten, über die man von vornherein wußte, daß sie nicht als eine sichere Problemlösungsstrategie gelten kann, wurde der Anspruch auf Gewißheit aufgegeben. Wenn man aber den Anspruch auf Gewißheit aufgibt, muß sich der Skeptiker gänzlich anderer Strategien bedienen als der philosophisch verankerte Skeptizismus, der die Gewißheit angriff. Als Ergebnis erhalten wir somit, daß eine kognitiv-linguistische Theorie der Erkenntnis, im Gegensatz zur allgemeinen Zielsetzung des erkenntnistheoretischen Naturalismus, den Skeptizismus zwar nicht beseitigen, ihn aber grundsätzlich verändern kann: selbst wenn der hier skizzierte Gedankengang nur annähernd richtig ist, *kann der Skeptizismus nicht mehr derselbe bleiben, der er bisher war.* Die Tatsache, daß dieser Befund, dessen grundlegende Wichtigkeit u.a. darin besteht, daß er sich auf das ganze, von Quine entworfene Programm des Naturalismus verallgemeinern läßt, mit Hilfe eines Ansatzes zur Kognitiven Linguistik herbeigeführt werden konnte, zeigt die Kraft der letzteren: nämlich, daß *der Anwendungsbereich der Kognitiven Linguistik sich tatsächlich in die Richtung klassischer erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Fragen erweitern läßt.* Dies könnte zu einer bedeutenden Neuthematisierung kognitiv-linguistischer Forschung führen.

Zweitens: dies wäre nicht möglich gewesen, wenn die Kognitive Linguistik nicht auf eine reflexive Weise betrieben worden wäre. Es zeigt sich somit, daß, insofern man die Konsequenzen von (KL) folgerichtig durchdenkt, man anerkennen muß, daß es zu den konstitutiven Aufgaben der Kognitiven Linguistik – ganz unabhängig davon, welche spezifische Theorie man gerade akzeptiert – gehört, ihre eigenen Möglichkeiten und Grenzen im Rahmen einer metalinguistischen Reflexion mit ihren eigenen Mitteln aufzudecken. *Folglich kann die Kognitive Linguistik nur dann sinnvoll ausgeübt werden, wenn sie reflexiv betrieben wird.* Auch dies ist ein Befund von grundlegender Relevanz.

Somit ist die eigentliche Lehre der Untersuchungen sehr einfach zusammenzufassen: wenn der Kern der obigen Argumentation sich als haltbar erweist, dann müssen sich in Zukunft *sowohl die Kognitive Linguistik als auch ihr Gegner, der Skeptizismus, radikal verändern.*

Im folgenden soll kurz gezeigt werden, auf welche Weise der so zusammengefaßte Gedankengang auf den Ergebnissen früher durchgeführter Untersuchungen aufbaut.

3. Vorarbeiten

3.1 Zu Frage (1)

Das Grundproblem (1) des (RHN)Programms wurde am Beispiel der generativen Linguistik erörtert.[13] Es ließ sich auf folgendes spezifische Problem reduzieren:

(P1) Was für eine Wissenschaft ist die generative Linguistik?

(P1) ist in den Diskussionen zur Wissenschaftstheorie der generativen Linguistik bereits in den siebziger-achtziger Jahren thematisiert worden. Dabei warben zwei einander widersprechende Betrachtungsweisen um den Rang einer Wissenschaftstheorie der generativen Linguistik: die Analytische Wissenschaftsheorie und die Hermeneutik. Aus ihrem Gegensatz ergab sich eine Reihe von potentiellen Eigenschaften, die die generative Linguistik charakterisieren könnten, und die sich in Form von Dichotomien gegenüberstellen lassen:

Analytische Wissenschaftstheorie	**Hermeneutik**
Die generative Linguistik	Die generative Linguistik
ist eine	ist eine
erklärende	*nicht-erklärende*
empirische	*nicht-empirische*
naturwissenschaftliche	*gesellschaftswissenschaftliche*
faktuelle	*nicht-faktuelle*
objektive	*nicht-objektive*
Wissenschaft	Wissenschaft

Somit läßt sich (P1) auf die Aufgabe reduzieren, diese erstarrten Dichotomien aufzulösen.

Dies ist allerdings erst dann möglich, wenn ein wissenschaftstheoretischer Rahmen zur Verfügung steht, der sich von beiden genannten Richtungen abhebt, und der sowohl mit den Grundannahmen der generativen Linguistik selbst als auch mit den Tendenzen der allgemeinen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie in Einklang steht. Daher sollte zunächst folgende Frage beantwortet werden:

(P2) Welche metawissenschaftliche Theorie ist zur Lösung von (P1) geeignet?

Aus dieser Problemstellung ergibt sich unmittelbar der Gedankengang der Untersuchungen. In einem ersten Schritt sollte (P2) gelöst und in einem zweiten – mit Hilfe des metawissenschaftlichen Rahmens, der sich als Antwort auf (P2) ergibt – eine Entscheidung zwischen den Polen der oben aufgezählten Dichotomien hergeleitet werden. Die sich auf diese Weise abzeichnenden Eigenschaften der generativen Linguistik sollten schließlich in einem dritten Schritt direkt zu einer Antwort auf (P1) führen.

Die Antwort auf (P2) geht aus einer scheinbar sehr einfachen Überlegung hervor. Die Grundannahme der generativistisch geprägten theoretischen Linguistik ist nämlich die *Modularitätshypothese*:[14]

(MH) Menschliches Verhalten als Ganzes beruht auf der Interaktion von Modulen.

Wenn aber das menschliche Verhalten auf der Interaktion von Modulen beruht und man die zweifellos plausible Annahme akzeptiert, daß Wissen-

schaft Teil menschlichen Verhaltens ist, dann läßt sich die *wissenschaftstheoretische Modularitätshypothese* unmittelbar herleiten:
(WMH) Wissenschaftliche Erkenntnis beruht auf der Interaktion von Modulen.
Daraus ergibt sich, daß die obigen Dichotomien im Rahmen einer *modularen Wissenschaftstheorie* der generativen Linguistik aufgelöst werden sollen, wodurch eine mögliche *Antwort auf (P2)* bereitgestellt wird. Die Hauptthesen der so begründeten modularen Wissenschaftstheorie sind identisch mit den Thesen der Theorie MO_1, die im vorangehenden Abschnitt bereits kurz vorgestellt wurde.

Um MO_1 auf die generative Linguistik ($=O_1$) selbst anzuwenden, wurde die Beschaffenheit generativ-linguistischer *Begriffsbildung* mit ihrer Hilfe analysiert. Es zeigte sich, daß die theoretischen Terme der generativen Linguistik semantisch unterdeterminiert sind und als Ergebnis der Interaktion zwischen dem grammatischen und dem konzeptuellen Modul des Verhaltens zustandekommen.

Im Anschluß daran wurde die Frage gestellt, wie sich die semantische Unterdeterminiertheit der Terme auf die Beschaffenheit generativ-linguistischer *Tatsachenerklärungen* auswirkt. Es zeigte sich, daß die generative Linguistik zwar eine erklärende Wissenschaft ist, aber die Tatsachenerklärungen, die sie zu formulieren vermag, weder deduktiv noch subsumtiv sind.

Das nächste Problem bestand darin, in welchem Maße Begriffsbildung und Tatsachenerklärung in der generativen Linguistik durch konzeptuelle bzw. soziale Prinzipien determiniert sind. Als Antwort ergab sich – im Einklang mit (WMH) –, daß beiden Erscheinungen das Parametrisierungsverhältnis zwischen den konzeptuellen und den sozialen Prinzipien des Verhaltens zugrunde liegt, wobei der Anteil des Sozialen mit dem Wert eines Parameters zu identifizieren ist.

Diese Befunde legten die Auflösung der Dichotomien und somit die Antwort auf (P1) nahe. Es zeigte sich, daß die generative Linguistik über folgende Eigenschaften verfügt:

(i) sie ist *erklärend;*

(ii) sie ist eine *empirische* Wissenschaft, weil im Rahmen der Untersuchung des Verhältnisses zwischen den konzeptuellen und den sozialen Determinanten generativ-linguistischer Erkenntnis nachgewiesen wurde, daß die Struktur der theoretischen Terme durch den Umgang mit materiellen Objekten bedingt ist;

(iii) statt der Dichotomie 'naturwissenschaftlich-gesellschaftswissenschaftlich' zeichnet sich eine *pluralistische* Auffassung der wissenschaftlichen Erkenntnis ab, wonach jede Theorie und jede Disziplin durch die jeweils spezifische Interaktion universeller Prinzipien des Verhaltens determiniert ist;

(iv) da – im Einklang mit wissenssoziologischen Befunden – der Begriff der Objektivität als 'institutionalisierter Glaube' bestimmt wurde, ergibt sich unmittelbar die *Objektivität* generativ-linguistischer Erkenntnis;

(v) daraus, sowie aus der Struktur generativ-linguistischer Erklärungen geht auch hervor, daß die generative Linguistik eine *faktuelle* Wissenschaft ist.

Diese fünf Eigenschaften stellen *die Antwort auf (P1)* dar.

Wie komprimiert diese Zusammenfassung auch ist, es läßt sich leicht einsehen, daß die durchgeführten Untersuchungen mindestens zu zwei grundlegenden Ergebnissen führten:

Zum einen ist der Versuch unternommen worden, eine modulare Wissenschaftsheorie zu entwerfen, deren Funktionsfähigkeit auch erprobt wurde.

Zum anderen ließ sich durch ihre Anwendung der erstarrte Gegensatz zwischen Hermeneutik und Analytischer Wissenschaftstheorie auflösen, wodurch einige Grundeigenschaften der generativ-linguistischen Erkenntnis auf eine vorurteilsfreie Weise nachgewiesen und mit einer Reihe von Fallstudien illustriert werden konnten.

3.2 Zu Frage (2)

Die Überlegungen[15] zielten darauf ab, anhand der relativ detaillierten Analyse eines allgemeinen erkenntnis- bzw. wissenschaftstheoretischen Problems zu veranschaulichen, daß das (RHN)-Programm sich tatsächlich zur Bewältigung der Grundfrage (2) eignet.

Wie davon bereits die Rede war, besteht eines der schwerwiegendsten Probleme gegenwärtigen metawissenschaftlichen Denkens in der Frage, in welchem Maße und auf welche Weise wissenschaftliche Erkenntnis durch konzeptuelle und/oder soziale Faktoren determiniert ist. Die jüngste Manifestation dieses Problems ist eine zugespitzte Debatte, die in den Nummern 19(1989)-21(1992) der *Social Studies of Science* sowie in einer Reihe von verwandten Veröffentlichungen geführt wurde. Ausgangspunkt der Debatte ist die provozierende Behauptung P. Slezaks,[16] wonach neuere Ergebnisse der Künstlichen-Intelligenz-Forschung wissenssoziologische Ansätze wie etwa Bloors Starkes Programm[17] schlicht und einfach falsifizieren. Sein Argument besagt, daß, da es gelungen sei, Computerprogramme zu konstruieren, die wissenschaftliche Entdeckungen simulieren können, und dabei soziale Faktoren nicht berücksichtigt würden, soziale Faktoren bei der Gestaltung wissenschaftlicher Erkenntnis keine Rolle spielten und dies die Annahmen der Wissenssoziologen im allgemeinen und die des Starken Programms im besonderen widerlege. Während aber am Anfang der Debatte die Teilnehmer ihre Ansichten auf eine äußerst radikale Weise darstellten, indem die Verfechter der KI-Forschung für den Primat konzeptueller Faktoren und die Wissenssoziologen für den sozialer Bedingungen eintraten, zeigte sich im Verlauf der Diskussionen, daß man sich der falschen Fragestellung gewidmet hat. Die wirklich relevante Frage bestünde nämlich nicht darin, ob man die Rolle sozialer *oder* konzeptueller Faktoren ausschließen solle, sondern darin, ob eine Wissenschaftstheorie entwickelt werden könne, die beide auf eine angemessene Weise berücksichtigt. Anders gesagt: *Ist eine integrierte Wissenschaftstheorie möglich?*

Dementsprechend besteht die Aufgabe nicht darin, für die eine oder die andere Auffassung Stellung zu nehmen, sondern vielmehr darin, die Argumente, die für die beiden Positionen vorgetragen worden sind, gründlich zu analysieren, und aus den Analysen Schlußfolgerungen zu ziehen, die die Erarbeitung einer integrierten Wissenschaftstheorie begünstigen können. Somit ergaben sich im Laufe der Analysen 10 *Desiderata*, die von einer jeden integrierten Wissenschaftstheorie berücksichtigt werden müßten, unabhängig vom Inhalt der jeweiligen Ausgangsannahmen. Es ließ sich allerdings nachweisen, daß eine modulare Wissenschaftstheorie zwar nicht die einzige, aber eine der möglichen Theorien ist, die den Desiderata Rechnung zu tragen vermag. Folglich zeigte sich, daß der Rest des Gedankenganges eine unmittelbare Verallgemeinerung des oben bereits vorgestellten, in bezug auf die generative Linguistik entwickelten wissenschaftstheoretischen Ansatzes sein muß. Dies bedeutet gleichzeitig auch, daß dieser Ansatz identisch mit dem in Abschnitt 2 sowie im vorangehenden Unterabschnitt als MO_1 bezeichneten Ansatz ist.

Dementsprechend wurde der Versuch unternommen, die Desiderata mit den Mitteln von MO_1 zu *explizieren*. Dies erfolgte unter dem Beweis dessen, daß das Ergebnis der Explikation zu einer kohärenten und konsistenten Menge von Thesen führt, die mit einer möglichen integrierten Wissenschaftstheorie identifiziert werden kann.

Um die Leistungsfähigkeit von MO_1 als einer integrierten Wissenschaftstheorie, die dem verwickelten Verhältnis zwischen den konzeptuellen und den sozialen Aspekten der wissenschaftlichen Erkenntnis gerecht wird, nachzuweisen, reichte aber die Explikation der Desiderata nicht aus; was darüber hinaus benötigt wurde, waren präzise ausgeführte Fallstudien. Da die Teilnehmer der Debatte ihren jeweiligen Standpunkt anhand der Veränderungen, die in Chomskys Ansichten in bezug auf Aufgaben, Thesen und Methoden der generativen Linguistik vor sich gingen, zu veranschaulichen versuchten, bot sich die Notwendigkeit an, MO_1 am Beispiel der generativen Linguistik zu erproben. Die durchgeführte Fallstudie wies nach, daß sich die inhaltliche Entwicklung der generativen Linguistik aufgrund des Parametrisierungsverhältnisses zwischen den konzeptuellen und den sozialen Prinzipien des menschlichen Verhaltens wissenschaftstheoretisch erklären läßt.

Somit erscheint es als durchaus berechtigt, folgenden Lösungsvorschlag für das hier thematisierte Problem zu unterbreiten: *Eine integrierte Wissenschaftstheorie ist möglich, und sie läßt sich in Form vom MO_1 auch verwirklichen.*

Im Hinblick auf das (RHN)-Programm wiesen die Untersuchungen die Gangbarkeit des Weges nach, den die Kognitive Linguistik nach (KL) beschreiten müßte. Es wurde gezeigt, daß es im Sinne von (KL) nicht nur notwendig, sondern auch möglich ist, ein metalinguistisches Programm, nämlich (RHN), zu entwerfen, das *Grundproblem (2) mit kognitiv-linguistischen Mitteln zu thematisieren vermag.*

3.3 Zu Frage (3)

Die nächste Aufgabe bestand sinngemäß darin, die Realisierbarkeit des (RHN)-Programms durch die Behandlung des Grundproblems (3) weiter zu testen. Somit mußten die diesbezüglichen Untersuchungen den eigentlichen Prüfstein für die praktische Anwendbarkeit des (RHN)-Programms darstellen, indem sie zeigen sollten, auf welche Weise die metalinguistische Reflexion in den Dienst der *linguistischen Erkenntnis selbst* gestellt werden kann.

Dies wurde aus folgenden Gründen in Form eines *didaktischen Experiments*[18] vorgenommen:

(a) Da Problemlösungen im allgemeinen mit Hilfe von Heuristiken erfolgen, besteht die Aufgabe in der Erarbeitung einer Heuristik. Auf dem Gebiet der Linguistik ist bislang keine Heuristik vorgelegt worden; deshalb kann man sich nicht auf frühere Versuche stützen.

(b) Die Aufgabe wird auch dadurch wesentlich erschwert, daß – im Einklang mit der Formulierung von Grundproblem (3) – eine *spezifische* Heuristik entwickelt werden muß, die zur Lösung von *objekt*wissenschaftlichen Problemen der linguistischen Forschung aufgrund *meta*wissenschaftlicher Kenntnisse beitragen kann, wobei letztere sich als mögliche Antworten auf Grundfrage (1) ergaben. Für eine solche spezifische Heuristik gab es bislang keine Beispiele – weder im allgemeinen noch in einzelnen Wissenschaftsbereichen –, somit stehen überhaupt keine Vorarbeiten, deren Ergebnisse man heranziehen könnte, zur Verfügung.

Aus (a) und (b) folgt daher zum einen, daß man gut beraten ist, das Projekt der Erarbeitung einer solchen spezifischen Heuristik als mögliche Antwort auf (3) zunächst auf *elementare* Schritte zu beschränken. Zum anderen kann der Erfolg eines solchen Projekts *nur in der Praxis* nachgewiesen werden: nämlich dadurch, daß die Personen, die auf ihre eigenen Problemlösungsstrategien im Sinne von Grundproblem (1) reflektieren, mit Hilfe der metawissenschaftlichen Kenntnisse, die sie dadurch erwerben, die objektwissenschaftlichen Probleme, die sie ohne diese Kenntnisse nicht bewältigen würden, *tatsächlich* lösen können. Diesen beiden Anforderungen kann am einfachsten ein didaktisches Experiment entsprechen. Demgemäß sollten im Lichte der angeführten Überlegungen Germanistikstudenten als Versuchspersonen dazu veranlaßt werden, (HRI) auf einer elementaren Ebene auszuführen.

Im Rahmen des Experiments wird zunächst der Studierende mit einer Menge von systematisch und didaktisch angeordneten *phonologischen* Problemen konfrontiert, wobei seine Aufgabe darin besteht, diese aufgrund seines 'gesunden Menschenverstandes' zu lösen. Dies entspricht der objektwissenschaftlichen Ebene der Linguistik, die im Sinne von (HRI) Gegenstand der Metareflexion sein sollte. Zweitens muß der Studierende auch methodologische Probleme lösen, die ihn dazu bringen sollen, daß er auf die Art und Weise, wie er die objektwissenschaftlichen (=phonologischen) Probleme löste, metawissenschaftlich reflektiert, und dadurch die Problemlösungsregeln, derer er sich intuitiv bediente, selbst ermittelt und sich bewußt macht. Dieser

Schritt entspricht (HRI)(b) auf einer elementaren, didaktischen Stufe. Schließlich soll er im Einklang mit (HRI)(c) die auf diese Weise erworbenen Kenntnisse über die Regeln der Lösung phonologischer Probleme zur Lösung neuer phonologischer Probleme verwenden. Dabei soll sich zeigen, daß es zahlreiche objektwissenschaftliche Probleme gibt, die nicht gelöst werden können, ohne daß man Informationen metawissenschaftlichen Ursprungs in die Prämissen einbaut. Da jedes von dem Studierenden zu lösende phonologische Problem die didaktische Rekonstruktion eines entsprechenden, in der Fachliteratur diskutierten und in verschiedenen theoretischen Rahmen auf verschiedene Weise gelösten Problems ist, stellt die Durchführung des letztgenannten Schrittes eine mögliche Evidenz für die Annahme dar, daß eine spezifische Heuristik, die Schlüsse von der metawissenschaftlichen auf die objektwissenschaftliche Ebene erlaubt, nicht nur auf der Elementarstufe, sondern auch auf der der kreativen wissenschaftlichen Forschung funktionsfähig sein kann.

Zwar ist noch nicht abzusehen, bis zu welchem Grade sich die obige Strategie bei ungarischen Germanistikstudenten bewährt, und bei welchen Studentengruppen das didaktische Experiment Erfolg verspricht, aber aufgrund bisheriger Erfahrungen ist zu erwarten, daß die soeben umrissene Konzeption im Hinblick auf das (RHN)-Programm zu folgenden Ergebnissen führt:

(a) Sie veranschaulicht die Möglichkeit einer konstruktiven Metalinguistik und stellt somit eine mögliche Antwort auf Grundproblem (3) dar.

(b) Sie weist nach, daß diese konstruktive Metalinguistik sich in einer spezifischen Heuristik verkörpert, die ermöglicht, objektwissenschaftliche Probleme mit Hilfe der Ergebnisse metalinguistischer Reflexion zu lösen.

4. Zusammenfassung: erste Ergebnisse des (RHN)-Programms

Das wesentlichste Ergebnis besteht im Entwurf des Programms selbst: im Versuch, die Metalinguistik als ein eigenständiges, umfassendes und systematisches Forschungsprogramm zu begründen. Die bis jetzt durchgeführten und hier referierten vier Teilprojekte des (RHN)-Programms ergaben u.a. folgende Resultate:

(a) Es zeigte sich, daß es sowohl prinzipiell notwendig als auch praktisch möglich ist, den Anwendungsbereich der Kognitiven Linguistik wesentlich zu erweitern. Dadurch soll es zu den konstitutiven Aufgaben der Kognitiven Linguistik gehören, Probleme ins Auge zu fassen, die traditionell den Gegenstand von Theorien der wissenschaftlichen Erkenntnis darstellen.

(b) Es wurde nachgewiesen, daß die Kognitive Linguistik nur auf eine reflexive Weise betrieben werden darf.

(c) Das Programm hat die Entwicklung einer kognitiv-linguistisch motivierten modularen Wissenschaftstheorie begünstigt.

(d) Es hat auf dem Gebiet der Linguistik erstmals die Erarbeitung einer Heuristik und damit die Aufdeckung mancher linguistischer Problemlösungsstrategien ermöglicht.

(e) Es hat Lösungsmöglichkeiten für die Probleme (1)-(3) umrissen.

Anmerkungen

[1] Dieser Aufsatz entstand mit Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung.

[2] Die Kategorie 'Metawissenschaft' wird synonym zum Ausdruck 'Wissenschafts- und/oder Erkenntnistheorie' verwendet. In Analogie dazu ist der Ausdruck 'Metalinguistik' das Synonym zu 'Wissenschafts- und/oder Erkenntnistheorie der Linguistik'.

[3] KERTÉSZ, A.: *Die Ferse und der Schild. Über Möglichkeiten und Grenzen kognitionswissenschaftlicher Theorien der Erkenntnis.* Berlin/New York: de Gruyter, 1994

[4] Vgl. z.B. BIERWISCH, M.: *Perspectives on Mind, Brain, and Language*: Linguistics as a Cognitive Science or Touring the Chinese Room Again. In: BURKHARDT, A.: (ed.) *Meaning and Intentions.* Berlin/New York: de Gruyter, 1990; GARDNER, H.: *Dem Denken auf der Spur. Der Weg der Kognitionswissenschaft.* Stuttgart: Klett-Cotta, 1992; SCHWARZ, M.: *Einführung in die Kognitive Linguistik.* Tübingen: Francke, 1992; ECKHARDT, B. v.: *What is Cognitive Science?* Cambridge, Mass.: MIT Press, 1993

[5] Typisch ist in dieser Hinsicht etwa Gardners Formulierung: „Ich definiere Kognitionswissenschaft als einen zeitgenössischen Versuch, *sehr alte erkenntnistheoretische Fragen auf empirischem Wege zu beantworten* – vor allem Fragen, welche sich mit der Natur des Wissens, dessen Komponenten, dessen Ursprüngen, dessen Entfaltung und dessen Anwendung befassen." GARDNER, H.: *Dem Denken auf der Spur. Der Weg der Kognitionswissenschaft*, a.a.O., S. 17.

[6] QUINE, W. V. O.: *Epistemology Naturalized.* In: ders., *Ontological Relativity and Other Essays.* New York: Columbia University Press, 1969, S. 69-90.

[7] Zu den Details vgl. die Behandlung von Grundfrage (1) in Abschnitt 3.

[8] Vgl. Abschnitt 3.

[9] Z.B. LAKOFF, G.: *Women, Fire and Dangerous Things.* Chicago: University of Chicago Press, 1987; LANGACKER, R. W.: *Foundations of Cognitive Grammar*, Vol. 1. Stanford, CA: Stanford University Press, 1987

[10] Vgl. z.B. CHURCHLAND, P. M.: *A Neurocomputational Perspective.* Cambridge, MA: MIT Press, 1989

[11] Vgl. die Besprechung von Grundfrage (3) im Abschnitt 3.

[12] Vgl. die Besprechung von Grundfrage (2) im Abschnitt 3.

[13] KERTÉSZ, A.: *Die Modularität der Wissenschaft. Konzeptuelle und soziale Prinzipien linguistischer Erkenntnis.* Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg, 1991

[14] BIERWISCH, M. & LANG, E. (Hrsg.): *Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven.* Berlin: Akademie Verlag, 1987

[15] KERTÉSZ, A.: *Artificial Intelligence and the Sociology of Knowledge. Prolegomena to an Integrated Philosophy of Science.* Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien: Lang, 1993

[16] SLEZAK, P.: *Scientific Discovery by Computer as Empirical Refutation of the Strong Programme.* In: *Social Studies of Science* 19(1989), S. 671-695.

[17] BLOOR, D.: *Knowledge and Social Imagery.* London: Routledge and Kegan Paul, 1976

[18] KERTÉSZ, A.: *Heuristik der deutschen Phonologie. Eine elementare Einführung in Strategien der Problemlösung.* Budapest: Akadémiai Kiadó, 1993

Deutsch als Fremdsprache

Deutsch als Fremdsprache

Katalin Petneki/Anna Zalán-Szablyár (Budapest)

Das neue Ausbildungsmodell „Didaktik-Methodik" am Germanistischen Institut der ELTE

Kontext der Entstehung des Ausbildungsplans

In der Folge der politischen Umwälzungen wurde nach der Wende im Jahre 1990 vom ungarischen Erziehungsministerium an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest das **Institut für Deutsch als Fremdsprache** als selbständige Einheit gegründet, um den erhöhten Bedarf an Deutschlehrern zu decken. Es wurde ein Intensivstudium, ein von Anfang an berufsorientiertes Studium von 6 Semestern (3 Studienjahren) geplant, mit einer quasi integrierten Referendarzeit im dritten Studienjahr. Auf diese Weise sollten Deutschlehrer, die für den Unterricht in allen (allgemeinbildenden) Schulen und auf allen Stufen qualifiziert sind, ausgebildet werden. Die StudentInnen konnten/können wegen der Intensität des Studiums nur ein Fach studieren. Die fachbezogene Gesamtstundenzahl betrug/beträgt nämlich etwa 1000 Stunden, berücksichtigt man auch das Unterrichtspraktikum, 1168 Stunden.

Im Studienjahr 1990/91 haben 100 Studenten ihr Studium für Deutsch als Fremdsprache aufgenommen, und seitdem werden jährlich etwa 100 Bewerber zum Studium zugelassen.

Mit dieser neuen Ausbildungsform war damals auch die Absicht verbunden, „einen innovativen Prozeß in der Ausbildung von Deutschlehrern zu beginnen. In der bisherigen, klassischen Ausbildung von Deutschlehrern wurden Philologiestudium und Lehrerstudium kaum voneinander unterschieden, der Schwerpunkt lag auf Systemlinguistik und Literaturgeschichte. Sprachpraxis und Didaktik-Methodik spielten eine geringe Rolle, Schulpraxis kam gleichfalls zu kurz. Wissenschaftliche Fremdsprachendidaktik als Forschung und Lehre ist an den ungarischen Hochschulen und Universitäten nur sehr schwach vertreten."[1]

Nach der ersten Version des Curriculums der 3jährigen Ausbildung (April 1991) – das parallel mit der Pilotphase unter der Leitung des damaligen Leiters des Instituts, Dr. Pál Tóth, erstellt wurde – sollte die Ausbildung stark praxisorientiert sein. Besonderer Wert sollte „auf die Vermittlung von Kenntnissen in angewandter Linguistik und in Didaktik/Methodik" sowie auf die Entwicklung der erforderlichen sprachlichen Fertigkeiten und Kompetenzen

gelegt werden.[2] Im Juli 1993 wurde die Pilotphase beendet, und 65 AbsolventInnen konnten ihr Sprachlehrerdiplom vom Dekan der Philologischen Fakultät feierlich in Empfang nehmen.

Die Ausbildung gliedert/e sich in zwei Phasen. Stundenaufteilung für die 6 Semester siehe Beilage 1. Mit der neuen Form des Praktikums, das eine Art integrierte Referendarzeit ist und ein ganzes Schuljahr hindurch dauert, wurde ein flexibles System ausgearbeitet und erprobt, das unterschiedliche Typen von Praktikum ermöglicht. Der Erfolg des Schulpraktikums hängt in großem Maße von der Funktionsfähigkeit des Dreiecks Schule-Student-Unterrichtsbegleitendes Seminar ab. Die Mitarbeiter des Bereichs Sprachdidaktik haben LehrerInnen an veschiedenen Schultypen aufgrund von Hospitationen und Nachbesprechungen ausgewählt, die im Rahmen eines Fortbildungskurses auf die Mentortätigkeit vorbereitet worden sind. An der Lehrprobe und an der Nachbesprechung nehmen außer dem Mentor im Optimalfall zwei Dozenten und auch Studenten teil.

Im April 1992 wurde an der ELTE das Germanistische Institut gegründet, in das das Institut für DaF, nun keine eigenständige Ausbildungseinheit mehr, integriert wurde. Die Mitarbeiter des früheren Instituts gehören zu jeweils anderen Lehrstühlen, Bereichen. Vier Lehrstühle (Literatur, Linguistik, Sprachpraxis und Sprachdidaktik) bieten die Lehrveranstaltungen für die StudentInnen der 3jährigen Ausbildung an. Dadurch ist ein Lehrstuhl (Bereich) für Fachdidaktik mit 10-12 Mitarbeitern entstanden, wahrscheinlich das erste Mal in der Geschichte der Deutschlehrerausbildung in Ungarn.

Das Team des Bereichs Sprachdidaktik hat den **AUSBILDUNGSPLAN DIDAKTIK/METHODIK** zum ersten Mal in engerem Rahmen im Juni 1992, und dann nach Abschluß der Pilotphase Juni 1993 in Form eines zweitägigen Workshops evaluiert. In den Diskussionen standen nicht mehr inhaltliche Fragen im Vordergrund, sondern es ging eher um die Wege, WIE zukünftige Deutschlehrer für Fragestellungen und fachliche und pädagogische Probleme sensibilisiert und zu einer offenen und selbstkritischen Haltung angeregt werden können.

Im September 1993 wurden alle Dozenten des Germanistischen Instituts von den Didaktikern zu einem Workshop mit dem Titel *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht* eingeladen. Außer der Darstellung, Reflektierung und Problematisierung der Erfahrungen und Ergebnisse an der ELTE vor allem mit dem neuen Typ der Lehrerausbildung, wurden mit Hilfe von ausländischen Experten (darunter als Hauptreferenten Professor Krumm, Leiter des Lehrstuhls für Deutsch als Fremdsprache an der Universität in Wien, Camilla Badstübner-Kizik vom Kolleg Gdansk) die Fragen der praxisorientierten Lehrerausbildung im internationalen Kontext gesichtet. Die Ergebnisse dieses Workshops werden 1994 veröffentlicht.

Im Studienjahr 1993/1994 liegt die Zahl der Absolventen bei 75. Einen Teil der Studenten, wie auch bei dem ersten Studienjahr des neuen Modells, hat eine Art Unsicherheit ergriffen, da in den letzten Jahren auch seitens des Bil-

dungsministeriums dieser Ausbildungsweg von Zeit zu Zeit, besonders vor der Verabschiedung des Hochschulgesetzes, als provisorisch empfunden wurde.

Überblick über die Stundenaufteilung der Lehrveranstaltungen in Didaktik-Methodik der 3jährigen Ausbildung

Studienjahr	Semester	Studieneinheit	Stunde/Wo.
I.	SS	Einführung in die Sprachpädagogik	2
II.	WS	Grundlagen 1	4
II.	SS	Grundlagen 2	4
II.	SS	Zwischenprüfung	–
III.	WS-SS	Fachseminar 1-2	2+2
III.	WS-SS	Unterrichtspraktische Seminar	2+2
III.	WS-SS	Schulpraktikum	6+6

Zum Vergleich = Überblick über die Lehrveranstaltungen in Didaktik-Methodik in der 5jährigen Deutschlehrerausbildung

Studienjahr	Semester	Studieneinheit	Stunde/Woche
ab III. und vor V.	vom 5.–8. beliebig	Grundlagen 1 Grundlagen 2	2 2
vor dem Absolutorium		Zwischenprüfung	–
im IV. und V. Jahr	vom 7.–10.	Fachseminar 1 Fachseminar 2	2 2
im V. Jahr	entweder im 9. oder im 10.	Schulpraktikum	1 + Hosp.

Das neue Ausbildungsmodell in Didaktik-Methodik an der ELTE hat sich sowohl nach der Meinung externer Experten als auch auf Grund von Rückmeldungen von StudentInnen und Schulen bewährt. Durch die Evaluierung wurde bestätigt, daß unsere Zielsetzungen in hohem Maße realisiert werden können. Die Pilotphase hat gezeigt, daß es auf jeden Fall nötig ist, in der Lehrerausbildung den Anteil von Didaktik/Methodikveranstaltungen zu erhöhen und diese Stunden mit – aus der Sicht der realen Bedürfnisse eines professionellen Lehrers – zeitgemäßen, relevanten Inhalten zu füllen. Die Effektivität der Lehrveranstaltungen hängt auch von den eingesetzten Arbeitsformen, Sozialformen und nicht zuletzt von fachlicher Kompetenz und Engagement der Ausbilder ab. Die gewünschte Integration von Theorie und Praxis kann mit verschiedenen Typen von Lehrveranstaltungen und mit der Etablierung des einjährigen Praktikums erfolgreich angestrebt werden.

Da zur Erarbeitung dieses Ausbildungsplanes alle Mitarbeiter des Bereichs Fachdidaktik mit ihren Ideen, Vorschlägen, Bemerkungen und Erfahrungen beigetragen haben, sind die folgenden Kollegen als Verfasser des folgenden AUSBILDUNGSPLANS zu nennen:

Árkossy Katalin, Barna Katalin, Farkas Evelyn, Kóczián Nóra, Magyar Ágnes, Morvai Edit, Klaus Munsberg, Palotás Berta, Petneki Katalin, Wolfgang Schmitt, Szablyár Anna, Tóth Pál.

Ausbildungsplan Didaktik-Methodik der Deutschlehrerausbildung

DER RAHMEN

1. Zwei Ausbildungswege

An der ELTE gibt es im Moment zwei Ausbildungswege:

Das 5jährige Germanistikstudium, ein in erster Linie an Literatur- und Sprachwissenschaft orientiertes Studium mit einer „verkürzten" berufsqualifizierenden Ausbildung für das Lehramt

und

die 3jährige intensive Deutschlehrerausbildung, ein von Anfang an berufsorientiertes Studium mit entsprechenden Schwerpunkten (Didaktik und Methodik, ausgedehnte schulpraktische Phase sowie sprachpraktische Lehrveranstaltungen).

Möglichkeiten einer Verzahnung mit verschiedenen Abgängen werden erwogen.

2. Aufbau der didaktisch-methodischen Ausbildung

Einführende Phase

Für die 3jährigen bereits im 2. Semester.

Auf den Unterricht vorbereitende Phase

Ein zweisemestriges Programm, mit unterschiedlicher Wochenstundenzahl.

Den Unterricht begleitende Phase

3. Integration mit anderen Fächern

Versuche sollten unternommen werden, die Studieninhalte mit den Erziehungswissenschaften, mit der Sprachpraxis und Landeskunde, Linguistik und Literatur mindestens aufeinander abzustimmen.

4. Dokumentation/Betreuung

Die Jahre 1990-93 sind aus der Sicht der Didaktik-Methodik als eine Pilotphase zu betrachten, wo dieses Konzept erprobt und präzisiert wurde. Die Pilotphase ist beendet und evaluiert worden. Unterrichtsdokumentation zu den einzelnen Studieneinheiten wurde gesammelt.

ZIELSETZUNGEN

- Gestaltung eines bewußten und adäquaten Lehrverhaltens in Bezug auf verschiedene Altersstufen
- Herausbildung der Fähigkeit zu einem auf dem kommunikativen Ansatz aufbauenden Fremdsprachenunterricht
- Fähigkeit zu einem pädagogisch und lernpsychologisch reflektierten Fremdsprachenunterricht.
- Emanzipationsproblematik, Wertvorstellungen

Was sollen die angehenden Lehrer am Ende der Ausbildung wissen und können?

Planen und evaluieren

- Currricula/Lehrpläne deuten, analysieren, kritisch beurteilen und umsetzen
- eigene Unterrichtssequenzen/Unterrichtseinheiten planen, beurteilen, optimieren
- Unterrichtsmaterialien analysieren, einsetzen

Eine Unterrichtseinheit gestalten

- Lernprozesse steuern
- Lehrtechniken methodenbewußt anwenden
- Schüler motivieren, fördern, evaluieren
- Arbeit in der Klasse organisieren
- Unterrichtsmaterial/Medien zielbewußt anwenden

Sein eigener Sprachlehrforscher sein

- Hypothesen bilden über erfogreiche Lern- und Lehrprozessse
- Diese Hypothesen überprüfen und korrigieren
- Methodisch fundierte Problemlösungsstrategien entwickeln

Informationen haben über

- Unterrichtsmaterialien und Ressourcen
- Schul- und Prüfungssysteme
- Fortbildung

Nötige Hintergrundkenntnisse (theoretisches Wissen im Dienste der Praxisreflexion)

- Trends, Ansätze, Methoden
- Lernprozesse
- Unterrichtsphasen und Lehrtechniken
- Planungs- und Evaluationverfahren

Selbsterfahrung

Soweit wie möglich soll ein planbarer (nicht nur spontaner) fächerübergreifender Unterricht verwirklicht werden: Sprachpraktische Übungen sollen Vorbereitung für Didaktik/Methodik sein (Selbsterfahrung, Unterrichtsbeobachtung, Mikrounterricht, Didaktisierung von Linguistik, Landeskunde und literarischen Texten).

DIE BESCHREIBUNG DER EINZELNEN UNTERRICHTSEINHEITEN

NT-121[3] **DaF-Einführung** **S** **2 St.** **2. Semester**
(Bevezetés a nyelvpedagógiába)
NÉ[4] *keine Entsprechung*

Ziele: Motivieren (für das Studium/den Beruf gewinnen, das Ansehen der Fachkompetenz stärken)
Bisherige Selbsterfahrung aktivieren
Beobachten, fragen, analysieren lernen
Haltung entwickeln, daß zum Lehrerberuf gehört, auch „sein eigener Sprachlehrforscher" zu sein!
Grundbegriffe und Fachwortschatz einführen
Kenntnis der Ansätze und Methoden

Inhalte ausführlich (im Rahmen von NT-221 und NT-222 nicht mehr behandelt)
Deutsch als Fremdsprache
Der Komplex Fremdsprachenlernen, Fremdsprachenerwerb, Fremdsprachenunterricht (Lehrer und Schüler im FSU)
Didaktik-Methodik
FSU – Disziplinen (Linguistik, Psychologie, Soziologie, Anthropologie)
FSU – Gesellschaft (FS Politik, Schulwesen, Curriculum, Lehrer-Schüler)
Ansätze und Methoden (geschichtlicher Überblick)

Der kommunikative FU
Trends im 20. Jahrhundert

Inhalte einführend (im Rahmen von NT-221 und NT-222 später ausführlich behandelt)
Lehrer und Schüler im FU
Lernziele
Die 4 Fertigkeiten
Übungsformen

Obligatorisches Studienmaterial: Neuner/Hunfeld:
Methoden des fremdsprachlichen Deutschunterrichts, **Langenscheidt, 1993**

NT-221	**Grundlagen I (Nyelvpedagógia I)**	**S**	**4 St.**	**3. Semester**
NÉ-371	*Grundlagen I (Nyelvpedagógia I)*	*S*	*2 St.*	*Voraussetzung NÉ-289*

Ziel: Werkstattartige Vorbereitung auf einen kommunikativen und lernerorientierten FU in kleinen Seminargruppen
Inhalte (eher allgemeine Inhalte):
Untersuchung von Lernzielen – Lehrzielen – Lerninhalten im Spiegel der Zielgruppe
Übungsformen
Entwicklung der Fertigkeiten: Sprechen, Schreiben, Hörverstehen, Leseverstehen
Entwicklung von Fähigkeiten und Strategien (z.B. Fähigkeit zur Problemlösung, Texterschließungsstrategien)
Grammatik- und Wortschatzvermittlung
Arbeit mit Texten
Landeskunde im Fremdsprachenunterricht
Lehrwerkanalyse

NT-222	**Grundlagen II (Nyelvpedagógia II)**	**S**	**4. St.**	**4. Semester**
NÉ-372	*Grundlagen II Nyelvpedagógia II)*	*S*	*2 St.*	*Voraussetzung NÉ-371*

Ziel: Werkstattartige Vorbereitung auf einen kommunikativen und lernerorientierten FU in kleinen Seminargruppen
Vorbereitung auf den praktischen Unterricht im nächsten Semester durch Unterrichtsbeobachtung und Selbsterfahrung

Vorbereitung auf die Fachseminare (NT-321) und Informationen zur Diplomarbeit: Vorstellung der einzelnen Themenbereiche, die durch die wahrscheinlich angebotenen Fachseminare abgedeckt werden, so wie der möglichen inhaltlichen Schwerpunkte der jeweiligen Fachseminare

Inhalte (eher klassenzimmerspezifische Inhalte):

Zielgruppenorientierung
Übungs- und Sozialformen
Interaktionen
Unterrichtsplanung/-phasen
Unterrichtsbeobachtung- und analyse
Unterrichtstechniken, Motivationsstrategien
Unterrichtsmittel/Medien
Fehlerkorrektur und Korrekturverhalten
Leistungsmessung und -bewertung
Evaluation

Hospitationen

Die Studenten der 3jährigen Ausbildung nehmen 10mal im Semester in drei verschiedenen Schulen (bei drei verschiedenen Lehrern) an Hospitationen teil. Sie werden von den Seminarleiterinnen begleitet. Die Hospitationen werden im Rahmen des Seminars ausgewertet.

NT-321	**Fachseminar I**	**S**	**2 St.**	**5. Semester**
	(Nyelvpedagógiai szakszeminárium I)			
NT-322	**Fachseminar II**	**S**	**2 St.**	**6. Semester**
	(Nyelvpedagógiai szakszeminárium II)			
NÉ-373	*Fachseminar I*	*S*	*2 St.*	
	Entsprechung: NT-321			
(NÉ-374	*Fachseminar II (zur Vorbereitung auf das Schulpraktikum)*			
	(Nyelvpedagógiai szakszeminárium)			
				Voraussetzung: NÉ-399

Ziele:

Vertiefung einzelner Aspekte der Didaktik-Methodik
Einsicht in die Ergebnisse der Sprachlern- und Lehrforschung
Förderung der Fähigkeit zur Forschungstätigkeit mit der eigenen Unterrichtspraxis verbundenen Anregungen zur Diplomarbeit (Fähigkeit zum Verfassen einer wissenschaftlichen Arbeit)

Inhalte:

Mehrere Themen werden wahlweise angeboten, für den jeweiligen Themenbereich relevante fachwissenschaftliche Erkenntnisse, damit verbundene Fragestellungen und Folgerungen, die sich für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache ergeben.

Beispiele für die Themenbereiche:

Literarische Texte im Deutschunterricht
Landeskundevermittlung
Grammatik im kommunikativen Sprachunterricht
Lehrwerkforschung, Lehrwerkanalyse
Medien im Deutschunterricht (Filme, Fernsehen, Video, Lieder, Spiele, Bilder, Visualisierungsformen)
Lehrer- und Schülerverhalten im Fremdsprachenunterricht
Arbeitsformen im Fremdsprachenunterricht

NT-323 **Unterrichtspraktisches Seminar I** **S** **2 St.**
5. Semester
(Tanításkísérő szeminárium I)
(Primarstufendidaktik)
(Sekundarstufendidaktik)

NT-324 **Unterrichtspraktisches Seminar II** **S** **2 St.**
6. Semester
(Tanításkísérő szeminárium II)
(Primarstufendidaktik)
(Sekundarstufendidaktik)

Ziele: **auf die Probleme der Studenten beim Unterricht eingehen praktische Hilfen zum Unterricht anbieten**

Den Studenten werden vom Lehrstuhl je nach zum Praktikum gewählten Schultyp bzw. der unterrichteten Altersgruppe entsprechend verschiedene Seminare mit jeweils anderem Profil angeboten.

Inhalte:

Den Zielen entsprechend erfolgt die Planung der Seminarinhalte aufgrund kontinuierlicher Rücksprache mit den Seminarteilnehmern. Die Schwerpunkte liegen naturgemäß bei jeder Gruppe woanders. Das Seminar hat darüber

hinaus die Aufgabe, den Hintergrund für eine ausgeglichene Zusammenarbeit zwischen Schule-Studenten-Universität zu schaffen und die evtl. auftretenden Probleme dabei aufzufangen. Der Seminarleiter besucht die Seminarteilnehmer in ihren Schulen. Die gesehenen Stunden werden in anschließenden Nachbesprechungen eingehend ausgewertet, mit dem Ziel, die Studenten zu kritischen Reflexionen zu erziehen. Die Studenten müssen auch lernen, Unterrichtsentwürfe für Fremdbeobachter anzufertigen. Aus diesem Grunde stellen sie pro Semester einen detaillierten Entwurf zusammen, in dem sie eingebettet in eine Unterrichtsreihe eine konkrete Stunde beschreiben, ihre fachwissenschaftlichen und fachdidaktischen Überlegungen dabei darstellen sowie über die unterrichtlichen Bedingungen in ihren Schulen bzw. Gruppen berichten.

Mögliche Seminarinhalte:

- Unterrichtsplanung: Grob- und Feinpläne, alternative Planung zu traditionellen Lehrwerken, Arbeit mit modernen Lehrwerken
- Arbeit mit Hör- und Lesetexten, Liedern, Bildern, usw. – Grammatik- und Wortschatzarbeit
- Spiele im Unterricht
- Motivation, Disziplinprobleme, Altersspezifika
- Lernertypen, Lehrerverhalten
- Organisation des Unterrichts, usw.

NT-298 **Zwischenprüfung (Nyelvpedagógiai alapvizsga)** **4. Semester**

NÉ-399 *Zwischenprüfung (Nyelvpedagógiai alapvizsga)*

Voraussetzung: NÉ-372

Praxisorientierte Prüfungsaufgaben

In der Zwischenprüfung sollen die StudentInnen den Nachweis dafür erbringen, daß sie sich die ihnen in 3 Studieneinheiten (Einführung, Grundlagen I, Grundlagen II) dargebotenen theoretischen und praktischen Kenntnisse angeeignet haben und daß sie fähig sind, im nächsten Semester mit dem Schulpraktikum anzufangen.

Anforderungen für die Prüfung:

1. Anhand von Unterrichtsmaterialien eine Stunde bzw. eine Unterrichtseinheit planen, Vorgehensweisen aufzeigen, logisch reflektieren,

2. die für die ausführliche Darstellung geeigneten Themen (siehe Thematik) systematisch erläutern,
3. dabei die Befähigung nachweisen, die gelesene Fachliteratur verarbeiten zu können.

Form:

Die Prüfungsfragen werden von dem jeweiligen Seminarleiter zusammengestellt. Die Prüfung kann von zwei Lehrkräften abgenommen werden.

NT-361	**Schulpraktikum I**	**Ü**	**(4-6) St. 5. Semester**
NT-362	**Schulpraktikum II**	**Ü**	**(4-6) St. 6. Semester**
TK-301/2	*Schulpraktikum*	*Ü*	*9/10. Semester Voraussetzung: NÉ-399*

Die Studenten unterrichten in der 3jährigen Ausbildung ein ganzes Schuljahr lang in 3-4 Wochenstunden entweder bedarfsdeckend oder in den Gruppen der Ausbildungslehrer. Dabei tragen sie in zunehmendem Maße die Verantwortung für den Lernfortschritt der Gruppe, sorgen für regelmäßige Leistungsmessung und geben Noten. Sie stehen im Kontakt mit den Eltern und geben Auskunft über Erfolge und Probleme. Erwünscht ist, daß sie sich auch sonst in das Schulleben eingliedern, an Lehrer- und Elternversammlungen bzw. an schulischen Veranstaltungen teilnehmen, sowie die vielfältigen Aufgaben eines Lehrers kennenlernen.

Die Ausbildungslehrer bewerten die Leistung der Studenten im Halbjahr verbal (sehr gut bestanden - bestanden - nicht bestanden), am Ende des Schuljahres werden Ziffernoten gegeben. Die Note für das Schulpraktikum entsteht aus folgenden Teilnoten:

- Leistung des Studenten als Lehrer und Erzieher im Laufe des Schuljahrs
- Leistung des Studenten in der Lehrprobe (wobei der für die Lehrprobestunde erstellte Unterrichtsentwurf und die anschließende Nachbesprechung auch mitberücksichtigt werden)

NÉ/NT-500 Diplomarbeit
Szakdolgozat

Abschlußarbeit in Didaktik-Methodik DaF

Durch die Abschlußarbeit gilt es den Nachweis zu erbringen, daß der Kandidat die Fähigkeit besitzt, die während des Studiums erworbenen Kenntnisse anzuwenden, die einschlägige (wichtigere und aktuelle) Fachliteratur zu einer spezifischen Frage der Didaktik und Methodik Deutsch als Fremdsprache bzw. der Sprachpädagogik selbständig auszuwerten und über die auftauchenden Fragen eine eigene Meinung zu bilden. In bezug auf die Methodologie der Auswertung der Fachliteratur soll die Abschlußarbeit den an wissenschaftliche Abhandlungen gestellten Forderungen durchaus Rechnung tragen. Des weiteren soll die Abschlußarbeit auch darüber Auskunft geben, ob der Kandidat bei Fortsetzung des Studiums fähig sein wird, sich wissenschaftlich zu betätigen.

Das Thema der Abschlußarbeit kann im Sinne der eigenen Sprachlehrforschungstätigkeit auf den eigenen schulischen Unterricht bezogen sein. Die Abschlußarbeit ist in deutscher Sprache vorzulegen.

Der Mindestumfang beträgt 40 Typoskriptseiten (72.000 Anschläge). Anmerkungen und Bibliographie werden nicht angerechnet.

NT-501 Staatsexamen
Államvizsga

Die Staatsprüfung besteht aus drei Teilen, die einzeln benotet werden:

1. Teilnote: Verteidigung der Diplomarbeit
2. Teilnote: Prüfungsergebnis in der Thematik der Diplomarbeit
3. Teilnote: Lehrprobe

Aus diesen drei Teilnoten entsteht die Note der Staatsprüfung.

1. Verteidigung der Diplomarbeit: Der Kandidat soll Fragen im Zusammenhang der eingereichten Diplomarbeit beantworten. Die Fragen können gleichzeitig mit der Bewertung bekanntgegeben werden.
2. Prüfung in der Thematik der Diplomarbeit erfolgt aufgrund eines Fragenkatalogs, der mindestens einen Monat vor der Staatsprüfung vom Prüfer bekanntgegeben werden soll.
3. Die Lehrprobe erfolgt im 6. Semester.

Anmerkungen

[1] Institut für DaF an der ELTE: Curriculum der 3jährigen Deutschlehrerausbildung. Entwurf. (unveröff. Manuskript 1991) S. 2.

[2] Institut für Deutsch als Fremdsprache. (unveröff. Manuskript).

[3] NT bedeutet eine Studieneinheit in der 3jährigen Ausbildung.

[4] NÉ bedeutet eine Studieneinheit in der 5jährigen Ausbildung.

Klaus-Simon Munsberg (Budapest)

Bedeutung und Formen von Ausspracheschulung[1]

1. Einleitung

Heiner Geißler sitzt am Kabinettstisch zwischen Hans-Dietrich Genscher und Helmut Kohl. Gemeinsam versuchen sie, ein Kreuzworträtsel zu lösen.

Geißler: – Also, was soll ich nun schreiben? 32 senkrecht: Klassischer Gesellschaftstanz mit fünf Buchstaben.
Genscher: – Bolga.
Geißler: – Bolga?
Genscher: – Bolga!
Geißler: – Das heißt aber doch Polka, Hans-Dietrich, und nicht Bolga!
Kohl: – Also mit „P". Polga mit „P"!
Genscher: – Sag ich doch, mit hartem „B" wie Baddelboot.
Geißler: – Paddel!
Kohl: – Pattelpoot, net Baddel!
Genscher: – Baddel!
Kohl: – Poot! Pattel!
Geißler: – Paddel! Paddel!
Kohl: – Das heißt ja Patler. Das ist Englisch, Butler geschrieben und nicht Putler.
Geißler: – Das hat jetzt aber gar nichts damit zu tun, Helmut.
Kohl: – Aber ja doch!
Geißler: – Also?
Genscher: – Bolga!
Geißler: – Herrgott, Hans-Dietrich! Nu kapier das doch! Der Tanz heißt nicht Bolga, der heißt ...
Kohl: – Tanko.
Genscher: – Danke, Helmut. Dango. Heiner, schreib! 32 senkrecht: Dango!
Geißler: – So ein Unsinn! Dann wäre 32 waagerecht Dulpe.
Genscher: – Genau! Holländische ...
Kohl: – Schnittblume. Holländische Schnittblume.
Genscher: – Dulpe eben. Mit „D" wie eh ...
Geißler: – Dudelsack?
Genscher: – Ja!

Geißler: – Eben nicht! Eben nicht! Tulpe und nicht Dulpe!
Kohl: – Und Tuttelsack, Hans-Dietrich! Ganz exakt: Tuttelsack!
Geißler läßt seinen Kugelschreiber fallen und schlägt sich entnervt vors Gesicht.

In diesem Sketch, in dem die Politiker als Gummipuppen dargestellt sind und der 1991 in dem WDR-Fernsehmagazin „ZAK" gesendet wurde, wird nicht nur die Arbeitsweise der Regierung aufs Korn genommen. Hier werden auch die sächsische Dialektfärbung Hans-Dietrich Genschers und die pfälzische von Helmut Kohl karikiert. Im einen Fall wird dies dadurch erreicht, daß die stimmlosen Konsonanten in der Tendenz stimmhaft ausgesprochen werden, während in der pfälzischen Variante umgekehrt stimmhafte Konsonanten eher stimmlos artikuliert werden. Dieses Beispiel zeigt, daß immer noch Gültigkeit hat, was Goethe[2] 1824 gegenüber Eckermann bemerkte:

> Die Aussprache der Norddeutschen ließ im ganzen wenig zu wünschen übrig [...] Dagegen habe ich mit geborenen Schwaben, Österreichern und Sachsen oft meine Not gehabt [...] Man sollte kaum glauben, daß sie B, P, D und T überhaupt für vier verschiedene Buchstaben halten, denn sie sprechen nur immer von einem weichen und einem harten B und von einem weichen und einem harten D und scheinen dadurch stillschweigend anzudeuten, daß P und T gar nicht existieren.

Die Aussprache wird in der Vermittlung von Deutsch als Fremdsprache seit Ende der achtziger Jahre wieder verstärkt in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. Es mag überraschen, daß dieses Thema wiederentdeckt werden mußte, nachdem ihm im Rahmen der kommunikativen Ausrichtung des Fremdsprachenunterrichts lange Zeit wenig Bedeutung beigemessen worden war. Für die Erlernung angemessenen sprachlichen Handelns in unterschiedlichen Kommunikationssituationen wurde – erstaunlicherweise – die Aussprache nicht für sehr wichtig gehalten. Man glaubte nämlich, daß in dem Falle, wo die Verständigung gewährleistet sei, die lautliche Seite der Äußerung vernachlässigt werden könne. Das wird auch dadurch belegt, daß nur in wenigen Lehrwerken wie *Sprachkurs Deutsch* (1984), *Stufen* (1986) oder *Wege* (1988) phonetische Übungen in angemessenem Umfang vertreten sind.[3] Der Mangel ist erkannt, aber längst noch nicht behoben. So konstatieren die Gesellschaft für Angewandte Linguistik und das Goethe-Institut in einer Erklärung des Jahres 1993, daß die Phonetik mit ihren Teilgebieten Artikulation, Intonation und Sprechausdruck im Fremdsprachenunterricht Deutsch zum Nachteil der Lernenden vernachlässigt werde. Mangelhafte Aussprache könne nämlich zum einen oft die reale Kommunikation empfindlich beeinträchtigen und zum anderen – da Sprachkompetenz häufig nach der Aussprache beur-

teilt werde – zu einer negativen sozialen Bewertung der Lernenden führen, was auch dem Ansehen des Faches Deutsch als Fremdsprache schade. Mit den gewachsenen Ansprüchen an die Qualität von Fremdsprachenunterricht werden auch zunehmend hohe phonetische Fertigkeiten verlangt.

Daß dieses Thema auch in Ungarn nicht weiter beachtet wurde, belegt die Tatsache, daß im Germanistischen Jahrbuch der letzten zehn Jahre in keinem einzigen Beitrag zu diesem Thema Stellung genommen wurde. Daß es von seiten der Studierenden, die sich auf den Lehrerberuf vorbereiten, Interesse daran gibt und die Beschäftigung mit Aussprache im Fremdsprachenunterricht für nützlich gehalten wird, zeigen die Teilnehmerzahlen der Fachseminare zu den Prinzipien von Ausspracheschulung, die der Verfasser seit dem Sommersemester 1993 am Lehrstuhl für Didaktik/Methodik an der ELTE durchführt. Diesem Aufsatz, in dem lediglich ein Überblick über Wesentliches in bezug auf Ausspracheschulung gegeben wird, soll im kommenden Jahrbuch eine didaktisch-methodische Vertiefung folgen. Zum einen sollen neuere Lehrmaterialien wie die von Cauneau[4], Göbel & Graffmann & Heumann[5] oder Hirschfeld[6] vorgestellt und beurteilt werden. Zum anderen werden dann auf der Basis empirischer Untersuchungen zu Ausspracheproblemen ungarischer Deutschlerner konkrete und dann auch bereits erprobte, ungarnspezifische Vorschläge zur Ausspracheschulung gemacht werden. Diese empirischen Untersuchungen bilden den Ausgangspunkt für zwei Diplomarbeiten von Studenten der dreijährigen Deutschlehrer-Ausbildung. Sie sind z. Zt. dabei, an den Schulen, an denen sie unterrichten, ein Korpus mit Sprechproben ungarischer Deutschlerner zusammenzustellen, das dann auf typische Aussprachefehler untersucht wird. Im Anschluß daran werden Vorschläge für die Behebung der entdeckten Ausspracheschwierigkeiten ausgearbeitet. Die andere Quelle empirischer Untersuchung bildet die Sammlung von Sprechproben Studierender, die der Autor in seinem Seminar zur praktischen Ausspracheschulung am Lehrstuhl für Sprachpraxis betreut.

Eine solche Vorgehensweise, die von konkreten Lernschwierigkeiten in der Praxis ausgeht und sich darum bemüht, frequente Fehler und charakterische Interferenzen zu ermitteln, und auf dieser Basis versucht, Empfehlungen für den Fremdsprachenunterricht zu geben, erscheint nicht nur didaktisch am besten geeignet, sondern auch wissenschaftsmethodisch seriös.

2. Die Bedeutung der Aussprache für die Kommunikation

Gesprächsanalytische Untersuchungen haben gezeigt, daß und wie phonetische Fehler auf affektiver Ebene die Kommunikation beeinflussen, indem sie die Kommunikation beeinträchtigen und sogar in Frage stellen können[7]. Formal-grammatische Fehler scheinen von Muttersprachlern eher toleriert zu werden als eine schlechte Aussprache, so daß diese dadurch zum sozialen Handicap werden kann. Paralinguistische Dinge wie Sprechlautstärke, Sprechgeschwindigkeit oder Intonationsverläufe tragen in bedeutender Weise zur

Kontextualisierung von Äußerungen und der Vermittlung von Bedeutung bei. So können durch eine falsche, nicht beabsichtigte Intonation durchaus Implikationen vermittelt werden, die nicht beabsichtigt waren und zu Kommunikationsstörungen führen. Ein Beispiel: Die Äußerung „Kommst Du" impliziert mit einer terminalen Intonation eher einen Befehl oder eine leichte Drohung, mit fragender Intonation eine in der Tendenz freundliche Frage, die Interesse am Gesprächspartner signalisiert.[8] Hirschfeld hat festgestellt, daß suprasegmentale Abweichungen die Verständlichkeit stärker beeinträchtigen als segmentale. Wort- und Satzakzentfehler, aber auch eine undifferenzierte melodische Gestaltung erschweren die Perzeptionsprozesse wesentlich.[9] Das Wissen der Lernenden um solche Phänomene macht also einen Teil ihrer kommunikativen Kompetenz aus.

3. Psychologische Faktoren des Fremdsprachenerwerbs

> Um eine fremde Sprache recht gut sprechen zu lernen und würklich in Gesellschaft zu sprechen mit dem eigentlichen Akzent des Volkes, muß man nicht allein Gedächtnis und Ohr haben, sondern auch in gewissem Grad ein kleiner Geck sein.
>
> Georg Christoph Lichtenberg[10]

Als wesentliche Faktoren für den Erwerb einer authentisch klingenden Aussprache hatte Lichtenberg das Gedächtnis und das Ohr ausgemacht. Und in der Tat hat die überwiegende Zahl von Aussprachefehlern ihre Ursache in Hörfehlern und Interferenzen, die auf Unterschiede im Phonem- bzw. Graphemsystem der Erst- und der Zielsprache zurückzuführen sind. Die Hörfehler beruhen darauf, daß die durch die Erstsprache geprägte Wahrnehmung wie ein Sieb wirkt, das nicht alle für die Fremdsprache relevanten Merkmale passieren läßt.[11] Das belegt ein Beispiel Lados aus dem Jahre 1969: Ein dreisilbiges Wort, das auf allen Silbe gleich betont war, wurde von einem Perser als initialbetont, von einem Spanier als auf der zweiten und einem Franzosen als auf der letzten Silbe betont wahrgenommen.[12] Auf sprachspezifische Unterschiede in der Wahrnehmung von Satzfoki hat Ahoua hingewiesen.[13]

Fremdsprachenerwerb bedeutet für den Lerner eine Rückversetzung auf eine Stufe frühkindlicher Sprachlosigkeit. Diese ist für „einen kleinen Geck" wohl besser zu ertragen, weil diese Art der Regression durchaus Verunsicherung und Angst auslösen kann. Lerner können ihre entwickelte Persönlichkeit dadurch zeitweilig in Frage gestellt sehen, wenn sie nach jahrelanger Aufforderung, sich nicht kindisch zu verhalten, auf einmal ungewohnte Laute üben und die eigenen erworbenen Denkgewohnheiten aufgeben sollen. So erstaunt auch nicht, daß die Artikulation in der Fremdsprache Rückschlüsse auf die Persönlichkeit des Sprechers zuläßt. Der Erwerb einer authentischen

Lautung erfordert eine zeitweise Durchlässigkeit der Grenzen der Persönlichkeit und die zeitweilige Veränderung der Selbstdarstellung. Fremdsprachenlerner, denen dies zu bedrohlich ist, behalten einen starken Akzent und geben so der Umwelt ihre (starre) Identität als Nicht-Muttersprachler kund.[14] Dazu paßt auch ein Wort Marie von Ebner-Eschenbachs, die meinte, daß man jung bleibe, solange man noch lernen, neue Gewohnheiten annehmen und Widerspruch ertragen könne. Aber es gilt wohl auch umgekehrt, daß Jugendlichkeit die Fähigkeit zur Annahme neuer Gewohnheiten begünstigt, daß also beim Sprachenlernen eine kindliche Haltung – eben die eines kleinen Gecks, mit Lichtenberg gesagt – den Fremdsprachenerwerb begünstigt. Denn kann es Tiefgreifenderes bei Annahme neuer Gewohnheiten geben als die, zu lernen, in einer fremden Sprache zu denken und sich auszudrücken und den fortgesetzten Widerspruch durch Korrekturen hinzunehmen? Die Auffassung Lichtenbergs bestätigt Stengel (1939), wenn er schreibt: „The adult will learn the new language the more easily, the more of [...] infantile characteristics he has preserved".[15] So gesehen erscheinen Unterrichtsansätze wünschenswert, die affektive Faktoren mitberücksichtigen und dem Fremdsprachenlerner die Rückkehr zu den positiven kindlichen Sprachlernfähigkeiten ermöglichen und die dabei auftretenden Ängste abbauen helfen wollen.[16]

4. Voraus- und Zielsetzungen von Ausspracheschulung

Voraussetzung einer seriösen Ausspracheschulung im Fremdsprachenunterricht sind zum einem solides phonetisches und phonologisches Wissen der Lehrperson, dann didaktische Kenntnisse für die Ausspracheschulung und außerdem eine möglichst muttersprachliche Aussprache.
Das erforderliche phonetisch-phonologische Wissen beinhaltet Intonation und Lautung des Deutschen, Lautphysiologien, Laut- und Buchstabenkorrelation, Transkription nach dem Internationalen Phonetischen Alphabet, Ausspracheregeln und die deutsche Standardaussprache und ihre Varianten.[17] Dies ist in Linguistik-Einführungen wie Dürr & Schlobinski,[18] Grewendorf & Hamm & Sternefeld,[19] Pelz,[20] Einführungen in die Didaktik der Phonetik wie Rausch & Rausch[21] oder dem Duden Aussprachewörterbuch[22] nachzulesen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß unter den Linguisten keine vollständige Einigkeit zu erzielen ist in der Frage, wie das Phonemsystem des tatsächlich gesprochenen Standarddeutsch überhaupt aussieht.[23] Informationen über didaktisch-methodisches Vorgehen liegen in einer Reihe neuer Veröffentlichungen[24] wie Cauneau (1992), Dieling (1992), Göbel & Graffmann & Heumann (1991), Hirschfeld (1992) oder Rausch & Rausch (1991) vor, die nahelegen, daß sich zumindest Teile der Fremdsprachendidaktik auf den Weg zur Trendwende gemacht hat.

Grundsätzlich von großer Bedeutung ist die Wahrnehmungsfähigkeit der Lehrperson für Aussprachefehler. Hier kann das Üben mit Kolleg/inn/en in Gruppen und das Vergleichen von Hörbefunden helfen. Ziel der Aussprache-

schulung ist es natürlich auch, die Hörfähigkeit der Lernenden für die phonetischen Regularitäten der Zielsprache zu schärfen und die Produktion einer möglichst muttersprachlichen Aussprache in einer der Standardlautungen der nationalen Varianten zu erreichen, also keine „Lautreinheit" im Sinne einer Hoch- und Bühnensprache.[25] Wünschenswert erscheint dabei der überregionale Standard, der in den Massenmedien (und auch in den auditiven Lehrmaterialien für Deutsch als Fremdsprache) zu hören ist und im gesamten deutschsprachigen Raum als Norm akzeptiert wird.[26] Natürlich kann es nicht das Ziel sein, Dialekte sprechen zu lehren. Wohl aber sollte auf ihre Existenz mit Hörverstehensübungen in bestimmtem Maße hingewiesen werden, um unangenehme oder schockierende Überraschungen im Zielsprachenland zu verhindern.

Einen wichtigen Aspekt bildet die Frage nach dem Korrekturverhalten der Lehrperson. Phonetische Fehler aufzudecken, zu benennen und zu korrigieren kann nämlich eine heikle Angelegenheit sein, weil Sprecher solche Berichtigungen oft als Eingriff in ihr Psychogramm werten, da sie sich mit ihrer Aussprache identifizieren.[27] Darum ist behutsames Vorgehen erforderlich. Zweckmäßig erscheint folgender Weg: Ermitteln des phonetischen Fehlers, Notieren und Bewerten, Bewußtmachen des phonetischen Fehlers.[28] Im Zuge der Bewußtmachung und des Übens sollten nicht sämtliche festgestellten Fehler auf einmal korrigiert werden, weil dann die Gefahr der Demotivation besteht. Sammelkorrekturen sind im allgemeinen günstiger als Einzelkorrekturen vor der Gruppe. Diese wiederum können durch Selbst- oder Fremdeinschätzung in der Lernergruppe gemildert werden.[29] Unterschiedliche Auffassungen gibt es in der Fachliteratur zu der Frage, ob falsche Aussprache nachgeahmt werden soll oder nicht. Dafür würde sprechen, daß sich dadurch bestimmte Aussprachefehler, die ein Lerner macht, aber selber nicht wahrnimmt, verdeutlichen lassen. Andererseits könnte dadurch jedoch auch die Gefahr der Speicherung falscher Aussprachemuster gegeben sein. Grundsätzlich sind Korrekturen behutsam durchzuführen. Gerade weil die Aussprache Abbild individueller Persönlichkeit ist, muß dem Lerner selbst überlassen bleiben, wie weit seine Zielsprachigkeit gehen soll.[30]

Korrigiert werden sollen jene Fehler, die den sog. fremden Akzent ausmachen und den Lerner als Nichtmuttersprachler identifizieren – also solche Fehler, die Muttersprachler nicht machen, wenn sie sich bemühen, Standard zu sprechen. Schwerwiegende Fehler sind:[31]

- Wort- und Satzakzentfehler,
- ungenügende Differenzierung von Lang- und Kurzvokalen,
- Substitutionen lang – kurz und umgekehrt (<Stadt> statt <Staat>),
- fehlender Neueinsatz (<Berliner Leben> statt <Berlin erleben>),
- Substitutionen von Vokalen, z.B. [y:] – [i:] (<Tier> statt <Tür>),
- Substitutionen von Konsonanten, z.B. [s] – [ʃ], [l] – [n], [l] – [r], z.B. <Tasche> statt <Tasse>, <Band> statt <bald>, <Schrank> statt <schlank>,

- Hinzufügen von Lauten, z.B. [g], [ŋ] ([laŋgə] statt [laŋə]),
- Weglassen von Lauten, z.B. [h] (<Eis> statt <heiß>).

5. Das Graphem- bzw. Phonemsystem im Ungarischen und Deutschen

> Um es in der Aussprache zur Vollkommenheit zu bringen, soll der Anfänger alles sehr langsam, die Silben, und besonders die Endsilben, stark und deutlich aussprechen, damit die Silben, welche geschwind gesprochen werden müssen, nicht unverständlich werden.
>
> Johann Wolfgang v. Goethe [32]

Was von Goethe für die Ausspracheschulung von Schauspielern gedacht war, ist so nicht auf den Fremdsprachenunterricht zu übertragen. Dies läßt sich anhand seiner Forderung nach einer besonders akzentuierten Aussprache der Endsilben begründen. Denn genau diese ist eine Tendenz, die sich bei vielen ungarischen Deutschlernern bzw. -sprechern findet, wenn der sog. Schwa-Laut [ə] am Wort- oder Silbenende zum kurzen, offenen, z.T. betonten [ɛ] aufgewertet wird. Dies bildet dann ein Element, das den Klangeindruck des Fremdartigen, nicht Authentischen bestärkt.
Weil Ungarisch ebenso wie Deutsch eine akzentzählende Sprache ist, gibt es rhythmische Ähnlichkeiten zwischen den Sprachen. Nebenakzente werden aber im Ungarischen vergleichsweise stärker gesetzt. Dies gilt sowohl für einzelne Wörter als auch für Akzentgruppen. Es empfiehlt sich, die stärkeren Kontraste zwischen betonten und unbetonten Silben, Wörtern und Satzteilen im Deutschen und die damit verbundenen Reduktionen und Raffungen herauszuarbeiten. Der Wortakzent ist im Ungarischen fest und liegt – auch bei Fremdwörtern – stets auf der ersten Silbe. Deswegen fällt es Lernenden mit Ungarisch als Erstsprache im allgemeinen schwer, sich auf den freien Wortakzent im Deutschen einzustellen. Dieser ist zwar vorwiegend stammsilbenorientiert, so daß der Akzent häufig, jedoch nicht generell, auf der ersten Silbe liegt.

Ungarisch verfügt über ein reich differenziertes Vokalinventar. Es gibt lange und kurze Vokale wie im Deutschen, und auch die ö- und ü-Laute sind vertreten, aber im Unterschied zum Deutschen sind nicht alle langen Vokalen geschlossen und gespannt und nicht alle kurzen offen und ungespannt, wenn man von [ɛ:] absieht. Deutschlernende mit Ungarisch als Erstsprache haben also weniger Probleme, lange und kurze Vokale an sich zu unterscheiden, als vielmehr den spezifisch deutschen Klang mit den Merkmalpaaren lang/geschlossen und kurz/offen zu imitieren. Viele begnügen sich damit, den entsprechenden Vokal im Deutschen durch das muttersprachliche Pendant zu ersetzen. Dies ist zwar nicht direkt falsch, ergibt aber einen fremden Akzent.

Ob solche Substitutionen toleriert werden, hängt auch hier vom Lernziel ab sowie vom Ehrgeiz der Lernenden. Jedoch darf der Schwa-Laut [ə], der im Lautinventar des Ungarischen nicht vorkommt, nicht durch [ɛ] ersetzt werden.

Im Gegensatz zum Deutschen können Konsonanten in der Aussprache des Ungarischen sowohl einfach als auch verdoppelt auftreten. Es handelt beim zweiten Fall um das Phänomen der sogenannten Gemination, die oft auch zu Aussprachefehlern führt. Daß im Deutschen die Vokallänge nicht konsequent und – wenn überhaupt – mit anderen Mitteln (wie Doppelvokal, Dehnungs-h oder -e) signalisiert wird und daß Doppelkonsonanten nicht für lange Konsonanten stehen, sondern im Gegenteil auf die Kürze des vorausgehenden Vokals hinweisen, kann durchaus zu Verwirrung führen. Ansonsten sind sich die Konsonanteninventare beider Sprachen ähnlich: Die deutschen Laute [x] und [ç] kommen im Ungarischen nicht oder nur sporadisch vor. Wichtig ist weiterhin zu lernen, daß <r> nicht gleich [r] ist, sondern im Deutschen in bestimmten Positionen reduziert oder elidiert wird. Zu beachten ist, daß die Explosivlaute im Ungarischen nicht aspiriert werden, daß im Gegensatz zum Deutschen Leniskonsonanten auch im Auslaut stehen können und daß im Ungarischen anders als im Deutschen Assimilationen regressiv verlaufen. Auch daraus können sich Interferenzfehler ergeben. Auf die Aspiration der Explosive, die Auslautverhärtung und die progressive Assimilation muß deswegen besonders geachtet werden. Darum ist auf die sorgfältige Behandlung der Phonem-Graphem-Beziehungen großer Wert zu legen.[33]

6. Methodisch systematisches Vorgehen

Allgemein erscheint es wünschenswert, mit der Schulung zu einem möglichst frühen Zeitpunkt zu beginnen, weil die Gefahr der Fossilisierung in der Aussprache besonders groß ist. Dafür könnte ein phonetischer Vorkurs sehr nützlich sein. Später hingegen sollte die Ausspracheschulung nicht isoliert stattfinden, sondern integriert in die Arbeit an Texten und Themen.[34]

Phonetische Korrekturen werden mit wachsender Sprachbeherrschung schwieriger und haben dann weniger Aussicht auf Erfolg. Das zeigt ja auch das karikierende Eingangsbeispiel mit den vergeblichen Bemühungen Heiner Geißlers. Eine gute Einstiegsmöglichkeit bietet die Erfassung von Aussprachefehlern mit Hilfe eines individuellen Analyserasters wie dem folgenden:[35]

Diagnose für: (Name)	Datum
Laute:	
Längen-Kürzen:	
Wortbetonung:	
Satzbetonung:	
Intonation:	
Beurteilung insgesamt:	
Bitte achten Sie besonders auf:	

Die sich an die Diagnose anschließenden Vorschläge zur Korrektur von Einzellauten zeigt das folgende Beispiel:[36]

Graphem	Laut	Beispiel	Fehleranalyse	Korrekturvorschlag	Korrektursatz
<e>	[ə]	besuchen Klasse	wird wie [e] gesprochen, weil die Silbe betont wird	akzentuierte Silben überbetonen und Silben mit [ə] in ihrer unbetonten Stellung belassen schnell vorsprechen	Lotte besucht ihre Tante in Lüneburg. Gefällt Ihnen das große Gemälde?

Wichtige, motivierende Funktion kann der Einsatz einer Lernerkassette haben, auf der zu Beginn des Unterrichtsprozesses und dann später in regelmäßigen Abständen z.B. im Sprachlabor die Aussprache aufgezeichnet wird. Dadurch lassen sich auch die Lernfortschritte überprüfen, die ja bei der Aussprache sonst nur sehr schwer feststellbar sind. Diese Kassette kann des weiteren für individuelle Hör- und Sprechübungen zu Hause dienen.[37] Die Arbeit mit Kassetten- oder Videorecorder ist überdies von Vorteil, weil sie die Möglichkeit der stereotypen Reproduzierbarkeit von gesprochener Sprache bietet.

Strittig ist die Frage, ob für den Ausspracheunterricht die sogenannte Lautschrift vermittelt werden soll oder nicht. Einerseits stellt ihre Einführung zunächst eine zusätzliche Belastung dar. Andererseits lassen sich dadurch aber die z. T. komplizierten Phonem-Graphem-Beziehungen[38] leichter erfassen und auch die Lautwerte, die die Normalschrift nicht angibt, so daß die Arbeit mit Transkriptionen zweckmäßig erscheint. Außerdem bildet die Einführung des Internationalen Phonetischen Alphabets auch die Voraussetzung für die

Arbeit mit Aussprachewörterbüchern.[39] Einen guten Ansatzpunkt für die Einführung der Transkription bietet eine Übung aus dem Lehrbuch *Stufen*[40] mit dem Titel *Reise nach Phonetien*:

1. Reise nach Phonetien

Dr. Scriptorius kommt nach vielen Jahren aus dem Ausland in die Bundesrepublik zurück. Er kommt auf dem Flughafen Frankfurt an. Aber Wast is das? Überall sieht er eine freude Schrift: fraŋkfœʁt flu:kha:fən ɪntenatsɪon:lə ankʊnft, aɪngaŋ aɪne frɛmde Sprache? Naɪn, das ist ja dɔʏtsch, wie man ɛs spricht!

Baim Warten auf das Gepɛck fragt er aine Frau.
„ja wissen Sie das dɛnn noch niçt", antvortet sie, „wir haten aine Revolutsion!"
„aine Revolutsion?"
„Ja, abɐ kaine politische – naɪn, aine ʃriftrevolutsion, alle ʃulkindɐ haben ainen Generalʃtraik gemaxt ʊnt gegen die alte ʃrift protɛstiɐt. Sie sint ainfax niçt meɐ tsʊuɐ ʃule gegangen. Sie vɔllten ʃraiben vie man ʃpriçt, zi: vɔllten nɔʏə ʊnt viçtigə dinge lɛrnən niçt nuɐ buxʃtabən ʊnt væerte y:bən."
„virkliç"
„ja, ʊnt di Regi:rʊng kɔnntə niçt allə ʃulen ʃli:sən. di kindɐ dʊrftən ja niçt dʊmm blaiben ʊnt di le:rɐ dʊɐftən niçt aɐbaitslos zain. alzo mʊstə di regi:rʊng di nɔʏə ʃrift aktsɛpti:rən. di kindɐ habən'ain gro:səs fɛst gəmaxt, ʊnt dann zint zi vido ɪn di ʃu:lə gəgaŋen. jɛtst hat ni:mant meɐ proble:mə mit dem rɪçtigən ʃraibən.
'ʊnt vɪsən zi, veɐ bəzɔndɐs glʏkliç va:ɐ? 'alə 'aʊslɛndɐ!

Bei dieser Übung ist bedauerlich, daß die gute Idee durch Inkonsequenz und Fehler in der Umsetzung beeinträchtigt wird. Dieses Manko ließe sich dadurch beheben, daß im Anschluß an die Übertragung in Normalschrift die folgende Aufgabe lauten könnte, eine korrigierte Fassung der phonetischen Variante zu erstellen.

Im Zuge der Bewußtmachung phonetischer Fehler sind verschiedene Verfahren möglich. Neben dem gezielten Hören kann dies auch über Visualisierungen erfolgen durch die Benutzung von Spiegeln beim Sprechen, durch Röntgenaufnahmen, Sagittalschnitte, Lippenbilder, Palatogramme und Modelle[41] oder auch durch eine vorgehaltene Hand oder eine brennende Kerze, wenn man z.B. die Behauchung deutscher Konsonanten illustrieren will. Aber auch die taktile Wahrnehmung sollte einbezogen werden, indem man die Sprachlerner die Vibration des Kehlkopfes bei stimmhaften Lauten oder das Entweichen des Luftstroms durch den Nasenraum bei Nasalen fühlen läßt.

Das gezielte Hören erfolgt oft am günstigsten in Verbindung mit der Imitation des Gehörten durch die Lerner, indem sie nachsprechen, was die Lehrperson vorgesprochen oder von einer Kassette vorgespielt hat. Dabei ist die Kontrastivierung einzubeziehen, indem verwandte Phoneme der Erst- und der

Zielsprache vor- und nachgesprochen werden. Dabei kann die Einbeziehung von Minimalpaaren[42] oder kontrastierenden Wortpaaren[43] helfen. Doyé[44] schlägt eine Reihe verschiedener Übungsformen vor:

- Den Lernern wird zu gezielten Phonemübungen im Satzkontext ein Text vorgesprochen. Sie sprechen den Text nach:
  Haben Sie ein Zimmer mit Bad? [ts]
  Schieben Sie doch nicht so! [ʃ] [x]

- Den Lernern wird zu gezielten Phonem- oder Wörterübungen ein schriftlicher Text vorgelegt. Sie lesen den Text laut vor.
  Siehst du, da drüben hat soeben ein ['zi:st]
  Ozeanriese angelegt; die ['o:tse:a:n]
  Zollbeamten gehen gerade an Bord.
  Für die gezielte Übung bestimmter Phoneme bieten sich Zungenbrecher wie:
  Die Katze tritt die Treppe krumm.
  Herr von Hagen, darf ich fragen, welchen Kragen Sie getragen, als Sie lagen krank am Magen im Spital von Kopenhagen?
  oder mnemotechnisch ausgerichtete Merksätze[45] wie:
  Der Hofhund Hasso hetzt Hühner und Hennen hin und her.

- Den Lernern werden zur gezielten Übung von Phonemen Zahlen in Form von Ziffern präsentiert. Sie lesen die Zahlen laut vor. Dabei ist von Vorteil, daß Zahlen fast alle kritischen Phoneme enthalten und auch gut zur Prüfung der Aussprache herangezogen werden können.

- Den Lernern werden Bilder vorgelegt. Sie sprechen die Bezeichnungen der dargestellten Gegenstände aus. Unter der Voraussetzung, daß die Lerner die Bedeutung der Wörter kennen, kann die Aussprache durch das Benennen von Gegenständen geprüft werden.

- Den Lernern werden Paare von Wörtern vorgesprochen. Sie notieren, ob es sich um gleiche oder verschiedene Phoneme handelt:

  groß – rot; Ton – Topf; von – komm; Kopf – Kohl; Sohn – Sport; Brot – schon; Hund – Huhn; Mund – Mond

- Den Lernern werden Wörter vorgesprochen. Sie unterscheiden die Phoneme in den Wörtern, in dem sie sie nach erkanntem Phonem in Spalten eintragen:

/d/ wie in <Ader>	/t/ wie in <Atem>
radeln, lebendig, wandern, ...	raten, Verwandter, Gegend, ...

- Den Lernern werden Wörter vorgesprochen, und dazu wird ihnen das dazu gehörige Schriftbild vorgelegt. Sie unterscheiden die Phoneme in den Wörtern und tragen die Wörter je nach erkanntem Phonem in Spalten ein:

/x/	/ç/
acht, Dach, Tochter, ...	mich, Gesicht, echt, ...

- Den Lernern werden geschriebene Wörter vorgelegt. Sie erkennen die Ausspracheunterschiede in den Wörtern und tragen sie je nach Aussprache in Spalten ein:

/ts/	/s/ (stimmlos)	/z/ (stimmhaft)
hetzen, Zeitung, reizen, ...	fleißig, Kreis, beißen, ...	seit, leise, Reise, ...

- Den Lernern werden Wörter mehrmals vorgesprochen, dabei einmal in falscher Aussprache. Sie identifizieren die falsch gesprochenen Versionen und markieren sie in einem Schema.

Gehörter Text:	Welche Version war falsch?
müde – müde – müde – miede	a – b – c – d
es ist – es ist – esist – es ist	a – b – c – d
wohnen – wohnen – wohnen – wonnen	a – b – c – d
mein – meun – mein – mein	a – b – c – d

Ehnert[46] schlägt u.a. vor, anhand eines authentischen Hörfunkmitschnitts die Lerner in ihnen vorgelegten Wörtern die Wortakzente bzw. in Sätzen die Satzakzente markieren zu lassen:

- Die Lerner hören den folgenden Text und markieren, wo sie die am stärksten betonte Silbe hören:

> Nun sind wir in der Fragestunde hier in der Bahnhofstraße in Hattingen. Ich freue mich, daß Sie trotz dieses schlechten Wetter so zahlreich erschienen sind. Offenbar

sind die Hattinger tatsächlich sehr gut, was die Anteilnahme an ausländischen Problemen angeht. Wir sehen das hier sehr deutlich. Jetzt stell ich Ihnen erstmal alle Leute vor, die Ihnen Antwort auf ihre Fragen geben wollen.

– Die Lerner hören folgende Wörter und markieren die betonte Silbe:

Fragestunde	Wetters	wirklich
Bahnhofstraße	zahlreich	offenbar
Hattingen	erscheinen	...

7. Schlußbemerkung

In der eingangs erwähnten *Erklärung zur Stellung der Phonetik im Bereich Deutsch als Fremdsprache* fordern die Gesellschaft für Angewandte Linguistik und das Goethe-Institut:

- daß mehr phonetische und phonetisch-didaktische Forschungsprojekte durchgeführt und deren Ergebnisse für die Unterrichtspraxis nutzbar gemacht werden sollen,
- daß Lehrende durch systematische Fortbildungsmaßnahmen befähigt werden müssen, theoretisch begründet und methodisch variabel mit phonetischen Problemen umzugehen,
- daß Curricula und Lehrwerke für den Unterricht DaF der Ausspracheschulung den ihr angemessenen Stellenwert einzuräumen haben, Phonetik Unterrichtskomponente und -prinzip sein müsse und in mündlichen Prüfungen auch die Ausspracheleistung zu bewerten sei,
- daß mehr spezifische Lehrmaterialien für den Phonetikunterricht erstellt werden und dafür auch Tonträger, Videokassetten und Computerprogramme einbezogen werden sollen.

All diese Forderungen sind ohne Zweifel auch für Ungarn gültig.

Anmerkungen

[1] Dieser Artikel beruht auf einem Vortrag, den ich am 20. 02. 1993 auf der Jahrestagung des Ungarischen Deutschlehrerverbandes gehalten habe.

[2] DOBEL, R. (Hrsg.): *Lexikon der Goethe-Zitate.* Augsburg 1991, S. 41.

[3] DIELING, H.: Bericht zur Fachtagung *Phonetik, Ausspracheschulung und Sprecherziehung im Bereich Deutsch als Fremdsprache.* In: *Deutsch als Fremdsprache* 2, 1991, S. 121 f; S. 121.

[4] CAUNEAU, I.: *Reden – Brummen – Sprechen. Angewandte Phonetik im Unterricht Deutsch als Fremdsprache.* Stuttgart 1992

[5] GÖBEL, H. & H. GRAFFMANN & E. HEUMANN: *Ausspracheschulung Deutsch. Phonetikkurs.* Inter Nationes 1991

[6] HIRSCHFELD, U.: *Einführung in die deutsche Phonetik. Videokurs mit Begleitheft.* Ismaning 1992

[7] Einige Beispiele dazu hat CAUNEAU (a.a.O. 1992, S. 15 ff.) zusammengestellt. Ein detailliertere Analyse des Problems findet sich bei:
HIRSCHFELD, U.: *Untersuchungen zur phonetischen Verständlichkeit Deutschlernender.* Diss.B., Halle 1990
HIRSCHFELD, U.: *Phonetische Normabweichungen als Problem der Rhetorik.* In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 18, 1992, S. 363-372.

[8] EHNERT, R.: *Ausspracheschulung in der Deutschlehrerausbildung.* In: *Einführung in die Didaktik des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache.* Baltmannsweiler (im Druck).

[9] HIRSCHFELD, U.: *Verständlich sprechen.* In: *Deutsch als Fremdsprache* 3, 1991, S. 156-160; S. 158.

[10] LICHTENBERG, G. C.: *Aphorismen.* Stuttgart 1987, S. 51.

[11] DIELING, H.: *Nicht bagatellisieren. Phonetische Fehler im Fremdsprachenunterricht.* In: *Deutsch als Fremdsprache* 2, 1991, S. 111-115; S. 113.

[12] zitiert nach: DIELING 1991, a.a.O., S. 113.

[13] AHOUA, F.: *Die Rolle der deutschen Prosodie in der Praxis des Fremdsprachenunterrichts.* In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 14, 1988, S. 418-436; S. 433.

[14] STÖLTING, W.: *Affektive Faktoren im Fremdsprachenerwerb.* In: Apeltauer, E. (Hrsg.): *Gesteuerter Zweitspracherwerb. Voraussetzungen und Konsequenzen für den Unterricht.* München 1987, S. 99-110; S. 102.

[15] zitiert nach: STÖLTING: a.a.O. 1987, S. 103.

[16] STÖLTING: a.a.O. 1987, S. 107.

[17] DIELING, H.: *Phonetik im Fremdsprachenunterricht Deutsch.* München 1992, S. 19.

[18] DÜRR, M. & P. SCHLOBINSKI: *Einführung in die deskriptive Linguistik.* Opladen 1990

[19] GREWENDORF, G. & F. HAMM & W. STERNEFELD: *Sprachliches Wissen.* Frankfurt am Main 1990

[20] PELZ, H.: Linguistik für Anfänger. Hamburg 1987

[21] RAUSCH, R. & I. RAUSCH: *Deutsche Phonetik für Ausländer.* Berlin 1991

[22] *Duden Aussprachewörterbuch: Wörterbuch der deutschen Standardaussprache.* Mannheim 1990

[23] BÜRKLE, M.: *Wie sieht ein „phonetisches Minimum" des Deutschen aus?* In: *Deutsch als Fremdsprache* 1, 1993, S. 28-32; S. 29.

[24] Neben neueren linguistischen Arbeiten zu Aussprachephänomenen wie denen von Auer (AUER, P.: *Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache.* Berlin 1990) oder Hirschfeld (HIRSCHFELD: a.a.O. 1990) gibt es auch einige Vergleiche von Phonem- und Graphemsystemen anderer Sprachen mit dem Deutschen. So hat Dieling (DIELING: a.a.O. 1992, S. 66-120.) aus dieser Perspektive einen Überblick über dreißig Sprachen vorgelegt. Weitere Untersuchungen beziehen sich auf Dänisch (COLLIANDER, P.: *Kontrastive deutsch-dänische Phonetik aus dänischer Sicht.* In: *Deutsch als Fremdsprache* 1, 1993, S. 40-44.), Laotisch (DIELING, H.: *Probleme der deutschen Phonetik für Sprecher asiatischer Tonsprachen.* In: *Deutsch als Fremdsprache* 1, 1993, S. 35-39.) und Polnisch (HENTSCHEL, G.: *Vokalperzeption und Natürliche Phonologie. Eine kontrastive Untersuchung zum Deutschen und Polnischen.* München 1986; Poskarbi, M.: *Polnisch-deutsche Interferenz im Bereich der Aussprache und systematische Ausspracheschulung in Deutsch als Fremdsprache.* In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 6, 1992, S. 678-691.).

[25] EHNERT: a.a.O.

[26] HIRSCHFELD, U.: *Besser wenig als nichts? Anmerkungen zum Konzept vom „phonetischen Minimum".* In: *Deutsch als Fremdsprache* 1, 1993, S. 32-34; S. 33.

[27] DIELING: a.a.O. 1991, S. 112.

[28] RAUSCH & RAUSCH: a.a.O. 1991, S. 52 ff.

[29] EHNERT: a.a.O.

[30] Ebenda

[31] DIELING: a.a.O. 1991, S. 114; Dieling: a.a.O 1992, S. 22 f.

[32] zit. nach: DOBEL: a.a.O. 1991, S. 41.

[33] DIELING: a.a.O. 1992, S. 116 f. Nach einer mündlichen Mitteilung von Frau Dr. Ursula Hirschfeld ist die Neuauflage von noch in der DDR herausgegebenen Lehrmaterialien zur kontrastiven Ausspracheschulung Deutsch-Ungarisch im Dümmler-Verlag/Bonn geplant.

[34] EHNERT: a.a.O.

[35] EHNERT: a.a.O.; vgl. dazu auch RAUSCH & RAUSCH: a.a.O. 1991, S. 70 ff.

[36] CAUNEAU: a.a.O. 1992, S. 71.

[37] EHNERT: a.a.O.

[38] RAUSCH & RAUSCH: a.a.O. 1991, S. 34 ff.

[39] DIELING, H.: a.a.O 1992, S. 24, 27 f.

[40] VORDERWÜLBECKE, A. & K.: *Stufen 2 – Orientierung im Alltag.* München 1987, S. 177.

[41] EHNERT, R.: *Ausspracheschulung.* In: EHNERT, R. (Hrsg.): *Einführung in das Studium des Faches Deutsch als Fremdsprache* 2., überarb. Aufl. Frankfurt am Main 1989, S. 91-113; S. 107.
RAUSCH & RAUSCH: a.a.O. 1991, S. 73 ff.

[42] DIELING: a.a.O. 1992, S. 28 f.

[43] SPERBER, H.: *Mnemotechniken im Fremdsprachenerwerb.* München 1989, S. 146.

[44] DOYÉ, P.: *Typologie der Testaufgaben für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache.* Berlin 1988, S. 190-198.

[45] SPERBER: a.a.O. 1989, S. 146.

[46] EHNERT: a.a.O. 1989, S. 108 ff.

Werkstatt

Werkstatt

József Grudl (Veszprém)

Die Wiener Sappho[1]

Einführung in die Erforschung der Gestalt

Zu Lebzeiten der österreichischen Dichterin Gabriele von Baumberg (1766-1839) waren von ihr neben den zahlreichen Publikationen in Zeitschriften, Almanachen, Sonderabdrucken auch drei Lyrikbände erschienen.[2] In den 155 Jahren, die seit ihrem Todesjahr verflossen sind, wurde jedoch kein einziger mehr aufgelegt. Eine Ausnahme in der Wirkungsgeschichte von Baumberg bildet der Versuch von István Péter Németh, einige Gedichte der Wiener Dichterin im Auftrag der Stadtbibliothek von Tapolca ins Ungarische zu übersetzen und sie in einem selbständigen Band zu veröffentlichen.[3] Die freien Übertragungen dieser Auswahl stellen zwar eine anzuerkennende Leistung dar, sind jedoch fast allein dem künstlerischen Vermögen von Németh zuzuschreiben. Der Vorzug dieser Sammlung besteht eher in dem sensiblen Nachempfinden der ganz eigenen Kulturwelt „Altwiens" (in die Gabriele von Baumberg ohne Zweifel gehörte), als in dem genauen Nachleben der ursprünglichen Intentionen der Lyrikerin. Németh wird durch seine Empathie zu einer Rekonstruktion von solchem Maße hingerissen, daß er im Namen der nun imaginären und von ihm mit Erfolg reaktivierten Gestalt ein Gedicht niederschreibt, das er dann seiner bilingualen Sammlung voranstellt.[4] Obwohl in dem erwähnten Gedicht bereits der ungarische Dichter János Batsányi (der spätere Ehegatte der Dichterin) angesprochen wird, sollte man dieses Vorgehen Némeths nicht unbedingt ablehnen. Batsányis Erstbegegnung mit der Baumberg (im Dezember 1799) erfolgte zwar nachgewiesenermaßen erst nach der Zusammenstellung jenes Buches, aus dem der Nachdichter von Tapolca seine Texte zur Adaption auswählte, aber das Werk könnte man aufgrund seiner gehobenen Stimmung für ein authentisches Motto des Baumbergschen Jugendschaffens halten. Bereits der Titel des Textes (*Die österreichische Sappho*) geht nämlich auf eine zeitgenössische Bezeichnung des Ästhetikers Ignatz Liebel zurück, dessen fast hymnisch formulierte Strophen ebenfalls in den besprochenen ersten Lyrikband mit aufgenommen worden sind. Liebel selbst beginnt seinen Lobgesang mit den berühmt gewordenen Worten, die seitdem untrennbar mit dem Namen Baumberg verbunden sind:

> Du Sappho Wiens, in deren holden Blicken
> Der Dichtkunst und der Liebe Feuer brennt,
> Die mit dem Lorbeer selbst die Musen schmücken,
> Und Amor mit der Myrthe krönt!

Du Einige aus Tausend! Gabriele!
Die edler die Natur und Schönheit fühlt,
Und Liebe sanft melodisch in die Seele
Des Jünglings von der Laute spielt![5]

In seiner versifizierten Kritik drückt Professor Liebel im Grunde die Ansichten einer breiten Öffentlichkeit aus. Das Fräulein wäre demnach eine seltsame Person: als Weib sei sie wenn auch nicht die einzige, immerhin eine unter sehr wenigen, die sich der Leier bedienen. In dem oben genannten Zitat wird damit auch gesagt, daß sich zu ihrer imposanten Erscheinung ein entsprechender Intellekt gesellt, der natürlich den besonderen Ansprüchen und Vorstellungen, sowie – der Rollenverteilung und Logik der Aufklärung gemäß – der femininen Persönlichkeit entspricht.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, vor allem das josephinische Jahrzehnt, war auch in Wien die Zeit der Verbreitung der aufklärerischen Ideen. Das hat seine Gründe in der Sozialisierung der aufklärerischen Bildung: in diesem Zusammenhang ist als ein charakteristisches Beispiel die große Rolle der literarischen Salons bis in die Epoche des Biedermeiers hinein zu erwähnen. Ohne Beteiligung von gebildeten Frauen war das nicht vorstellbar. Aus dieser Tatsache folgte die allmähliche Herausbildung von Autorinnen, die sich schon in erster Linie mit Literatur beschäftigten, und die dann später, etwa in der Romantik als autonome Typen auftraten. Deswegen dürfen wir Gabriele von Baumberg keinesfalls als eine isolierte, beispiellose Erscheinung betrachten, obwohl die allgemeinen Möglichkeiten für eine geistige Bildung der Frauen damals noch in vieler Hinsicht sehr mangelhaft waren. Eine Charakterisierung, die sich auf die Bildungsansprüche der Damenwelt bezieht, geht ebenfalls aus dem Gedicht von Liebel hervor. Daß es sich hier nebenbei um die Verherrlichung von Baumberg handelt, versteht sich von selbst:

Wer lehrte dich, durch sanfte Zaubertöne
Das Herz zu wenden, wie es dir gefällt,
In einem Lande, wo sich noch die Schöne
Mit Feenmärchen unterhält?

Wo sie bey Gaukelspiel und Kasperlade
Und Hetze sich, wie bey Galotti freut,
Indess sie nur der Schmink und der Pomade
Die Stunden ihrer Bildung weiht.[6]

Die *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte* von Nagl-Zeidler-Castle, die wichtigste Darstellung und sekundäre Quelle der Literatur dieser Epoche, nennt die Dichterin in diesem Sinne eine Vertreterin früher emanzipatorischer Gedanken.[7] Derselbe Gedanke ist von Liebel als Lob gemeint, und Anerkennung findet sich auch in den zahlreichen Widmungsgedichten der zeitgenössischen

Schriftsteller. Es gibt eine ganze Reihe von Werken, anhand deren Interferenz man ein fast vollständiges Bild von Baumbergs literarischen Anknüpfungspunkten entwerfen kann. Die allerwichtigsten Zeitgenossen sind da: Johann Baptist von Alxinger unternimmt den Versuch, die hohen Bestrebungen der Dichterin zu verteidigen.[8] Eine Epistel von Caroline Pichler enthält wichtige Informationen über die gemeinsame Kindheit.[9] Joseph Franz Ratschky spricht die sowohl ihrer körperlichen Reize als auch ihres lyrischen Talents wegen Verehrte mit dem schmuckvollen Ausdruck „Die schöne Sängerin am stolzen Isterfluss" an.[10] Diese Liste könnte endlos fortgesetzt werden.

Die kritische Beurteilung der Jugendjahre der Lyrikerin, ihre frühe Rezeption ist dementsprechend einhellig positiv. Desto schwerer läßt sich unter solchen Umständen verstehen, warum die Nachwelt Persönlichkeit und Lebenswerk so hart behandelt und praktisch das gesamte Schaffen völlig vergessen hat. Die Veränderungen in der schriftstellerischen Existenz von Baumberg muß man also auch deshalb bis ins kleinste gehend, Schritt für Schritt verfolgen, weil der Schatten von der Seite des mit dem persönlichen Schicksal des Gatten (Flucht, Vertreibung) eng verbundenen Lebens bereits in der zweiten Hälfte ihrer Laufbahn immer größer wurde.[11] In einer solchen Situation, die sich im Laufe der Zeit bis ins Extreme verschlechtert hat, steht der heutige Forscher vor der Aufgabe, die Gestalt samt ihren Werken unter Schichten der Vergessenheit erst einmal auszugraben und dementsprechend zu identifizieren. Mit der Arbeit der Interpretation kann er erst später beginnen.

Untersucht man die Ergebnisse ungarischer literaturhistorischer Äußerungen einerseits und die der österreichischen Forschung sowie der kritischen Publizistik andererseits, so scheint der Prozeß einer Interpretation ihrer Werke noch nicht vollzogen zu sein. Natürlich ging es im wesentlichen nicht darum, mit welchen Methoden das wirkliche Gewicht des Lebenswerkes der Wiener Dichterin festgestellt werden könnte. In Ungarn ist es mindestens eine weit und breit bekannte Tatsache, daß Gabriele von Baumberg die legendäre Gattin eines unserer wichtigsten politischen Schriftsteller gewesen war, die sich durch Treue und Selbstaufopferung ausgezeichnet hatte und deren Büste am Ufer des Tapolcaer Schwanenteiches – neben der ihres Mannes – zu finden ist.

In der Überlieferung der ungarischen Literaturwissenschaft hatte sich Gabriele von Baumberg auf diese Weise einige Zeilen auf ewig gesichert. Nach tieferen Kenntnissen sucht man aber in der umfangreichen einheimischen Fachliteratur vergebens. Ein ähnliches Unternehmen erwiese sich hinsichtlich der österreichischen Veröffentlichungen ebenfalls fast als verfehlt.[12] Während man auf der ungarischen Seite nach der Lektüre dieser Schriften seine höchste (übrigens hoffnungslose) Berufung zumindest in der Ausrottung der mythischen Verklärung von ethisch-menschlicher Haltung und Ereignissen der beispielhaften Ehe sehen kann, fehlt eine endgültige Analyse des dichterischen Schaffens auf beiden Seiten. Nicht einmal die Beschreibung der als Batsányi-Periode (1799-1839) bezeichneten Zeit liegt vor, obwohl der Einfluß,

den der markant-eigensinnige Mann auf das Schaffen seiner Frau ausübte (wie seine ästhetische Einstellung die entsprechende Widerspiegelung in der Dichtung von Baumberg fand), nahezu eine selbständige Domäne darstellen könnte. In Wirklichkeit kümmerte sich dennoch kaum jemand um die eigentliche Leistung der Dichterin. Auf österreichischer Seite begrub man sie samt der ganzen josephinischen Literatur (eine auf die Einzelheiten eingehende Erforschung dieser Epoche begann erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts), die ungarische Seite begnügte sich dagegen mit der Schilderung ihres Lebenslaufes.

Ein Schicksal zwischen Dichterdasein und „Hingabe"

Die Gestalt der Dichterin ist heute sehr wenig bekannt. Es kann also nur aus einer komplexen Schilderung ihrer Lebensereignisse hervorgehen, daß die vorliegenden Erörterungen nicht von einem literarisch letzten Endes unexistenten Dichterphantom handeln.

Am 24. März 1766 geboren, war Gabriele von Baumberg derjenigen gesellschaftlich und kulturell bedeutenden Oberschicht angehörig, deren Vertreter die führenden Positionen am Wiener Hof bekleideten. Der Vater, Johann Florian von Baumberg, wirkte zuerst als Hofsekretär, später wurde er zum Direktor des Hofarchivs ernannt. Die Mutter Christiane Marie, eine geborene Rodius, war ebenfalls adliger Abstammung wie ihr Gatte. Sie heirateten 1761, hatten vier Kinder, von denen ihnen aber – wegen des frühen Todes der anderen – nur das dritte, die spätere Dichterin, erhalten blieb. Ihre Situation als Kind war in der Familie sehr vorteilhaft, wo übrigens auch die Möglichkeit zu einer verhältnismäßig hohen Bildung und die finanzielle Stabilität gesichert waren. Vater Baumberg war ein sensibler Mensch, daneben ein fleißiger Beamter, dessen Zeit neben seinen Pflichten als Familienoberhaupt auch noch für die Unterstützung und den Genuß der Künste (Literatur und Musik) ausreichte. Im Gegensatz dazu könnte die Mutter als kein ausgesprochener Mensch des Herzens, eher als eine streng rational eingestellte Frau charakterisiert werden. Natürlich liebte sie ihre Familie, war aber bemüht, die kleine Gabriele auf die praktischen Vorteile und Aufgaben des Lebens vorzubereiten. Einen Einfluß auf die geistig-seelische Entwicklung der Tochter konnte sie nicht ausüben. Zu bedenklichen Konflikten zwischen Mutter und Tochter führte zum Beispiel die Tatsache, daß Frau Baumberg als potentiellen Bräutigam ihres Kindes eher einen reichen, aber sittenlosen und derben Polizeikommissar hätte annehmen können, als den von Gabriele auserwählten Mann. Diese an und für sich tragische Situation stellt den wichtigsten Ausgangspunkt des seelisch tiefen Jugendschaffens dar.

Die Einzelheiten der Bildung des kleinen Kindes sind uns bekannt. Eine öffentliche Schule besuchte es nie, nach zeitgenössischer Auffassung war das aber im Fall eines Mädchens sowieso nicht unbedingt erwünscht. Unter den Umständen in der Familie Baumberg konnten sich ja Verstand und Gefühlsle-

ben vielseitig entwickeln. Die Fähigkeiten des Lesens und Schreibens brachte der Archivar seiner Tochter persönlich bei. Als sie vier Jahre alt war, kannte sie die Fabeln von Gellert auswendig. Es zeigten sich auch später keine Probleme auf diesem Gebiet. Als eine fleißige Schülerin, die Wert darauf legte, das vorgeschriebene Pensum genau abzuarbeiten, lebte Gabriele im väterlichen Haus. Laut einer Anekdote konnte das gute Beispiel in dem kleinen Kind den Geist der Pflichterfüllung in solchem Maße erwecken, daß es – wenn der zu Hause angekommene Vater mit seiner Leistung nicht zufrieden war – ihm den Rohrstock selbst entgegenbrachte.

Ob es wahr ist oder nicht, weiß niemand. Auf jeden Fall kann man aber belegen, daß es im Hause sowohl Tanzunterricht als auch einen alten Klaviermeister gab. Gabriele von Baumberg war erst zwölf Jahre alt, als die elterliche Fürsorge sie mit anspruchsvollerer Lektüre versah. Konkrete Hinweise existieren diesbezüglich nicht, es ist aber mit Recht anzunehmen, daß man sich hier eine gewisse Parallelität mit dem Bildungsweg der Caroline Pichler vorstellen kann.[13] Außer den Gellertschen Werken spielten hier die Idyllen Geßners, einige Gedichte und Übersetzungen von Voss (überhaupt die des ganzen Hainbund-Kreises), natürlich auch die über den jeweiligen literarischen Richtungen stehenden, zu dieser Zeit schon über die immer engeren Grenzen der strenggenommenen Aufklärung hinausweisenden Schöpfungen von Goethe und Schiller eine wichtige Rolle.

Natürlich kann es sich in Wien Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre auch bei diesen letztgenannten Dichtern nur um die Lektüre der Werke handeln, die in ihrer Sturm-und-Drang-Periode entstanden waren. Damit ist auch gesagt, daß neben dem allgemeinen Bildungsrahmen der Aufklärung im Hause Baumberg auf dem Gebiet der schöngeistigen Literatur fast ausschließlich Impulse lebendig waren, die mit der Neuschöpfung einer vielschichtigen und gesteigerten Sensibilität gegenüber der streng intellektuell organisierten Gesellschaft der gebildeten Menschen zu tun hatten. Daraus folgt, daß Gabriele von Baumberg, ein treues Kind ihrer Epoche, mit einer ähnlichen Fragestellung in ihrer Poesie großen, anfangs stürmischen Beifall ernten konnte.

Die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Laufbahn waren aber nicht nur durch die Herkunft und die verhältnismäßig hohe Bildung gegeben, auch die persönlichen Charakterzüge sind in dieser Hinsicht zu schätzen. Innerlich wirkten der Edelsinn und eine Neigung zur Meditation auf die Persönlichkeit, äußerlich waren körperliche Schönheit, außerdem ein vielsagendes Gesicht für das junge Mädchen charakteristisch. Sie war eine angenehme Erscheinung mit blauen Augen und samtweicher Stimme. All dies trug zur Herausbildung ihrer „Volkstümlichkeit" (Berühmtheit) unter den Hofleuten Altwiens bei. Sie wurde eine gefeierte Dichterin, deren Werk heute als literaturhistorisch wichtiges Dokument auch ihre ehemalige Umgebung, die ganze gesellschaftliche Tradition der Kaiserstadt, zumindest einen seltsamen bildungsgeschichtlichen Punkt in ihrer Entwicklung beleuchtet.

Es geht um das josephinische Jahrzehnt, denn die höfischen Maskenbälle schillerten gerade am meisten, als die eigentliche Wirkung von Gabriele von Baumberg um die Mitte der achtziger Jahre begann. In Wien herrschte zu dieser Zeit ein äußerst produktives geistiges Klima, in dem die junge, hübsche und kluge Dame ihr Leben auch ohne Sorgen hätte genießen können; was aber die Hierarchie der Werte betraf, stand bei ihr die Begeisterung für die Schönheit und die vollkommene Denkweise an der Spitze. Die Anwesenheit der wichtigsten Dichter, Künstler und Staatsmänner verwandelte die großen Veranstaltungen und Salonabende zu gesellschaftlich wichtigen Höhepunkten, die natürlich immer mit reger Besprechung der kulturellen Ereignisse verknüpft waren. Vor allem der Mutter der Caroline Pichler, Frau Greiner, ist es zu verdanken – die Gastfreundschaft in ihrem Haus war ja legendenhaft –, daß sich in Wien ein beispielhaft konzentriertes literarisches Salonleben entwickeln konnte. Die Dichter Alois Blumauer, Johann Baptist von Alxinger, Joseph Franz Ratschky, der Historiker Johannes Müller, ferner Heinrich Füger, der Direktor des Belvederes, Joseph Haydn selbst waren die Gestalten, mit denen auch Gabriele von Baumberg eine persönliche Bekanntschaft verband.

Abgesehen von dem konkreten Beispiel der Dichtkunst der beiden Mentoren, Blumauer und Alxinger, ließ Baumberg eine weitere Tatsache mit der Thematik der Liebe beschäftigen. Es war die greifbare Liebe selbst, und zwar – wie bereits erwähnt – in die klassische Situation eingebettet, wo mütterliche Absichten mit dem Ziel der Sicherung einer finanziell geordneten Zukunft und die Ansprüche des Herzens miteinander nicht übereinstimmen konnten. Zur gleichen Zeit warben zwei Männer um die Gunst des Mädchens. Der eine (Polizeikommissar Schosulan) hatte bei Gabriele keine Chance, der andere (ein kleiner Beamter, Adolph Eberl) war der Mutter ein Dorn im Auge. Daraus folgte die totale Zerstörung des jugendlichen Glücks des Mädchens auf der einen Seite sowie eine unerhörte Blüte der leidenschaftlich gefärbten Liebeslyrik auf der anderen.

Von nun an hängt in der Dichtung von Baumberg alles von der unvermeidbaren subjektiven „Höllenfahrt" ab. Einschließlich der ganz frühen Versuche, bestimmen das gequälte Bewußtsein, die trübe Erinnerung (an angeblich schöne Tage) und eine blasse Hoffnung den Ton ihrer Gedichte. Die Neigung zur Problematisierung des Erlebten ist die eigentliche Triebkraft dieser Kunst; die schriftstellerische Laufbahn beginnt schon im Zeichen einer solchen Weltbetrachtung.

Die ersten Reimereien der jungen Dame hatte der stolze Vater dem Dichter Blumauer gezeigt. Der damals einflußreiche Redakteur schickte sie gleich in die Druckerei. Als das eigentliche Debüt der Lyrikerin gilt ein kleines Gedicht in der 19. Nummer der Zeitschrift *Wienerblättchen*, im Jahre 1785. Auf den Durchbruch mußte sie auch nicht allzu lange warten, den brachten ihr einige Texte im *Wiener Musenalmanach*, gleich im darauffolgenden Jahr. Die vollständige Publikationsliste wäre sehr umfangreich. Im Rahmen der vorliegenden

Schrift sollten nur die folgenden Organe erwähnt werden: *Deutscher Merkur, Literatur und Völkerkunde, Österreichischer Taschenkalender.* Sie veröffentlichten in der nächsten Zeit oft Beiträge der jungen Österreicherin.

Die grundsätzliche Veränderung des politisch-gesellschaftlichen Klimas nach 1789 und vor allem nach 1793 (nicht zuletzt im Zusammenhang mit den Interventionskriegen) führte dann leider zur Stagnation im Schaffen der Dichterin. Auch sie schrieb natürlich patriotische Gedichte, aber dieser Ton entsprach der inneren Konstitution ihres Talents überhaupt nicht. Mit der neuen Situation wurde sie nie fertig. Neue Impulse bekam sie erst fast um ein Jahrzehnt später, von seiten ihres zukünftigen Gatten János Batsányi. Im Dezember 1799 hatten sie einander kennengelernt, und die geistige Entwicklung Baumbergs ist von nun an nur noch im Zusammenhang mit dem bedeutenden ungarischen Schriftsteller zu beschreiben. Für die Dreiunddreißigjährige, die früher im Pichlerschen Kreis durch ihre seltsame Weise, „der Liebe Lust und Leid bald in kraftvollen, bald in weich-elegischen Lauten zu singen"[14], Aufsehen erregte, bedeutete die Begegnung und Verbindung mit diesem stürmischen Mann sowohl praktisch als auch ästhetisch ein Verhängnis.

Den schon in die Martinovics-Verschwörung (1795) verwickelten Batsányi hatte man später angeklagt, daß er die Ungarnproklamation von Napoleon (1809) ins Magyarische übersetzt hätte. Deswegen wurde er 1815 verhaftet und nachher bis zu seinem Tod (1845) nach Linz verbannt. Die Folgen des schweren Schicksals teilte natürlich auch Gabriele, die seit 1805 seine Frau war. Das eheliche Glück war für diese Schläge ein Gegengewicht. Daß sie inzwischen außerhalb der Stadt Wien, dem Schauplatz ihrer jugendlichen Erfolge, leben mußte, bedeutete für sie in der Zukunft kein relevantes Problem mehr. Die Quellen der Inspiration erschöpften sich sowieso. Frau Batsányi sah ihre Hauptaufgabe im weiteren darin, den Gatten zu unterstützen, der – wahrscheinlich nicht zuletzt wegen der Aufopferung und Hingabe seiner Frau – noch Wesentliches hervorbrachte.

Eine Führung im Museum veralteter Gedichte

Die wichtigste Sammlung der Jugendlyrik der Dichterin stellt der Band *Sämtliche Gedichte* dar. Um die einzelnen Werke dieses Buches klassifizieren zu können, muß man eine eigene thematische Einteilung treffen. Aufgrund deren lassen sich auf diesen fast dreihundert Seiten, in der Masse der äußerlich ungegliederten Reihe von Texten (Baumberg hatte ihr Buch praktisch ohne Absonderung einzelner Zyklen aufgebaut) folgende Einheiten unterscheiden:

1. Liebeslyrik
   a) Rollengedichte
   b) Der Eberl-Zyklus (ein Quasi-Versroman)

2. Gedankenlyrik
3. Gelegenheitsgedichte
   a) Epistel an Freunde
   b) Familiäre Dichtung
   c) Epigramme
4. Politische Lieder
5. Verserzählungen
6. Übersetzungen
7. Poetische Werke
   a) Selbstzeugnisse
   b) Dichterische Epistel

Hinsichtlich dessen, daß diese Lyrikerin zwar jahrhundertelang unbeachtet war, aber ihr Schaffen dennoch anspruchsvoll und interessant ist, darüber hinaus sich aufgrund der detaillierten Erforschung ihrer Tätigkeit auch im Zusammenhang mit der ganzen josephinischen Kultur allgemeingültige Züge aufweist, scheint die oben angegebene Typologie mit Recht die Basis einer umfangreichen Analyse zu bilden. An dieser Stelle werden nicht alle Einzelheiten besprochen, es sollte hier bloß ein kurzer Überblick der Gedankenlyrik stehen.

Die sogenannten „großen" Gedichte zeigen meist ernsten Charakter. „Ein Zug der Emanzipation lebt in ihnen."[15] Emanzipation ist in diesem Sinne der Anspruch, daß die Dichterin einerseits auf das Recht des hohen Denkens besteht, andererseits das Streben, die Gefühle „frei wie ein Mann" (*Widerruf*), zuerst gestehen zu dürfen – somit ein Vorurteil bestreitend – ausdrückt. Dieselbe Intention ist in dem folgenden Text unverkennbar:

> Schicksal! musstest du mein Herz mit Lieb' erfüllen,
> Mit Liebe für den Mann, der nie die Seufzer stillen,
> Nie Thränen trocknen wird, die mir ausgepresst,
> Und bin ich nie ein Gast bey Amors Wonnefest?
> Lernt ich den edelsten der Männer darum kennen,
> Um stets von ihm verkannt, im Stillen nur zu brennen?
> Soll dieses arme Herz der Jugend beste Kraft
> Verschwenden in dem Streit mit Pflicht und Leidenschaft?
> Und soll ein Mann, wie Er, versehn mit tausend Gaben
> Von tausend Fehlern frei, den Einen Fehler haben:
> Dass er mich Liebe lehrt, die Schülerinn nicht liebt,
> Und durch Entfernung nur die Ruh' ihr wieder giebt?
> (*Fragen an mein Schicksal*)[16]

Voll dramatischer Spannung, heftig, mit authentischer Leidenschaft behandelt Baumberg ihre Lage, in der sie sich nach der Trennung von Eberl befand. Zum Schwung des Textes trägt die gedankliche Konzentration wesentlich bei, deren wichtigstes Element die zielstrebige Schlichtheit der formalen Seite bildet. Die je durch Paarreime verbundenen gedanklichen Einheiten sind in ihrer geschlossenen Ganzheit gültig, sie bewahren aber eine „offene Stelle", an der sich die jeweils nächste Einheit anschließen kann. Auf solche Weise wird der Gang der Logik des Gesagten weitergeführt. Es ist höchst interessant, daß dieses inhaltlich bedeutende Gedicht, in dem die Dichterin das Maximum ihrer Möglichkeiten bietet, nach einer recht einfachen Reimtechnik gebaut ist. In der Tat ist aber die Wirkung, selbst der schwungvolle Ton in hohem Maße dieser plastischen Rhythmik zu verdanken – nicht nur die provokative, damals ungewöhnliche Problemstellung spielt hier eine Rolle.

Das Fortissimo eines folgenden Textes (*Meine Bitte*), überhaupt ist dieses Werk eine besonders intensive Stelle in der Gesamtheit des Gedichtbandes, spielt für einen Augenblick die hoffnungslose Ruhe vor, die aber auch Momente einer selbstbewußten Einstellung nicht entbehrt:

Nicht um ein Marmorschloss voll Pracht
Statt meines Vaters Hütte,
Ihr Götter, nicht um Fürstenmacht
Bestürmt euch meine Bitte;

Nicht um den Beyfall einer Welt,
Die nach dem Schein nur richtet,
Die wahre Treu für Starrsinn hält,
Und Wehmuth für erdichtet;

Um Schönheit nicht, die schnell entzückt,
Und auch so schnell vergehet;
Um Hoheit nicht, vor der gebückt
Ein Schmeichlerhaufen stehet;

Nicht um der ersten Liebe Glück,
Und meiner Jugend Stunden:
Die kehren nimmermehr zurück;
Verschwunden ist verschwunden!

Ich opfre, Götter, eurem Schluss
Ein Glück, das ich besessen.
Doch, weil ich's denn entbehren muss,
So lehrt mich's auch vergessen![17]

Die Dichterin gab zeitweilig die Liebe auf, nicht aber ihr bewußtes Ich. Dies bedeutete auch eine Art Zurückweichen vor der Qual des wahren Liebeskummers. Endgültig war die Sache aber nicht entschieden: Die jetzt ziemlich ruhige, passive Persönlichkeit blieb weiterhin reaktivierbar, sie stand gegenüber einer (neuen) Liebe offen. Baumberg hätte die allgemeine Eintönigkeit ihrer Liebeslyrik schon allein durch dieses formreife Gedicht intensivieren können. Die anderen Texte bedeuten in dieser Hinsicht nur gewisse Ansätze.

Unter dem Titel *Selbstgespräch* liest man ein Werk, das aus drei isolierten Teilen besteht, in denen die Autorin (die) drei verschiedene(n) Daseinsformen des Menschen (selbst)ironisch darzustellen versucht: Die mit Liebe, die ohne Liebe und die sich auf die Ewigkeit konzentrierende. Jede Einheit führt je eine Frage ein, in deren nächsten Nähe auch die adäquate Antwort (des jeweiligen Textteiles) zu finden ist:

> Was ist ein Leben ohne Liebe?
> Ein ödes Dasein, dumpf und trübe,
> Das uns nicht Schmerz, nicht Luft gewährt,
> Das kein Gefühl, als Unmuth nährt;
> [...]
>
> Was ist ein liebevolles Leben?
> Ein langes Fieber, das zuletzt
> Unheilbar wird; ein banges Schweben
> In einem schwanken Schiff, das jetzt...
> [...]
>
> Was soll man also? denn der Leiden
> Giebt's wohl auf beyden Wegen viel;
> Und echte dornenlose Freuden
> Erwarten unser nur am Ziel.[18]

Die angeführten Beispiele geben Auskunft darüber, wie intensiv das Reimtalent, wie leidenschaftlich die gedankliche Struktur Baumbergs gewesen waren. In zeitloser Betrachtungsweise zeigt dies das Gedicht *Selbstberuhigung*:

> Ist denn hiernieden nichts von Dauer?
> Hat kein Vergnügen hier Bestand?
> Verwechselt man denn stets mit Trauer
> Der Freude rosenfarb Gewand?[19]

Diese Zeilen suggerieren eine Bejahung, eine Erkenntnis, die man im Zusammenhang mit ihrem Schicksal nicht als frühreifes Extrem, sondern als gerechte Bemerkung der begründeten Skepsis interpretieren könnte.

Ein weiterer Titel lautet: *Am letzten Dezember*. Die Grundsituation ist auf den ersten Blick überschaubar. Das Jahr geht zu Ende, deswegen sollen hier zusammenfassende Erwägungen stattfinden. Diese erstrecken sich aber bald auf das ganze Leben. Den Vorzug des Textes könnte man ganz kurz so charakterisieren, daß die Lebensereignisse darin nicht in der Form einer extensiv-unendlichen Aufzählung wiedergegeben, sondern modellhaft vergegenständlicht werden. Die Charakterzüge der Vergangenheit und der Zukunft zeichnet Baumberg zwar nur in kleinem Umfang, aber desto treffender. Das Ich nimmt an der Grenzlinie zwischen den beiden Bereichen Platz, es beobachtet von dort alles. Zeitlich ist das Intervall fast nicht zu fassen, sein jeweiliger Augenblick (was die Dichterin auch immer darunter versteht) ist aber äußerst wichtig:

An der Vergangenheit und Zukunft Gränze,
Um Mitternacht am letzten Tag in Jahr,
Betracht' ich, wie man auf verwelkte Kränze
Nach Festen hinblickt, wer ich bin und war.

Nicht ungetrübt von ahndungsvollen Thränen,
Wagt in die dunkle Zukunft sich mein Blick,
Doch gern und reulos irret er die Szenen
Der seligen Vergangenheit zurück.[20]

Was verwandelt den Punkt des aktuellen Augenblickes zu einem so bedeutenden Moment? Eine Tatsache von zentraler Bedeutung: Adolphs Verlust. Eberl verließ Baumberg wahrscheinlich in dem eben *vergangenen* Jahr, demnach wird das folgende das erste Jahr ohne ihn sein. Sie ahnt eine düstere Zukunft. Ein Beweis dafür ergibt sich aus der tragischen Kraft folgender Zeilen:

Einst deckte mich der Freude Rosenschleier;
Jetzt hüllt mich Traurigkeit in schwarzen Flor.
Vergangenheit, wie bist du mir so theuer,
Wie schwarz mahlst du, o Zukunft, dich mir vor![21]

In dieser Auffassung der Zeit ist die Vergangenheit die Sphäre des Glückes, der das Gebiet der Hoffnungslosigkeit, der Zukunft als unüberblickbarer Bereich gegenübersteht. Die Schwelle dazu bietet die mit den Veränderungen beladene Gegenwart, die – auf das Minimale zusammengeschrumpft – bereits die Zukunft vorwegnimmt: deren Anfang sie ausmacht. Auf ihr basieren alle die Entsetzlichkeiten, mit denen man im folgenden rechnen muß, wobei aber auch die früheren Geschehnisse als eine weiterhin wirkende Kraft aufgefaßt werden. Diese Schizophrenie richtet den Sprecher allmählich zugrunde:

Ich stehe muthlos zwischen beyden Bildern:
Nur die Erinnrung kann mit mattem Schein
Das finstre Graun der Zukunftsnacht mir mildern,
Und die entflohnen Freuden mir erneun.[22]

Für das zwischen bereits verwischten und den sich erst später aktivierenden Ideen gestellte Ich mildert nur das Licht der Erinnerung diejenige Finsternis, die es zukünftig bedroht. Von dem Sprecher würde auch in der Zukunft die Vergangenheit erwartet werden, wenn es für ihn nur möglich wäre: ein Wunschtraum ohne jede Hoffnung. Es bleibt also nichts anderes übrig, als der zerstörerischen Macht des bewußten Wiederhervorbringens von für ewig unheilbar wirkenden Sachverhalten in die Augen zu sehen:

Auf ihre Stimme nur will ich itzt hören,
Und fest sie halten, droht sie zu entfliehn,
Will keinen Zweifel, keine Hoffnung nähren,
Und festen Blicks auf sie durchs Leben ziehn.[23]

Es kann darauf hingewiesen werden, wie konsequent die Gegenüberstellung der beiden Zeitbereiche das ganze Gedicht durchzieht. Ihr Kontrast wird immer wieder in verschiedenen Variationen beleuchtet, er bleibt leichter oder stärker verwandelt in allen Strophen existent. Schon diese Lösung an sich, die in wechselvollen Gewändern wiederkehrende Darbietung eines einzigen Gedankens, wäre ein virtuoser Griff; das Gesagte betont so aber seine eigene Bedeutung mehrfach und unsagbar kraftvoll. Es scheint überhaupt nicht langweilig zu sein, daß sich hier eine bedeutende Sache in einem Kreislauf wiederholt, diese logische und phonetische Monotonie wirkt eher überwältigend auf den Leser/Hörer. Durch die unendliche Linie eines Sprechaktes suggeriert sich die persönliche Wirklichkeit der Künstlerin letzten Endes immer gleich oder auf ähnliche Weise, aber immer auch authentisch.

Denselben Charakterzug teilen auch die anderen Werke mit diesem Gedicht. Der komplizierte Ausdruck einer bald unausstehlichen, bald entkräftenden Eintönigkeit der starrsinnigen Leidenschaft ist in ihren durchsichtigen „Vitrinen" zur Schau gestellt.

Exkurs: Ausgang

Nun erhebt sich die Frage, warum man um die Mitte der neunziger Jahre in Ungarn gerade das Lebenswerk einer „Altwiener" Dichterin zu erforschen bemüht ist? Im Hintergrund stecken – abgesehen von dem persönlichen und geographischen Engagement des Verfassers: Tapolca, der Geburtsort von Batsányi, liegt im Komitat Veszprém – vor allem die Eigentümlichkeiten der ungarischen Germanistik selbst. Sie kann sich nämlich aus vielen Gründen berechtigt (wenn auch nicht genötigt) sehen, jene Bereiche zu untersuchen, die

von den österreichischen Wissenschaftlern bis heute nicht völlig ausgeschöpft wurden:

a) Die Germanisten nämlich, die sich heute bei uns mit der Entwicklung der Kultur in Österreich beschäftigen, behandeln damit auch ein Stück eigener Kulturgeschichte. Denn wegen des jahrhundertelang existierenden gemeinsamen staatlichen Rahmens sind auch heute noch gewisse lebendige Impulse da, die – in allen ihrer Einzelheiten – für uns nach wie vor äußerst aufschlußreich sind.

b) Hinsichtlich der literarischen Komparatistik geht es ferner in diesem konkreten Fall um eine intensive, sich auf Jahrzehnte erstreckende geistige Zusammenarbeit, in der die ungarische Seite die bestimmende Rolle spielte.

c) János Batsányi war ein ungarischer Schriftsteller ersten Ranges. Sein Leben, sein Werk, seine ganze Wirkungsgeschichte können nicht umfassend beurteilt werden, solange die Forschung den Platz, den seine Frau innerhalb der österreichischen Literaturentwicklung einnimmt (sei er auch noch so bescheiden: aber real), nicht genau bestimmt.

Denn dieser Platz scheint zumindest kulturhistorisch bedeutend zu sein. Die Gestalt bleibt zwar auch meiner Auffassung nach eher ein typisches Beispiel für die literarischen Figuren ihres Zeitalters, sie wird keinesfalls als eine schöpferisch-originelle Persönlichkeit bewertet, aber sie wird wirklich einmal nach der eigenen Leistung, nicht bloß nach den Äußerlichkeiten ihres Lebens eingeschätzt. Die Tatsache, daß sie in erster Linie für die ungarische Seite interessant ist – wenn auch nur ihre frühe Periode den eigentlichen Gegenstand meiner Ausführungen bildet – bleibt dabei natürlich weitgehend beachtet. Aber gerade durch eine eingehende Analyse dieser ästhetisch noch ziemlich unabhängigen Periode der Dichterin wird auch die Beschäftigung mit der Problematik der Herausbildung einer selbständigen österreichischen Literatur zwischen 1750-1800 unausweichlich. Diese Forschung beabsichtige ich weiterzuführen, dafür dient mir die möglichst vollkommene Schilderung des Lebens und Werkes dieser Frau als Ausgangspunkt.

In Ungarn werden einige Persönlichkeiten, die als Ausländer eine anerkannte Rolle im Kulturleben des Landes spielten, in der landesüblichen Folge des Vor- und Zunamens genannt, wobei der Vorname häufig noch magyarisiert ist. Der französische Schriftsteller Verne Gyula, der Engländer, der die Pläne zum Bau der berühmten Kettenbrücke in Budapest entwarf, Clark Ádám, sind solche Persönlichkeiten. Natürlich bildet die hier besprochene Baumberg Gabriella bei dieser sprachschöpferischen Nachlässigkeit keine Ausnahme. Diese Tatsache zeugt von der Beliebtheit einer im Grunde genommen unbekannten Gestalt, mit der heute sowohl die österreichischen als auch die ungarischen Fachleute noch nicht allzuviel anfangen können, aber in Zukunft desto mehr sollten. Ich selbst zumindest betrachte ihre Gestalt als ein Symbol von Zielsetzungen meiner teils schon absolvierten teils noch zu bewältigenden Forschung, als ein Tor, das sich einer zum Teil noch unerforschten Epoche der österreichischen Literatur öffnet.

Anmerkungen

[1] Der vorliegende Text ist eine dem Ziele der ersten Bekanntmachung ihres Themas zustrebende und nach praktischen Gesichtspunkten redigierte, modellhaft abgekürzte Version der ersten Fassung meiner Promotionsschrift, die ich unter dem Titel *Gabriele von Baumberg. Ihr Leben und frühes Schaffen. 1766-1799* im Sommer 1993 fertiggestellt habe. In diesem Rahmen möchte ich lediglich meine Problemstellung skizzieren, um durch die Anführung einiger Beispiele aus dem Schaffen der Gabriele von Baumberg dem Leser einen Anreiz zum Wiederentdecken der fast vergessenen Autorin zu liefern.

[2] *Sämtliche Gedichte.* Wien: Trattner 1800. 297 S. (Im weiteren: SG.); *Gedichte. Mit einer Abhandlung über die Dichtkunst von F(riedrich) W(ilhelm) M(eiern).* Wien: Degen 1800, 152 S.; *Amor und Hymen. Ein Gedicht zur Vermählung einer Freundinn.* Wien: Degen 1807, 40 S.

[3] *Batsányiné Baumberg Gabriella versei. Németh István Péter műfordításában és utószavával.* (Gedichte von Gabriele von Batsányi-Baumberg. Ins Ungarische übertragen und mit Nachwort versehen von István Péter Németh.) Tapolca: Tapolcai Városi Könyvtár 1992, 135 S.

[4] SG., S. 5.

[5] *Liebel an mich;* SG., S. 63-64.

[6] Ebenda

[7] NAGL, J. W. & J. ZEIDLER & E. CASTLE: *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn.* Bd. I-IV. Wien: Otto Fromme Verlag 1899-1937, Bd. II. Erste Abteilung. Von 1750-1848, S. 326.

[8] *Herr von Alxinger an mich;* SG., S. 35-38.

[9] *Fräulein Caroline von Greiner* (verh. Pichler) *an mich;* SG., S. 91-92.

[10] *Ratschky an mich;* SG., S. 177-182.

[11] NAGL-ZEIDLER-CASTLE, S. 326.

[12] Abgesehen von einigen ganz wertvollen Versuchen, wie z.B. A. Neumann: Leben und Werke der Gabriela Batsányi geb. Baumberg. Diss. Wien. 1914.; M. Farkas: Gabriele Batsányi geb. Baumberg. Ihr Leben und dichterisches Schaffen. Diss. Wien. 1949

[13] NAGL-ZEIDLER-CASTLE, a. a. O.

[14] Ebenda

[15] Ebenda

[16] SG., S. 135.

[17] SG., S. 145-146.

[18] SG., S. 21-23.

[19] SG., S. 169-172.

[20] SG., S. 200-201.

[21] Ebenda

[22] Ebenda

[23] Ebenda

Gábor Kerekes (Szombathely)

Theodor Fontane und Ungarn

Tokaier, Salami, Paprika, Tschikosch und Pußta

Theodor Fontane, der im Allgemeinbewußtsein als der Dichter der Mark Brandenburg lebt, hat trotz aller preußisch-märkischer Verwurzelung eine Reihe von Bezügen zu Ungarn gehabt.

Zu den am weitesten über Ungarn verbreiteten Schablonen gehören u.a. die Begriffe Tokaier, Salami, Paprika, „Tschikosch" und Pußta, die häufig für Lebensfrohsinn, Naturverbundenheit, sinnlich er- und gelebtes Leben stehen.[1]

Fontane scheute sich in seiner ironischen Art nicht, von Schablonen Gebrauch zu machen – so auch vor diesen nicht. Zugleich ironisierte er durch den Gebrauch dieser Schablonen gleichzeitig auf mehreren Ebenen: die Schablone selbst, den Gegenstand oder Sachverhalt, der mit der Schablone verglichen wird, den Gebrauch von Schablonen, und zuletzt jene, die in Schablonen dachten.

So charakterisierte Fontane z.B. in einer Theaterkritik aus dem Jahre 1874 einen der Schauspieler der Aufführung des Stückes *Pitt und Fox* von Rudolf Gottschall, der seiner Ansicht nach die Rolle des englischen Direktors der ostindischen Compagnie nicht weltmännisch und englisch genug spielte, als jemanden, der „durchaus das Gepräge eines Herden-Direktors aus der Ukraine oder eines Ober-Csikós aus den ungarischen Pußten hat"[2]. Auf diesen Vergleich treffen wir Jahre später wortwörtlich in einer erneuten Rezension des Stückes.[3]

In sehr vielen Werken Fontanes ist Ungarn in irgendeinem Kontext erwähnt, wenn dem auch im Romangeschehen selbst keine größere Bedeutung zukommt. Da es aber nach Fontanes Literaturauffassung darauf ankam, möglichst repräsentative Partikel der Wirklichkeit im Kunstwerk einzufangen und wiederzugeben, mögen uns heute diese Stellen etwas über den damaligen Bekanntheitsgrad Ungarns aussagen, und auch darüber, wie er geartet war.

So kommt z.B. ungarischer Wein häufig in Fontanes Prosawerken auf den Tisch.[4] Das ist aber auch kein Wunder, denn Fontane wußte nicht nur Likör, sondern auch einen guten Wein zu schätzen, der – wie dies u.a. einem seiner Briefe an Paul Heyse zu entnehmen ist – auch ein ungarischer sein konnte.[5] Die Schreibung des Namens – sofern sich Fontane daran versucht – wird hierbei aber für ein ungarisches Auge manchmal etwas abenteuerlich, so z.B. als er sich für eine ihm zugesandte Flasche „Tokyer" brieflich bedankt.[6]

Außer Wein begegnen uns in Fontanes Werken Salami in *L'Adultera* (1882), Paprika in einer Besprechung der Aufführung von Wildenbruchs *Die Karolinger* sowie der unvermeidliche „Czardas" in *Graf Petöfy* sowie z.B. in Fontanes Brief vom 22. August 1893 – ohne daß diesen Erwähnungen irgendeine größere Bedeutung zuzumessen wäre.

Im Roman *Quitt* (1891) treffen wir in unterschiedlichen Kontexten auf das Ungarische. Leutnant Kowalski grüßt die Frau Rechnungsrätin Espe, der er mehr als nur sympathisch war, auf einer Hotelpostkarte mit den Worten „Eljen Geraldine", während ihr Gemahl Galizien und Ungarn als Länder nennt, in die seiner Ansicht nach Mörder aus Deutschland fliehen. Während letztere Bemerkung eindeutig darauf abzielt, das Bornierte der Figur hervorzustreichen, ist bei Kowalskis Gruß ein genauerer Blick notwendig, denn seine Äußerung wird im Text dadurch relativiert, daß Kowalski uns vom Erzähler als ein phrasenhafter Mensch vorgestellt wird, „der seine ganz auf Flunkerei, Zynismus und Prosa gestellte Natur hinter hochtönenden Redensarten, zu denen auch ein Paar französische Sätze gehörten, zu verbergen trachtete"[7], und warum sollte er das ungarische Wort „éljen", das in den Jahren nach der Niederschlagung des ungarischen Freiheitskampfes von 1848/49 bekannt geworden war und auf poetisch-sentimental veranlagte Naturen sicherlich mit Erfolg angewandt werden konnte, nicht in sein Repertoire aufgenommen haben?

Im *Stechlin* (1897) werden nicht nur die Esterházys (als „Esterhazy") in Gegenüberstellung zum märkischen Adel als berühmte Familie sowie Budapest durch die Gestalt des Wroschwitz in einem Zuge mit Petersburg, Moskau und Saloniki angeführt sowie ein Premierleutnant a.D. namens „von Szilagy", ein literarischer Dilettant, vorgestellt, sondern eine wichtige Figur, die „Czako" heißt und aus „Ostrowo" stammt, bringt in einem Gespräch den Namen der ungarischen Königsfamilie der Hunyadis zur Sprache. Wahrscheinlich war diese kleine Anspielung im Text der Anlaß für die Anmerkung im Anhang der Keitel-Nürnbergerschen *Stechlin*-Ausgabe, nach der: „Czako: vielleicht nach dem Namen des ungarischen Dramendichters Siegmund C. (1820-1847) gebildet"[8]. Allerdings hat der Fontanesche Czako nichts mit Ungarn zu tun, wie dies aus den Ausführungen der Romanfigur über die Herkunft des eigenen Namens hervorgeht:

> Erwägen Sie, bevor es nicht einen wirklichen Czako gab, also einen grauen Filzhut mit Leder oder Blech beschlagen, eher kann es auch keinen 'von Czako' gegeben haben; der Adel schreibt sich immer von solchen Dingen seiner Umgebung oder seines Metiers oder seiner Beschäftigung her.[9]

Fontane bringt hier also den Namen „Czako" mit der Kopfbedeckung der Husaren, dem Tschako oder ungarisch „csákó", in Verbindung. „Czako" ist aber die korrekte polnische Schreibung für den Hut der Husaren und hieran hat Fontane offensichtlich auch gedacht. Die übereinstimmende Schreibung des ungarischen Namens mit diesem polnischen Wort ist purer Zufall.[10]

In den Jahren 1881-82 arbeitete Fontane u.a. an einer Novelle, deren geplanter Titel *Storch von Adebar* war. Mit Ungarn steht das Fragment insofern in einer Beziehung, als im Manuskript ein Blatt mit dem Vermerk zu finden ist, daß der Inhalt des darauf folgenden Zeitungsausschnitts von einer Figur erzählt werden soll.[11] Die Meldung erzählt eine ungewöhnliche Geschichte, die sich angeblich in Ungarn ereignet hatte. Allerdings war Fontanes Interesse nicht auf das Ungarische fixiert, denn er plante diese Geschichte in seiner Novelle aus Ungarn wegzuverlegen.

Zuletzt noch eine kleine Nebensächlichkeit, die aber sehr deutlich dokumentiert, welch große Schwierigkeiten die Schreibung ungarischer Namen Fontane bereitete. In Bad Kissingen, das er selbst kannte, gab es eine eisenhaltige Quelle, die er mehrmals erwähnte: „Rakoczy" nannte er sie 1875[12], „Ragoczi" schrieb er 1879[13], „Racoczi" im Jahre 1881[14] und „Rakoczi" 1889[15], nachdem er den Roman *Graf Petöfy* längst vollendet hatte.

Persönliche Begegnung

Fontane hatte im Laufe der Jahre einige Ungarn bzw. einige aus Ungarn stammende Personen kennengelernt.

1846 arbeitete „ein etwa dreißigjähriger Herr mit hellen blitzenden Augen und von sehr distinguierter Erscheinung"[16] im chemischen Laboratorium von Professor Sonnenschein in Berlin, als es auch Fontane gerade tat, um sich auf sein Apothekerexamen vorzubereiten. Sie waren nicht im gleichen Raum beschäftigt, und die Begegnung hinterließ keine tieferen Spuren bei Fontane. Erst als dieser Mann, Arthur von Görgey, seine Rolle 1848/49 gespielt und die Kapitulation der ungarischen Armee bei Világos unterzeichnet hatte, nahm jene kleine Begebenheit für Fontane an Bedeutung zu.

Gewisse Legenden ranken sich um die Kontakte, die zwischen dem ungarischen Übersetzer Károly Kertbeny und Fontane bestanden haben sollen, die aber durch nichts untermauert werden können.[17]

1855-59 waren die Jahre des dritten Englandaufenthaltes für Fontane in London. In dieser Zeit hatte er es z.T. mit aus Ungarn stammenden Personen zu tun, doch spielt das spezifisch Ungarische für Fontane bei diesen Begegnungen nur im Falle von Lajos Kossuth eine Rolle, den er mehrere Male reden hörte. Einerseits empfand Fontane Sympathie für das „halb erwürgte"[18] Ungarn, doch fühlte er sich von der Art und Weise, wie Kossuth auf seinen „Agitationstourneen" zwangsläufig auftrat, abgestoßen. Sein für die konservative preußische *Kreuz-Zeitung* geschriebener Korrespondenzbericht vom 2. Dezember 1856 legt ein beredtes Zeugnis davon ab.[19]

Als Theaterkritiker der *Vossischen Zeitung* hatte Fontane in dem Vierteljahrhundert 1870-94 auch mit Schauspielerinnen und Schauspielern zu tun, die aus Ungarn stammten. Hierzu gehörten u.a. Marie Barkany, Jenny Groß, die er beide mit manchen bissigen Bemerkungen in seinen Rezensionen bedachte[20], aber auch Ludwig Barnay, einer der Mitbegründer des Berliner *Deutschen Theaters.*[21]

Fontane hatte direkt oder indirekt im Laufe seines Lebens mit einer Reihe von Menschen Kontakt, die Ungarn waren oder aus Ungarn stammten, was ihm sicherlich nicht in jedem Fall entgangen sein mochte. Daß dieser Umstand aber keine tiefgreifende Wirkung auf ihn ausübte, kann man von seinem Lebenswerk ablesen.

Ungarische Literatur, ungarische Literaten

Nur ein einziger Fall ist überliefert, in dem Fontane sich zu einem Werk der ungarischen Literatur geäußert hat. Schon allein die Sprachbarriere und die meistens etwas holprigen Übersetzungen der ungarischen Werke ins Deutsche erklären dies, doch ist fraglich, inwieweit die ungarische Literatur, deren „Phasenverschiebung"[22] im Vergleich zur deutschen für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts noch mit etwa 20-30 Jahren veranschlagt wird und die – wenn auch etwas geringer geworden – in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts immer noch bestand, für Fontane – selbst wenn die Sprachbarriere nicht existiert hätte – ein Fundus gewesen wäre. Sicherlich hätten ihn eine Reihe von Themen und Stoffen angesprochen – in erster Linie wahrscheinlich Stoffe der Volksdichtung – , doch ist mehr als zweifelhaft, ob die Art und Weise der literarischen Gestaltung und Verarbeitung, wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Ungarn anzutreffen war, für Fontane, der sich zu den modernsten gestalterischen Positionen durchringen konnte, einen Reiz besessen hätte.

Die erwähnte Äußerung Fontanes zu einem Werk der ungarischen Literatur ist eine Rezension von Lajos Dóczys Stück *Letzte Liebe* und stellt nichts anderes als einen gnadenlosen Verriß des – in seiner handwerklichen Art für Fontane vollkommen überholten – Werkes dar.[23]

Robert Gragger hat in seinem 1912 erschienenen Artikel[24] nicht nur als einziger fälschlicherweise behauptet, Kertbeny habe Fontane persönlich gekannt und ihm János Aranys Dichtung nahegebracht, sondern von einer Beeinflussung Fontanes durch Arany sowie des Studiums Szekler Volksballaden durch Fontane aufgestellt. Weder das eine noch das andere trifft zu.[25]

Den nachhaltigsten Eindruck von den mit Ungarn in Beziehung stehenden Literaten übte Nikolaus Lenau auf Fontane aus. Immer wieder erwähnt er Lenau in seinen Briefen, zitiert aus seinen Gedichten oder erzählt mehrmals Anekdoten mit und über Lenau.[26] Lenau zeichnete sich für Fontane „durch ein inniges sich Anschmiegen an die Natur"[27] aus und wir wissen aus seiner

Korrespondenz auch um einen Artikel, den er über Lenau verfaßt und 1851 an Bernhard von Lepel gesandt hatte, doch ist dieser Artikel leider verschollen.

Die erste Begegnung mit der Lenauschen Lyrik war für Fontane ein unvergeßliches Erlebnis.[28] Daß er auch später mit Lenaus Lyrik umging, unterstreichen die vielen Zitate in Fontanes schriftlichen Äußerungen, auch wenn die Zitate manchmal etwas ungenau sind, was letztlich darauf hinzudeuten scheint, daß Fontane sich sehr sicher auf diesem Felde gefühlt zu haben schien und wohl meinte, aus dem Gedächtnis zitieren zu können. Auch kann man, wenn man die frühen Gedichte Fontanes einer genaueren Analyse unterzieht, nicht über den Einfluß Lenaus hinwegsehen.[29] In den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* finden wir ebenso eine Reihe von Lenau-Zitaten jeweils als Motto für die darauffolgenden Teile[30] wie auch in Fontanes Roman *Graf Petöfy* Lenaus Lyrik eine wichtige Rolle spielt. Hier kommt auch deutlich zum Ausdruck, wie stark Fontane Lenau mit Ungarn verband. Für Franziska, die eine Hauptgestalt des Romans, sind die Gedichte Lenaus mit ein auslösendes Moment für ihre Sehnsucht nach Ungarn.[31] Zugleich sollte man nicht übersehen, daß für Fontane in Lenaus Gedichten die Stimmungen, die Naturschilderungen wichtig waren, während der Umstand, daß es sich gegebenenfalls um ein „Ungarngedicht" handelte, für ihn nur sekundär war. Er mochte Lenau nicht deshalb, weil dieser etwas mit Ungarn zu tun hatte, sondern Fontane mochte Lenau, der etwas mit Ungarn zu tun hatte.

Im *Graf Petöfy* spielt auch eine von Fontane entsprechend seinen eigenen Vorstellungen umgeformte ungarische Volksballade, die *Barcsai*-Ballade eine Rolle, die allerdings nur als „Rohstoff" für Fontane wichtig gewesen war. Man kann höchstens von einer „Anwendung" der ungarischen Ballade sprechen, schließlich ist nicht der Roman oder sind Teile dessen auf Grund der Ballade strukturiert worden, sondern sind Teile der Ballade, die in das Fontanesche Konzept paßten, nach der Umarbeitung des Balladentextes in den Roman aufgenommen worden.[32]

Fontane hat also von der rein ungarischen Literatur nachweislich die *Barcsai*-Ballade und Dóczys Stück gekannt sowie Kertbenys Arany-Übersetzung besessen[33], doch allein die Ballade hat ihn in dem Maße beeindruckt, daß er sie – in seinem Sinne umfunktioniert – im *Graf Petöfy* an einer wichtigen Stelle in die Handlung einfügte. Ob und welche anderen Werke der ungarischen Literatur Fontane außerdem noch kannte, ist unklar. Gewiß ist nur, daß die Namen Petőfi, Arany, Jókai, Dóczi, Kertbeny oder die anderer ungarischer Dichter und Schriftsteller in seinen literarischen und literaturtheoretischen Artikeln und Aufsätzen kein einziges Mal vorkommen.

Innerhalb anderer Kunstgattungen ist Ungarn insofern entfernt bei Fontane betroffen, als daß er jeweils einmal in Gedichten auf Franz Liszt und Mihály Zichy anspielt, in beiden Fällen ironisierend, ausgelöst durch den Charakter der „Produkte" der beiden Künstler. Ungarn spielt dabei keine Rolle.

Schauplatz: Ungarn

Zwei Prosawerke Fontanes haben Ungarn zum Schauplatz, namentlich die Erzählung *Tuch und Locke* (1854) und der Roman *Graf Petöfy* (1884).

In der Erzählung *Tuch und Locke* spielt die Rahmenerzählung um die beiden nach den Regeln der italienischen Novellentradition am Lagerfeuer zur Unterhaltung vorgetragenen Leidenschaftsgeschichten in Ungarn, bei Temesvár (zunächst als „Temesvar", dann als „Temeswar" in der Erzählung) am Vorabend der Schlacht vom 9. August 1849. Im Gespräch fallen Städtenamen wie Szolnok und Debrecen, getrunken wird ungarischer Wein. Der Schauplatz der Rahmenerzählung ist nur insofern von Belang, da eine Gefahrensituation, nämlich die Schlacht am folgenden Tag, als eine Art „Gottesurteil" wirksam wird. Jeder andere Kriegsschauplatz oder beliebig viele andere Gefahrensituationen hätten statt der Schlacht bei Temesvár gewählt werden können, da weder die Ereignisse von 1848/49 noch die Rolle der Österreicher und der Ungarn in irgendeinem Zusammenhang mit den beiden Binnenerzählungen stehen. Es findet sich auch keinerlei Wertung der Ereignisse von 1848/49 in der Erzählung.

Im *Graf Petöfy* ist die Zahl der ungarischen Bezüge, für ein Werk, dessen Handlung sich z.T. in Ungarn ereignet, relativ gering.[34]

Zwei sehr wichtige Elemente, Lenaus Lyrik und die *Barcsai*-Ballade, haben wir bereits erwähnt. Es gibt natürlich eine Reihe anderer ungarischer Elemente, die – so vage Ungarn auch gezeichnet ist – hier vorkommen: wir treffen auf Husaren, die einen „Attila" tragen, es werden Franz Liszt, Mór Jókai, die die Ungarn mögende Kaiserin Elisabeth, Theodor Körners „Zriny", der sich bei Temesvár auszeichnende und 1867 aus dem Exil nach Ungarn zurückkehrende General der ungarischen Armee, Mór Perczel, und der Heilige Stephan, der Nationalheilige Ungarns, erwähnt. Genannt wird auch die Zeitung *Pesti Hírlap* – die allerdings gerade in der Zeit der Handlung des Romans (1874-75) nicht erschien, sondern 1841-49 bzw. ab 1878 – und der Name der Heiligen Elisabeth (1207-31), der Tochter des ungarischen Königs Andreas II. und Landgräfin von Thüringen fällt hier ebenso wie später im *Stechlin*. Der im Roman in Wien auftretende Pater Feßler hat als Vorbild für seinen Namen den Kapuziner und späteren Protestanten Ignaz Aurelius Feßler, der der Verfasser einer *Geschichte der Ungarn und deren Landsassen* (Leipzig, 1812-25) war, und auf den sich Fontane in den *Wanderungen*... an verschiedenen Stellen als den „Geschichtsschreiber Ungarns" bezog.[35]

Als vage beschriebenen Schauplatz finden wir im Roman das in Wirklichkeit nicht existierende Schloß Arpa am nicht existierenden Arpasee (abgeleitet wahrscheinlich entweder von „árpa", Gerste, oder vom historischen ungarischen Vornamen „Árpád") unweit vom Komitat Tolna – wohin Fontane ja auch die Handlung der *Barcsai*-Ballade versetzt hatte – und „Stuhlweißenburg (Székesfehérvár, G.K.) ist unsere nächste große Stadt"[36]. „Nagy-Förös" und „Szegenihaza" (sicherlich Nagykörös und Szegényháza als Vorbild gedacht)

werden als in der Nähe liegende Ortschaften erwähnt, ebenso wie das Schloß „Falcavar" (vermutlich Falkavár, d.h. „Rudelsburg") des Grafen Pejevics, der Wolfsjagden veranstaltet. In „Gruz" ist die Gerichtssitzung, an der der alte Petöfy teilnehmen muß, und auf dem Weg dorthin muß er über „Mihalifalva" (Mihályfalva) fahren. Bis auf Stuhlweißenburg haben wir es mit erdachten Ortschaftsnamen zu tun und müssen überhaupt zur Kenntnis nehmen, daß der Schauplatz nur eine untergeordnete Rolle spielt. Dies ist auch dann so, wenn Fontane in einer Notiz im Manuskript durchblicken läßt, daß der Plattensee für den Arpasee Pate gestanden hat.[37] (Allerdings besitzt der Balaton keine Inseln, auf die man glücklich oder unglücklich von einem Unwetter verschlagen werden kann...) Wie wenig es Fontane um eine möglichst getreue Ungarndarstellung ging, unterstreicht auch der Umstand, daß das „Modell" für Schloß Arpa das märkische Schloß Ilsenburg war, Fontane hier im *Graf Petöfy* also jene Notizen verwertete, die er sich einst für seine märkische Novelle *Ellernklipp* angefertigt hatte.[38]

Letztendlich wird man davon auszugehen haben, daß eine tatsächliche Begebenheit – der ungarische Graf Nikoalus Casimir Török von Szendrö (1812-84) heiratete 1880 in Wien die Fontane aus Berlin bekannte Schauspielerin Johanna Buska (1848-1922) – das auslösende Moment für die Wahl der Schauplätze Wien und Ungarn gewesen sein muß, und Fontane zugleich erlaubte, eine verschleierte Huldigung an den 1848/49er Unabhängigkeitskampf Ungarns zu machen.

Fontanes ohne Zweifel vorhandenen Sympathien für die ungarische Sache basierten außer auf dem Gefühl einer gleichen Gesinnung auch auf einem allgemeinen Motiv, das Fontane immer wieder faszinierte: auf der moralischen Überlegenheit des Unterlegenen, dem ethischen Vorteil der Benachteiligten. Dies klang bereits in seiner letzten Korrespondenz für die *Dresdner Zeitung* vom 11. April 1850 an, in der er zu dieser Frage schrieb:

> Der ungarische Feldzug hat eine doppelte Lehre gegeben: er hat gezeigt, welcher unendlichen Kraftanstrengung ein begeistertes Volk fähig ist und wie kümmerlich die Mittel sind, auf wie tönernen Füßen der Riese steht, mit welchem man jene Kraft niederhalten, und, wenn's sein muß, vernichten will. Der Himmel bedient sich immer der Kleinen und scheinbar Machtlosen zu seinen größten Zwecken.[39]

So sind auch die Verweise auf 1848/49 im *Graf Petöfy* nicht zu übersehen. Bereits der Name der Titelgestalt weist auf Sándor Petőfi hin, wenn auch zugegebenermaßen der Romantitel für ein ungarisches Ohr sonderbar klingen mag, denn der ungarische Dichter war der Sohn eines Fleischhauers gewesen und sein bürgerlicher Name lautete eigentlich Petrovics. (Eine ungarische adlige Familie Petöfy gab es weder im 19. Jahrhundert noch vorher.[40]) Auch Erdőd, wo der Roman z.T. spielt, hat in Petőfis Leben eine wichtige Rolle ge-

spielt, hier lernte er Júlia Szendrey, seine spätere Frau kennen. Der Diener des alten Grafen Petöfy heißt Toldy, möglicherweise nach Miklós Toldi, der Titelgestalt der epischen Dichtung von János Arany, viel wahrscheinlicher aber ist, daß Fontane als Vorbild für den Namen des Dieners jener von Franz Toldy (1805-75) vorschwebte, der als Verfasser des *Handbuch der ungarischen Poesie* (1827) die ungarische Dichtung in Deutschland vorgestellt hatte.[41]

Zur unmittelbaren Huldigung an die ungarischen Freiheitskämpfer kommt es im Lauf der Handlung, als Franziska bei der Besichtigung der Bildergalerie auf Schloß Arpa ein Bild der Darstellung der Kapitulation von Világos sieht und sie sich von Toldy über das Ereignis und die dargestellten Personen aufklären läßt.[42] Namentlich genannt werden dabei von Toldy: „Kiß" (Ernő Kiss), „Batthiany" (Batthyány), „Nagy Sándor" (József Nagy-Sándor), Károly Leiningen-Westerburg, Lajos Aulich sowie eindeutig abwertend als Verräter Artúr Görgey.

Man sollte diese Aufzählung, diese Verbeugung vor Ungarn ebenso nicht unterbewerten, wie man die Reihe der oberflächlichen Erwähnungen und – vermeintlich – ungarischen Satz- und Wortfetzen nicht überbewerten sollte. Keinesfalls kann man aber auf eines sehr tiefgreifende Beschäftigung Fontanes mit Ungarn oder gar der ungarischen Literatur schließen. Die am Rande der Handlung auftretenden Zigeuner kann man auf ähnliche Weise in zahlreichen anderen europäischen Novellen finden und die Ausrufe „Istem Magyar"[43] und „Basseremtete" sind beide falsch (statt: „Isten magyar – Gott ist Ungar" oder „Istenem magyar – mein Gott ist Ungar" bzw. „Basseremententte"[44], was aber nicht ungarisch ist, dafür aber auch bei Ungarn bestimmte Assoziationen auslösen kann...).

Die Bedeutung Ungarns wird in der Handlung auch dadurch weiter eingeschränkt, daß die Familie Petöfy selbst nicht als rein ungarisch dargestellt wird. Des Grafen Mutter war eine Engländerin, seine Schwester fühlt sich als Österreicherin.

Gut hingegen, sehr gut sogar, hat Fontane ein Grundproblem des ungarischen Adels in den Jahren 1848/49 in der Gestalt des alten Grafen anklingen lassen, den Petöfy für sich, wie er es nun Franziska erzählt, folgendermaßen zu lösen versuchte:

> Und so trat ich denn vor ihn hin, vor meinen Kaiser und Herrn (...), und bat ihn um meine gnädigste Demission. 'Ich habe', so sagt' ich ihm, 'eh ich Eurer Majestät schwur, Ungarn geschworen; das ist der ewige Blutschwur, den jeder seinem Lande schwört, dem Stück Erde, darauf er geboren. Hier mein Degen! Ich hab' ihn *für* Österreich geführt, und ich kann und will ihn nicht *gegen* Österreich führen. Aber auch nicht im Kriege gegen mein Land und meine Fahnen. [...] Und nun kennst du den alten Petöfy,

> der [...] geblieben ist, was er war: gut kaiserlich und gut wienerisch, aber freilich auch gut ungrisch. Und wenn es zum letzten geht, gut ungrisch über alles."[45]

Fazit

Theodor Fontane hat Ungarn, das Land, in dem er nie gewesen ist, in erster Linie im Spiegel der Geschichte, als ein Land, das seit den Tagen des Heiligen Stephan zu Europa gehört, gesehen. Der Moment, in dem sich ungarische und märkische Geschichte miteinander verknüpften, sind die Türkenkriege, an denen er in *Vor dem Sturm* Matthias von Vitzewitz teilnehmen läßt[46] und auf die er in den *Wanderungen...* mehrmals Bezug nimmt. Begeisterung für Lenaus Lyrik, eine Reihe von persönlichen Kontakten und Sympathie für Ungarns Sache 1848/49 verschmolzen sich zu einem Bild und Ungarnverständnis, das Ungarn durchaus wohlgesinnt war. Trotz dieser freundlichen Gefühle übersah Fontane aber nicht, daß im wirtschaftlichen und industriellen Bereich Ungarn nicht mit westeuropäischen Maßstäben gemessen werden kann. Als aufmerksamer Beobachter beschrieb er mit viel Mitgefühl und Achtung den Einsatz der ungarischen Regimenter bei Königrätz in *Der deutsche Krieg von 1866* (1871), nahm aber durchaus die Ereignisse in und um den antisemitischen Ritualmordprozeß in Tiszaeszlár zur Kenntnis, mit der – wenig beruhigenden – Bemerkung, „daß in Tisza-Eßlar wenigstens keine Juden geschlachtet worden sind".[47]

Ein Einfluß der ungarischen Literatur auf das Schaffen Fontanes hat entgegen allen anderslautenden Behauptungen, die teilweise vom Wunschdenken geleitet waren, zu keiner Zeit bestanden.

Anmerkungen

[1] Siehe z.B. die „Dichtungen" von L. B. WOLF.

[2] FONTANE, TH. *Theaterkritiken*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1979, Bd. 1, S. 182. (Im weiteren: THEA).

[3] THEA Bd. 2, S. 178.

[4] So in *Tuch und Locke* (1854), *Vor dem Sturm* (1878), *Graf Petöfy* (1884), *Cécile* (1887), *Effi Briest* (1896), *Mathilde Möhring* (1906, postum) – sowie im Gedicht *Schloß Eger* (1849).

[5] FONTANE, TH.: *Briefe*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1987, Bd. 1, S. 383. Sowie auch Bd. 2, S. 461, S. 645, Bd. 3, S. 613. (Im weiteren: BR)

[6] BR Bd. 2, S. 450.

[7] FONTANE, TH.: *Quitt*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1976, S. 17.

[8] FONTANE, TH.: *Der Stechlin*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1985, S. 458. (Im weiteren: STECH)

[9] STECH S. 87 f.

[10] Die Namen Czakó sowie Cakó sind in Ungarn relativ verbreitet. Auch in den vergangenen Jahrhunderten gab es mehrere adlige ungarische Familien, die diesen Namen führten. Allerdings stammten sie aus dem Osten und Südosten Ungarns. Das Wort „cakó", vermutlich ein Onomatopoetikon, dessen Ursprung ungewiß ist, bedeutet soviel wie „Storch".

[11] FONTANE, TH.: *Fragmente und Entwürfe.* Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1986, S. 451 f. (Im weiteren: FRAG)

[12] FONTANE, TH.: *Gedichte.* Berlin/Weimar 1989, Bd. 3, S. 240. (Im weiteren: GED)

[13] THEA Bd. 3, S. 51.

[14] THEA Bd. 3, S. 146.

[15] BR Bd. 3, S. 715.

[16] FONTANE, TH.: *Von Zwanzig bis Dreißig.* Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1980, S. 308. (Im weiteren: ZWA)

[17] Siehe dazu: KEREKES, G.: *Gragger, Fontane und die Fakten.* In: *Fontane Blätter 1991,* Heft 52, S. 92-8. (Im weiteren: KER)

[18] GED Bd. 2, S. 177.

[19] FONTANE, TH.: *Sämtliche Werke* Bd. XVIII/a. München 1972, S. 701 f.

[20] Über Marie Barkany z.B.: THEA Bd. 3, S. 82-5, 92 f.; Bd. 4, S. 24, 322.
Über Jenny Groß z.B.: THEA Bd. 4, S. 52 ff., 334.

[21] Ausführlich über ungarische Schauspieler in Wien (so auch die erwähnten), von denen – erstaunlich – viele auch nach Berlin gelangten: REISNER, V.: *Magyar színészek Bécsben 1769-1892.* Budapest 1938

[22] Zum Begriff der Phasenverschiebung siehe: TARNÓI, L.: *Deutsche und ungarische Romantik. Probleme einer vergleichenden Forschung.* In: *Impulse.* Folge 3. Berlin/Weimar 1981, S. 193.

[23] THEA Bd. 4, S. 168-172.
„Ein Stück wie das, auch wenn es gut gewesen wäre, in seiner Art gut, würde heutigen Tags, in einer Saison wo wir, [...] Gott sei Dank Ibsen mit mehr als einem Stück auf unseren Bühnen installiert finden, einen schweren Stand gehabt haben..."

[24] GRAGGER, R.: *Ungarische Einflüsse auf Theodor Fontane.* In: *Ungarische Rundschau* 1912, S. 220-4.

[25] KER S. 93-103.

[26] Z.B.: BR Bd. 1, S. 567; THEA Bd. 3, S. 83.

[27] FONTANE, TH.: *Aufsätze zur Literatur.* Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1979, S. 32. (Im weiteren: AUF)

[28] AUF S. 425 sowie ZWA S. 37 f.

[29] Siehe z.B. das Gedicht *Todesahnung.* In: GED Bd. 2, S. 188.

[30] FONTANE, TH.: *Die Grafschaft Ruppin.* Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1974, S. 333 und 338. (Im weiteren: RUP)

[31] Siehe hierzu die ausgezeichnete Analyse von Katharina Mommsen in: MOMMSEN, K.: *Hofmannsthal und Fontane.* Bern/Frankfurt am Main/Las Vegas 1978, S. 87 ff. (Im weiteren: MOM)

[32] KER S. 99-103.

[33] KER S. 92 f.

[34] Zu diesem Werk Fontanes siehe auch die Arbeiten:
MITTENZWEI, I.: *Die Sprache als Thema.* Bad Homburg/Berlin/Zürich 1970
MOM
JOLLES, CH.: *Theodor Fontane.* Stuttgart 1983
MÜLLER-SEIDEL, W.: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland.* Stuttgart 1975

[35] RUP S. 333.
sowie:
FONTANE, TH.: *5 Schlösser.* Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1974, S. 103.

[36] FONTANE, TH.: *Graf Petöfy.* Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1976, S. 23. (Im weiteren: PET)

[37] PET S. 220.

[38] PET S. 220.

[39] FRAG S. 533.

[40] NAGY I.: *Magyarország családai czímerekkel és nemzékrendi táblákkal.* Pest 1858

[41] KER S. 94 f.

[42] PET S. 105 f.

[43] PET S. 151.

[44] PET S. 159.

[45] PET S. 112 f.

[46] FONTANE, TH.: *Vor dem Sturm.* Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1976, Bd. 1, S. 20.

[47] BR Bd. 3, S. 281.

László Kovács (Székesfehérvár)

Faust-Elemente in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*[1]

In der Sekundärliteratur werden 'Originalität', 'Einmaligkeit', 'Einzigartigkeit' des MoE[2] oft betont, und die Fähigkeit, mit anderen literarischen Werken zu dialogisieren, scheint bei diesem Roman nur schwach spürbar zu sein. Die „MUSIL UND ..."-Studien sind – merkwürdigerweise – nicht so zahlreich wie bei anderen Dichtern der Epoche. Auch die Beziehung Musils zu Goethe wurde und wird oft einfach übersehen[3]. Roger Willemsen ist zum Beispiel folgender Meinung:

> Es fehlen, bei aller Wertschätzung Goethes, Hebbels, Dostojewskis, Büchners, bestimmte Richtbilder und gravierende Einflüsse. Die Namen klassischer Autoren im *Mann ohne Eigenschaften* sind in der Mehrzahl beliebig auswechselbar.[4]

Die vorliegende Arbeit möchte am Beispiel der Faust-Elemente im MoE zeigen, daß Goethes Hauptwerk einen der von Willemsen verneinten „gravierenden Einflüssen" darstellt, auch, wenn dieser eigentlich nur (?) als 'unterschwellig' bezeichnet werden kann, da die zu analysierenden intertextuellen Bezüge nicht, oder nur implizit markiert sind[5].

Den Mann ohne Eigenschaften erblickt der Leser zum ersten Mal im Roman (Kapitel 2) in einer Situation, die eine mehrschichtige Bedeutungsstruktur aufweist. Aufgrund des Titels *Haus und Wohnung des Mannes ohne Eigenschaften* könnte man – seinen eingefleischten Lesergewohnheiten entsprechend – eine Beschreibung erwarten. Etwa zwanzig Zeilen lang gibt es auch keine Enttäuschung. Aber nach dieser kurzen Vorstellung des Schlößchens von Ulrich beginnt keine 'Beschreibung' des Hauptheldens. Wir erfahren hier nichts von dem Äußeren Ulrichs, wir wissen nicht einmal, wie alt er ist, was sein Beruf, was sein Name sei. Was sich vor unseren Augen abspielt, ist ein Bild des Inneren. Durch den Einblick in den Gedankenstrom des Mannes ohne Eigenschaften und durch scheinbar unwesentliche Handlungen, die aber symbolisch zu verstehen sind, erhält die Figur doch einen – wenn auch nur grob – umrissenen Rahmen, wird gleichsam "beschrieben". Ulrichs Bewußtsein ist nach Außen gerichtet, auf die Straße. Es ist zwar eine Evidenz, aber ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, daß man in literarischen Werken, aber auch in der Wirklichkeit im allgemeinen aus dem Fenster schaut, wenn man wissen möchte, was draußen geschieht, aber merkwürdigerweise auch dann,

wenn man eine Lösung seiner inneren Probleme sucht und sich bei dieser Suche gleichsam der Außenwelt gegenüberstellt, um seine Identität, seinen "Ort" neu zu finden, neu zu definieren. Bei Ulrich handelt es sich hier um beides. Sein - wie auch Musils – Anliegen ist: "Beiträge zur geistigen Bewältigung der Welt geben"[6], d.h. die Erkenntnis. Er versucht, "das Unmögliche zu berechnen"(12), aber die Mittel zur Erkenntnis der sich in der Außenwelt abspielenden Vorgänge - die Taschenuhr, die Berechnungen, d.h. die Mathematik und auch die Wissenschaft selbst – reichen in der gegebenen Form nicht mehr aus. Die eben gestellte konkrete Frage "heroische Leistung" contra "Alltagsleistungen in ihrer gesellschaftlichen Summe"(13) bleibt letzten Endes offen. Daß es sich hier um ein erkenntnistheoretisches Problem handelt, wird auch durch folgende Verallgemeinerung betont: "Solcher unbeantworteter Fragen von größter Wichtigkeit gab es aber damals hunderte."(13)

Das Problem des Nichtwissenkönnens ist dem Mann ohne Eigenschaften der Anlaß für die folgende Reaktion, in der seine – von dem Leser noch nicht erfahrene – Abwendung von der Mathematik und sein Beschluß, "sich ein Jahr Urlaub von seinem Leben zu nehmen, um eine angemessene Anwendung seiner Fähigkeiten zu suchen"(47), angedeutet ist:

> Er wandte sich ab wie ein Mensch, der verzichten gelernt hat, ja fast wie ein kranker Mensch, der jede starke Berührung scheut, und als er, sein angrenzendes Ankleidezimmer durchschreitend, an einem Boxball, der dort hing, vorbeikam, gab er diesem einen so schnellen und heftigen Schlag, wie es in Stimmungen der Ergebenheit oder Zuständen der Schwäche nicht gerade üblich ist.(13)

Musils Held setzt sich in der oben geschilderten Situation mit ganz ähnlichen Fragen auseinander wie eine der wichtigsten Gestalten Goethes. Sein oben zitierter Gedankengang ist wie gereimt auf den großen Anfangsmonolog von Faust. Das erkenntnistheoretische Problem aus subjektiver Sicht – die Unmöglichkeit eines adequaten Wissens – steht am Anfang auch der Faustdichtung:

> Habe nun ach! Philosophie,
> Juristerei und Medizin,
> Und leider auch Theologie
> Durchaus studiert mit heißem Bemühn.
> Da steh' ich nun, ich armer Tor,
> Und bin so klug als wie zuvor! (F 354 ff.)

Für beide Helden steht fest, daß die Erkenntnis dessen, "was die Welt/Im Innersten zusammenhält"(F 382 f.), durch die Wissenschaft in der gegeben Form, mithilfe von "Gläsern", "Büchsen", "Instrumenten" nicht möglich ist.

Diese Krise des Wissens bedeutet für sie zugleich auch eine existentielle Krise. Keiner ist wirklich "Herr des Hauses"[7], das er besitzt, sowohl wörtlich, wie auch im übertragenen Sinn. Nach zusammenhanglosen Einfällen und unausführbaren Plänen überließ Ulrich die Einrichtung seines Hauses einfach dem Genie der Lieferarten, "in der sicheren Überzeugung, daß sie für Überlieferung, Vorurteile und Beschränktheit schon sorgen würden."(21) Er handelt so, "um sich von außen, durch die Lebensumstände bilden zu lassen"(21), wie es aus der folgenden "Altvordernweisheit" folgt:

> Es muß der Mensch in seinen Möglichkeiten, Plänen und Gefühlen zuerst durch Vorurteile, Überlieferungen, Schwierigkeiten und Beschränkungen jeder Art eingeengt werden wie ein Narr in seiner Zwangsjacke, und erst dann hat, was er hervorzubringen vermag, vielleicht Wert, Gewachsenheit und Bestand; [...] (20)

Wie ein Narr in seiner Zwangsjacke fühlt sich auch Faust in seinem engen gotischen Zimmer:

> Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
> Verfluchtes dumpfes Mauerloch,
> Wo selbst das liebe Himmelslicht
> Trüb durch gemalte Scheiben bricht!
> [...]
> Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
> Urväter-Hausrat drein gestopft –
> Das ist deine Welt! das heißt eine Welt! (F 398 ff.)

„Haus und Wohnung" beider Helden wird also am Anfang der behandelten Werke vorgestellt. Die Beziehung zum Wohnort, zum Lebensort ist bei Faust und Ulrich die selbe; der Raum des Lebens – ein Symbol für das Ich, das sowohl im *Faust* als auch im MoE überwunden werden soll – beschränkt den Geist in beiden Fällen. Kein Zufall, daß Ulrichs Frage ganz ähnlich klingt wie der oben zitierte Ausruf von Faust: „Als alles fertig war, durfte er den Kopf schütteln und sich fragen: dies ist also das Leben, das meines werden soll?" (21)

Das Beschränktsein durch die Umstände wird beiden Helden in dem Augenblick bewußt, wo der Leser sie zum ersten Mal antrifft. Als dessen logische Folge hat Ulrich mit seinem dritten und wichtigsten Versuch, „ein bedeutender Mann zu werden", aufgehört und „sich ein Jahr Urlaub von seinem Leben" (47) genommen. Genauso wie Ulrich nimmt sich auch Faust

Urlaub von seinem Leben. Er schließt den Pakt mit Mephistopheles, um – wie Ulrich – „eine angemessene Anwendung seiner Fähigkeit zu suchen" (47) Beide Helden handeln so nach der Musilschen „Motivation", sie stellen sich – Faust mit der Wette und Ulrich mit seinem Urlaub vom Leben – außerhalb der Macht der Notwendigkeiten:

> Im gewöhnlichen Leben handeln wir nicht nach Motivation, sondern nach Notwendigkeit, in einer Verkettung von Ursache und Wirkung; allerdings kommt immer in dieser Verkettung auch etwas von uns selbst vor, weshalb wir uns dabei frei halten. Diese Willensfreiheit ist die Fähigkeit des Menschen, freiwillig zu tun, was er unfreiwillig will. Aber Motivation hat mit Wollen keine Berührung, sie läßt sich nicht nach dem Gegensatz von Zwang und Freiheit einteilen, sie ist tiefster Zwang und höchste Freiheit.[8]

Die Infragestellung aller eingefleischten gesellschaftlichen Normen und Denkweisen, die eigentlich schon überholt werden müßten, gibt Ulrich un-menschliche, teuflische, d.h. mephistophelische Züge aus der Sicht der kritisierten Vertreter des „Seinesgleichen geschieht". „So ein Mensch ist doch kein Mensch!" (65), ruft Walter aus. Ulrichs Antwort auf die in den von Diotima zitierten Versen „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben ...? (280) gestellte dichterische Frage ist genauso sarkastisch wie Mephistos desillusionierende, rationalisierende Aussagen:

> Die Niederösterreichische Bodenbank. Das wissen Sie nicht, Kusine, daß alle Wälder hier der Bodenbank gehören? Und der Meister, den Sie loben wollen, ist ein bei ihr angestellter Forstmeister. Die Natur hier ist ein planmäßiges Produkt der Forstindustrie, ein reihenweise gesetzter Speicher der Zellulosefabrikation, was man ihr auch ohne weiteres ansehen kann. (280)

Ulrich zerstört hier Diotimas falsche, dünn-romantische Vorstellung vom Wald. Er ist aber nicht nur hier, sondern in fast allen Gesprächen mit dieser Frau der stets Verneinende, denn er nimmt der u.a. auch von Diotima vertretenen geistigen Haltung gegenüber eine entgegengesetzte Position ein. Der Erzähler betont also deswegen:

> Von dieser Art waren sehr oft seine Antworten. Wenn sie von Schönheit sprach, sprach er von einem Fettgewebe, das die Haut stützt. Wenn sie von Liebe sprach, sprach er von der Jahreskurve, die das automatische Steigen und Sinken der Geburtenziffer anzeigt. Wenn sie von den

> großen Gestalten der Kunst sprach, fing er mit der Kette der Entlehnungen an, die diese Gestalten untereinander verbindet. Es kam eigentlich immer so, daß Diotima zu sprechen begann, als ob Gott den Menschen am siebenten Tag als Perle in die Weltmuschel hineingesetzt hätte, worauf er daran erinnerte, daß der Mensch ein Häuflein von Pünktchen auf der äußersten Rinde eines Zwergglobus sei. (280)

Besonders dieser letzte Satz weist darauf hin, daß Ulrichs Figur bedeutende Paralellen mit Mephistopheles hat. Auch Goethes Gestalt „kann nicht hohe Worte machen" (F 275), und betont die Wenigkeit des Menschen:

> Er scheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden,
> Wie eine der langbeinigen Zikaden,
> Die immer fliegt und fliegend springt
> Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt; (F 287 ff.)

In Arnheims Überlegungen über den Mann ohne Eigenschaften kommt dieses Motiv des Teuflischen häufig vor. Er nennt Ulrich einen Mann, „der nicht nur die Zinsen, sondern das ganze Kapital seiner Seele zum Opfer bringen würde, wenn die Umstände es von ihm verlangten!" (541) Etwa hundert Seiten später hält er ihn für einen Menschen, „der den Teufel umarmen würde, weil er der Mann ohnegleichen ist!" (646) Ein noch treffenderes Beispiel bietet uns folgende Stelle aus dem Kapitel *Die Umkehrung*. Clarisse:

> Erinnerst du dich, ob ich dir schon einmal gesagt habe, du bist der Teufel? Mir ist so. Versteh mich gut: Ich sage nicht, du bist ein armer Teufel, das ist einer, der das Böse will, weil er es nicht besser versteht; du bist ein großer Teufel, du weißt, was gut wäre, aber du tust gerade das Gegenteil von dem, was du möchtest! Du findest das Leben, wie wir alle es führen, abscheulich, und darum sagst du zum Trotz, man soll es weiterführen. [...] Aber weil du ein Teufel bist, hast du auch etwas von Gott in dir, Ulo! Von einem großen Gott! Einem, der lügt, damit man ihn nicht erkennen soll! Du möchtest mich – (658)

Hier versteht Clarisse sehr viel vom Wesen Ulrichs, auch, wenn ihre Vorstellung, daß er der „große Gott" sei, von dem sie den Erlöser der Welt empfangen soll, dem Wahnsinn zuzuschreiben ist.

Für den Erzähler bedeuten diese von den Vertretern des „Seinesgleichen" als un-menschlich, bzw. teuflisch empfundenen Züge in Ulrich eher etwas Positives. Er spricht von einer biegsamen „Dialektik des Gefühls, die ihn

[Ulrich] leicht dazu verleitet, in etwas, das allgemein gut geheißen wird, einen Schaden zu entdecken" (151). Ulrich ist also nicht nur ein „Geist, der stets verneint" (F 1338). Er ist auf der Suche nach einem neuen, den Forderungen der modernen Zeit entsprechenden „Modus vivendi", nach etwas Unbestimmten, und nichts ist ihm fremder als eine geschlossene Ideologie. Er lebt ohne eine geschlossene Lebensphilosophie, und das hat zur Folge, daß er auch seinem eigenen Ich und seinen eigenen Aufgaben gegenüber stets skeptisch ist. In diesem Zusammenhang können Aussagen wie die folgende auf einen Aspekt von Ulrichs Bewußtsein hinweisen, der zum ersten Mal in Goethes *Faust* einen literarischen Ausdruck fand: „Ulrich ist ein Mensch, der von irgend etwas gezwungen wird, gegen sich selbst zu leben, obgleich er sich scheinbar ohne Zwang gehen läßt." (151) Einige Sätze später wird das gleiche Problem etwas ausführlicher behandelt, und das Geistige des „Gegen-sich-Lebens" betont:

> Warum lebte er also unklar und unentschieden? Ohne Zweifel, – sagte er sich – was ihn in eine abgeschiedene und unbenannte Daseinsform bannte, war nichts als der Zwang zu jenem Lösen und Binden der Welt, das man mit einem Wort, dem man nicht gerne allein begegnet, Geist nennt. Und Ulrich wußte selbst nicht warum, aber er wurde mit einemmal traurig und dachte: „Ich liebe mich einfach selbst nicht." (153)

Die Unklarheit und Unentschiedenheit seines Lebens ist es, was seine Selbstliebe und damit auch sein Glück verhindert, aber sie aufzugeben wäre identisch mit der „perspektivischen Verkürzung des Verstandes" (648), mit einem Rückfall in das „Seinesgleichen, dieses von Geschlechtern schon Vorgebildete, die fertige Sprache nicht nur der Zunge, sondern auch der Empfindungen und Gefühle." (129) Alles, was Ulrich in diese Richtung treiben würde, also alles, was seinem Bestreben, durch einen neuen „Modus vivendi" die Welt gleichsam zu erlösen, entgegenkommt, erscheint aus der Sicht dieses „hohen Strebens" als eine bremsende geistige Kraft, deren Widerstand er oft auch in sich selbst zu besiegen hat. Der Erzähler schildert uns Ulrichs Gedanken über den Idealismus Diotimas folgenderweise:

> Der Geist dieser Frau, die ohne ihren Geist so schön gewesen wäre, erregte ein unmenschliches Gefühl, vielleicht eine Furcht vor Geist in ihm, eine Abneigung gegen alle großen Dinge [...] Aber wenn man es in Worte vergrößerte, hätten die etwa so lauten müssen, daß er zuweilen nicht bloß den Idealismus dieser Frau, sondern den ganzen Idealismus der Welt, in seiner Verzweigtheit und Ausbrei-

> tung, körperlich vor sich sah, eine Handbreit über dem griechischen Scheitel schwebend; gerade daß es nicht des Teufels Hörner waren! (286 f.)

Das Attribut des Teuflischen erhält hier also der Idealismus in seiner „Verzweigtheit und Ausbreitung". Es handelt sich hier aber keineswegs um eine philosophische Bedeutung des Wortes. Was damit gemeint wird, ist wahrscheinlich die ganz allgemeine geistige Haltung, deren Wirkungsmechanismus wir schon – Diotimas Eichendorff-Zitat möchte ich in Erinnerung rufen – gesehen haben, und die nicht nur bei Diotima, sondern bei fast allen Gestalten des Romans für die erwähnte „perspektivische Verkürzung des Verstandes" sorgt. Im 84. Kapitel erhält auch Walters Idealismus geradezu mephistophelische Züge, indem er das „Humane" des „hic et nunc" verteidigt, das nach Ulrich im Sinne Nietzsches überwunden werden soll:

> Ich aber erwidere dir: 'Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht'! Daß wir den Arm ausstrecken und zurückziehen, nicht wissen, ob wir uns rechts oder links wenden sollen, daß wir aus Gewohnheiten, Vorurteilen und Erde bestehn und dennoch nach Kräften unseren Weg gehen: gerade das macht das Humane aus! (365)

Auch Arnheim vertritt dem Mann ohne Eigenschaften gegenüber ein „feindliches Prinzip" (649). Ihn veranlaßt ein „Bedürfnis, diesen Mann zu verführen" dazu, Ulrich vorzuschlagen, daß er in seine Firma eintrete. (641) Daß solche „Verführungsversuche" nicht ohne jede Wirkung bleiben, zeigt die Tatsache, daß Ulrich eine „große Verlockung" (645) fühlt, Arnheims Vorschlag anzunehmen. Auf solche Beispiele habe ich also einige Sätze früher angespielt mit der Bemerkung, daß Ulrich oft auch in sich selbst der bremsenden Kraft des „Seinesgleichen geschieht" Widerstand leistet, ja Widerstend leisten muß, denn er ist keineswegs gefeit gegen die Zeit. Diese innere Spannung Ulrichs läßt sich vielleicht an einem Beispiel aus dem 40. Kapitel am besten zeigen. Es handelt sich um die Stelle, wo der Erzähler die immer schon problematische Beziehung der Intelligenz zur Wirklichkeit schildert:

> Aber auch damals lernte man, wenn man älter wurde und bei längerer Bekanntschaft mit der Räucherkammer des Geistes, in der die Welt ihren geschäflichten Speck selcht, sich der Wirklichkeit anzupassen, und der endgültige Zustand eines geistig angebildeten Menschen war ungefähr der, daß er sich auf sein „Fach" beschränkte und für den Rest seines Lebens die Überzeugung mitnahm, das Ganze sollte ja vielleicht anders sein, aber es habe gar keinen

> Zweck, darüber nachzudenken. So ungefähr sieht das innere Gleichgewicht der Menschen aus, die geistig etwas leisten. (154 f.)

Ulrich war auch einer von diesen Verzichtenden, er hörte aber mit seiner Wissenschaft auf, weil er nicht mehr auf den Sinn des Ganzen verzichten konnte. Das ist für ihn eine ethische Forderung, die einem, zwar moralisch wünschbaren, Sich-an-die-Wirklichkeit-Anpassen gegenübersteht. Im nächsten Absatz wird dieser Gegensatz ausführlicher beschrieben:

> Zwei Ulriche gingen in diesem Augenblick. Der eine sah sich lächelnd um und dachte: „Da habe ich also einmal eine Rolle spielen wollen, zwischen solchen Kulissen wie diesen. Ich bin eines Tags erwacht, nicht weich wie in Mutters Körbchen, sondern mit der harten Überzeugung, etwas ausrichten zu müssen. Man hat mir Stichworte gegeben, und ich habe gefühlt, sie gehen mich nichts an. Wie von flimmerndem Lampenfieber war damals alles mit meinen eigenen Vorsätzen und Erwartungen ausgefüllt gewesen. Unmerklich hat sich aber inzwischen der Boden gedreht, ich bin ein Stück meines Wegs vorangekommen und stehe vielleicht schon beim Ausgang. Über kurz wird es mich hinausgedreht haben, und ich werde von meiner großen Rolle gerade gesagt haben: 'Die Pferde sind gesattelt.' Möge euch alle der Teufel holen!" (155)

Dieser erste, sich anpassende Ulrich hat eine Überzeugung „etwas ausrichten zu müssen". Aber was? Und warum? Er bekommt Stichworte, die ihn nichts angehen. Aber von wem? Er spielt seine Rolle, aber wer hat sie ihm zugeteilt? Der Boden dreht sich mit ihm, und plötzlich ist er schon beim Ausgang. Das wäre ein Leben, das zwar „inneres Gleichgewicht" schafft, aber zugleich zum Verlust des Selbst, zur Degradierung des Menschen zu einer Funktion führt, die ihm von der Gesellschaft, von dem „Seinesgleichen" zugeteilt wird.

Der zweite Ulrich, der „keine Worte zu seiner Verfügung" findet (d.h.: „nichts von Geschlechtern schon Vorgebildetes, sogar die Worte nicht"), ist nicht zufällig so dargestellt, daß dem Leser sehr leicht die Erdgeist-Szene aus *Faust* I. (F 460 ff.) einfallen kann:

> Aber während der eine mit diesen Gedanken lächelnd durch den schwebenden Abend ging, hielt der andre die Fäuste geballt, in Schmerz und Zorn; er war der weniger sichtbare, und woran er dachte, war, eine Beschwörungsformel zu finden, einen Griff, den man vielleicht packen könnte, den eigentlichen Geist des Geistes, das fehlende,

> vielleicht nur kleine Stück, das den zerbrochenen Kreis schließt. Dieser zweite Ulrich fand keine Worte zu seiner Verfügung. (155)

Faust beschwört mithilfe einer Beschwörungsformel, mit dem „Zeichen des Erdgeistes", den Geist der Erde, kann ihn aber nicht festhalten, weil er nicht fähig ist, ihn zu „begreifen". Die Selbstschilderung des Erdgeistes ist eine Darstellung des irdischen Lebens im Ganzen, er ist verantwortlich für die Bewegung dieses Ganzen. Was wäre aber der Musilsche „Geist des Geistes"? Wahrscheinlich etwas, was dem Geist eine 'Richtung' zeigen würde, denn ohne Ziel ist seine Bewegung etwas Chaotisches, und letzten Endes Irrationales, d.h. Un-Geistiges. Anders ausgedrückt hätte er die Verantwortung für die Bewegung des Geistes, der sich moralisch anpaßt, statt ethisch zu sein. Ich glaube, wir sind nicht weit von der Wahrheit, wenn wir sagen, daß der „Geist des Geistes" in der ethischen Haltung eines jeden Wissenschaftlers zu finden sein sollte, und auf ihr Fehlen deutet hier Musil hin. Eben seine ethische Haltung ist es, die Ulrich von seiner Wissenschaft distanziert. Ihm ist klar geworden, „daß die Bedürfnisse des Lebens anders seien als die des Denkens" (395). Ulrich nimmt seinen „Urlaub vom Leben", weil es ihm bewußt wird, daß der Geist ohne Geist, d.h. die Wissenschaft – also auch die Mathematik – in ihrer vorliegenden Form diese „Bedürfnisse des Lebens" nicht befriedigen kann. Deswegen werden die Wissenschaftler in Diotimas Salon genauso stark ironisiert, wie die anderen Vertreter des Bewußtseinshorizonts der Zeit, sie haben wie alle anderen eine eingeistige Berufsideologie, indem sie der Wahrheit und dem Fortschritt dienen und sonst von nichts wissen. (301) Jetzt erhalten sie und ihre Wissenschaft diabolische Züge. Der Erzähler spricht von einem „Hang zum Bösen" (301), von dem „Element des Urbösen" (303), von einem in die „Nüchternheit der Wissenschaft eingeschlossenen Grundgefühl, und wenn man es aus Achtbarkeit nicht den Teufel nennen will, so ist doch zumindest ein leichter Geruch von verbranntem Pferdehaar daran." (303) Diese Zuordnung des Teuflischen der Wissenschaft ist aber bei Musil nicht im traditionellen Sinne gemeint, nach dem das Neue die von Gott gesetzte Ordnung stört, und folglich von dem Teufel kommt. Ganz im Gegenteil:

> Sieht man andererseits zu, welche Eigenschaften es sind, die zu den Entdeckungen führen, so gewahrt man Freiheit von übernommener Rücksicht und Hemmung, Mut, ebensoviel Unternehmungs- wie Zerstörungslust, Ausschluß moralischer Überlegungen, geduldiges Feilschen um den kleinsten Vorteil, zähes Warten auf dem Weg zum Ziel, falls es sein muß, und eine Verehrung für Maß und Zahl, die der schärfste Ausdruck des Mißtrauens gegen alles Ungewisse ist; mit anderen Worten, man erblickt nichts

> anderes als eben die alten Jäger-, Soldaten- und Händlerlaster, die hier bloß ins Geistige übertragen und in Tugenden umgedeutet worden sind. (303)

Beide Helden sind also sehr begabte Naturwissenschaftler, die sich nicht mehr in die Grenzen der Wissenschaft einzwängen lassen im Gegensatz zu Figuren wie Wagner im *Faust* oder die erwähnten Wissenschaftler des Musilschen Werkes.

Nicht nur der Hauptheld des MoE besitzt die „Fähigkeit, an jeder Sache zwei Seiten zu erkennen" (265), sondern offensichtlich auch der Erzähler: Aus der Sicht des „Seinesgleichen" erscheint Ulrich als ein merkwürdiger Mephistopheles. Aus der Sicht Ulrichs und des Erzählers ist es aber eben umgekehrt: Das „Seinesgleichen" erhält diabolische Züge. Das haben wir an den letzten Beispielen gesehen.

Ulrich kann also kein Gelehrter sein, dem es bloß auf die Wahrheit ankommt. Aber auch kein Schriftsteller, der nur „seine Subjektivität spielen lassen will" (254). Sein Anliegen ist ein ethisches, und diese Sphäre liegt zwischen Wahrheit und Subjektivität: das ist die Suche nach dem neuen „Modus vivendi".

Auch in Goethes großer Dichtung geht es im Grunde genommen um diese einzige Frage. Das **Wie** des Lebens von Faust ist ja der Gegenstand der Wette zwischen dem Herren und Mephistopheles. Die Grundproblematik ist es also, die diese auf den ersten Blick so unterschiedlichen Werke miteinander verbindet.[9] Ulrich und Faust sind auf der Suche nach einem neuen Leben. Für beide Helden gelten die vielzitierten Aussagen des Herren aus dem „Prolog im Himmel":

> Es irrt der Mensch, solang' er strebt. (F 317)
> [...]
> Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt. (F. 328 f.)

Wird hier nicht auf etwas ähnliches hingedeutet wie die in dem folgenden Musil-Zitat charakterisierte „Moral des nächsten Schritts" (733)?

> Nie ist das, was man tut, entscheidend, sondern immer erst das, was man danach tut! [...] „Ich habe gesagt, es käme nicht auf einen Fehltritt an, sondern auf den nächsten Schritt nach diesem. Aber worauf kommt es nach dem nächsten Schritt an? Doch offenbar auf den dann folgenden? [...]" (735)

Ohne Zweifel sind Ulrichs konkrete Lösungsversuche der Frage des rechten Lebens ziemlich goethefern. Seine Utopien und Forderungen entstammen der eigentümlichen Problematik des 20. Jahrhunderts. Ein Unterschied besteht auch darin, daß Faust ein aktiv handelnder Held ist, während Ulrich als ein „aktiver Passivist" bezeichnet wird. Sein Streben wird nicht in Taten umgewandelt wie die von Faust. Auf Clarisses Frage, „Was ist das, ein aktiver Passivismus?", antwortet Ulrich so: „Das Warten eines Gefangenen auf die Gelegenheit des Ausbruchs." (356) Das ist keineswegs ein wehrloses „Hinnehmen von Veränderungen und Zuständen", es ist nicht „die hilflose Zeitgenossenschaft" (360) Walters und der anderen, sondern ein geistig aktiver Wartezustand: „In Wahrheit hätten wir nicht Taten von einander zu fordern, sondern ihre Voraussetzungen erst zu schaffen; so ist mein Gefühl!" (741)

Man kann etwas „tun", wenn man weiß, warum, d.h. aus welchem Grund und zu welchem Zweck das und das gemacht werden sollte. „Es ist so einfach, Tatkraft zu haben, und so schwierig, einen Tatsinn zu suchen!" (741) Es gibt natürlich ein „Tun" innerhalb des „Seinesgleichen", aber dort bestimmt die Funktion das Handeln. Voraussetzungen der Taten zu schaffen heißt also die allgemeine Richtungslosigkeit und Entwurzelung des Menschen aufzuheben. Ein moralisches Problem. Ulrich ist „passiv", weil er nichts tut und zugleich auch „aktiv", weil er zuerst den Tatsinn finden möchte, um so – durch die Lösung des Problems der Moral, durch einen neuen „Modus vivendi" die Voraussetzungen der Taten zu schaffen.

Ein Unterschied liegt also zwischen den beiden Helden in der Frage der Tat. Wenn wir aber bedenken, daß im Zentrum **beider** Werke die Frage des rechten Lebens steht, können wir leicht einsehen, daß dieser Unterschied gar nicht so wesentlich ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Goethe läßt seinen Faust durch eine Fülle von existentiellen Situationen gehen, die alle im Grunde Einzellösungsversuche der Frage des rechten Lebens darstellen. Diese Frage besitzt sowohl bei Goethe als auch bei Musils Held „etwas von mathematischen Aufgaben, die keine allgemeine Lösung zulassen, wohl aber Einzellösungen, durch deren Kombination man sich der allgemeinen Lösung zulassen, wohl aber Einzellösungen, durch deren Kombination man sich der allgemeinen Lösung nähert." (358) An Beispielen aus Fausts Leben nähern wir uns der allgemeinen Lösung, die eigentlich weder bei Goethe noch bei Musil erreicht wird. Das Werk *Faust* wird also aufgrund der im letzten Musil-Zitat beschriebenen Methode organisiert. Man könnte auch diese Methode als essayistisch bezeichnen. Nicht nur Ulrich, sondern auch Musil und Goethe vertreten die im MoE explizit ausgedrückte Theorie:

> Ungefähr wie ein Essay in der Folge seiner Abschnitte ein Ding von vielen Seiten nimmt, ohne es ganz zu erfassen, – denn ein ganz erfaßtes Ding verliert mit einem Male

> seinen Umfang und schmilzt zu einem Begriff ein – glaubte er, Welt und eigenes Leben am richtigsten ansehen und behandeln zu können. (250)

Wir können also feststellen, daß der MoE und der *Faust* nicht nur durch thematische und motivische, sondern auch durch strukturelle Entsprechungen verbunden sind. Ein Problem könnte aber diese Feststellung fragwürdig machen. Musils Roman ist unabgeschlossen, während die Faustdichtung, genauer der zweite Teil, von Goethe im November 1831 sogar feierlich eingesiegelt wurde. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun der Frage des Schlusses zu!

Fausts Suche wird mit seinem großen Schlußmonolog (F 11559) beendet. Aber trotz aller autoritären Kraft dieser Zukunftsvision bleibt Faust auch jetzt ein Strebender, seine Suche wird nicht beendet, sein Tod schneidet einfach die Reihe seiner Lösungsversuche ab, und täuscht auf diese Weise jenen Eindruck vor, als wäre hier wirklich etwas Vollkommenes gefunden worden. Keineswegs wird aber hier die Frage des rechten Lebens eindeutig beantwortet. Faust erhält die Gnade nicht als Belohnung für seine letzte Vision, auch wenn diese Utopie den letzten in Begriffen formulierbaren Schluß seiner und seines Autors Weisheit über diese Frage darstellt. Es wurde früher schon darauf hingewiesen (s. Anm. 9), daß Faust hier in conjunctivus potentialis spricht, denn seine Vision ist nur ein Vorgefühl; wenn sie in Erfüllung ginge, könnte er zum Augenblicke sagen: „Verweile doch..." Aber eine solche Erfüllung ist nach dem Stand der Dinge geradezu unmöglich. Die auf den Tod von Faust folgenden Szenen erweitern die ohnehin unabschließbare Thematik ins Unendliche. Raum und Zeit werden aufgehoben, was sich hier vor unseren Augen abspielt, ist ein neuer Anfang, Faust tritt in eine höhere Sphäre ein. Die Unvollendbarkeit des Musilschen Roman und diese Offenheit von Goethes Werk sind merkwürdigerweise näher verwandt, als man es auf den ersten Blick annehmen könnte. Während aber die Offenheit Goethes oft übersehen wird, ist sie in der Musil-Literatur gleichsam zu einem Gemeinplatz geworden. Fast alle Musil-Forscher sind der Meinung, die J. Strelka so formuliert: „[...] selbst wenn Musil nicht vor Abschluß der Arbeit gestorben wäre, der Roman wäre wohl niemals wirklich 'vollständig' abgeschlossen worden."[10]

Die Frage des rechten Lebens wird auch bei Musil nicht beantwortet. Seine Utopien sind Lösungsversuche, und stellen immer offene Denksysteme dar. Obwohl sie an sich auch wertvolle geistige Leistungen sind, darf man nicht den Fehler begehen, den Sinn des Romans einfach in der – übrigens auch von Ulrich intendierten – Addierung oder Aneinanderreihung seiner Lösungen zu sehen. Hier, wie auch im *Faust*, geht es um etwas Tieferes. Für Ulrich und Agathe bedeutet die Moral einen „Traumzustand", wo es „kein Gut und

Bös, sondern nur Glaube – oder Zweifel" gebe. (762) Hier ist derselbe Zustand gemeint, worüber auch „christliche, jüdische, indische und chinesische Zeugnisse" sprechen, und so kommt Ulrich zum Schluß:

> Wir dürfen also einen bestimmten zweiten und ungewöhnlichen Zustand von großer Wichtigkeit voraussetzen, dessen der Mensch fähig ist und der ursprünglicher ist als die Religionen. (766)

Ulrichs Reflexionen über eine andere Dimension menschlichen Daseins gehören ohne Zweifel zu den wichtigsten Bestandteilen des Sinnzusammenhanges von Musils Roman. Einmal spricht er von „zwei verhältnismäßig selbstständigen Lebensschichten in uns" (724), und zwei Schicksalen des Menschen, einem „regsam-unwichtigen, das sich vollzieht, und einem reglos-wichtigen, das man nie erfährt" (724); ein anderes Mal nennt er dieses Gegensatzpaar „appetithaft" und „nicht-appetithaft", aber auch im Begriffspaar „das Tierische und das Pflanzenhafte" wird dieselbe Bedeutung ausgedrückt:

> Denn in jedem Menschen ist ein Hunger und verhält sich wie ein reißendes Tier; und ist kein Hunger, sondern etwas, das frei von Gier und Sattheit, zärtlich wie eine Traube in der Herbstsonne reift. Ja, sogar in jedem seiner Gefühle ist das eine wie das andere. [...] Vielleicht wäre das Tierische und das Pflanzenhafte, als Grundgegensatz der Gelüste verstanden, sogar der tiefste Fund für einen Philosophen! (1236)

Diese Zweiheit des Menschen, die Musil im Sinne seiner Theorie des Essayismus mit einer Vielzahl von Begriffen umzuschreiben versucht, spielt auch in Goethes Dichtung eine zentrale Rolle. Faust hat zwei Seelen (F 1112), und das „Pflanzenhafte" erhält eine reiche Symbolik, die durch das ganze Werk – wenn auch nicht sehr auffällig – durchgehalten wird. Der „pflanzenhafte" Teil von Fausts Wesen, sein besseres Ich, wenn man so sagen will, ist weniger sichtbar, als der „tierische", auch wenn er in jedem seiner „Gelüste" seinen Anteil hat, wie es sich bei genauerer Untersuchung ergibt. Auch Fausts Genesung am Anfang des zweiten Teiles hat etwas mit dieser Sphäre zu tun.[11] Nach jedem Sturz seines „appetithaften", und im alltäglichen Sinne „faustischen" Ich richtet er sich immer wieder auf. Was ermöglicht das? Was macht seine Neugeburt, seinen Eintritt in die himmlische Sphäre möglich? Es gibt unzählige Antworten, aber keine trifft ganz zu. Man kann das ein wenig theoretisch das allgemeine Ethos von Fausts Leben nennen. Aber auch Musils Ausdrücke das „Pflanzenhafte", „Reglos-Wichtige", „Nicht-Appetithafte" der Seele bezeichnen etwas Ähnliches.

Die Agathe-Handlung wäre in diesem Zusammenhang ein Versuch, nach einer Moral zu leben, die sich auf diesen Zustand stützt. Das Unternehmen der Geschwister scheitert, weil die ihm als Grundlage dienende Moral als Zustand gedacht (ein besserer Ausdruck wäre vielleicht: ethische Haltung) auch in diesem Versuch ihrer konkreten Verwirklichung schiefgeht. Musil prüft sie immer wieder an der Wirklichkeit, und immer wieder stellt es sich heraus, daß sie sich auch so nicht verwirklichen läßt. Die Gründe für die Unabschließbarkeit des MoE liegen also in der Struktur selbst. Um die Begründung einer wahren Menschengemeinschaft geht es auch in Faustens letzter Vision. Chaos und Zerfall schließen das irdische Geschehen auch in Goethes „Tragödie" Fausts Lebensproblematik ist an und für sich genauso offen wie die Ulrichs, doch durch den Rahmen wird sie in eine von Raum und Zeit unabhängige Symbolwelt gestellt, und kann so ohne konkrete Lösung dargestellt werden. Musil konnte bis zu seinem Tode keinen Ausweg aus dieser Falle der Konstruktion finden. Wollte er überhaupt? Wie es dem auch sei, die Offenheit seines Romans ist zum Bestandteil des Werkes geworden. Der Leser ist es, dem der Ball zugespielt wird: „Du mußt dein Leben ändern."

Anmerkungen

[1] Der vorliegende Aussatz ist – deutlich überarbeitet und gekürzt – meiner Diplomarbeit entnommen: KOVÁCS, L.: *Faust-Elemente und das Goethe-Bild in Robert Musils Roman Der Mann ohne Eigenschaften.* Dipl. U Budapest 1993.

[2] *Der Mann ohne Eigenschaften*

[3] Einige erfreuliche Ausnahmen sind:
DRESLER -BRUMME, CH.: *Nietzsches Philosophie in Musils 'Mann ohne Eigenschaften'.* Diss. U Klagenfurt 1985
HÖSLE, J.: *Wirklichkeit und Utopie in Robert Musils 'Mann ohne Eigenschaften'.* In: *Robert Musil: Studien zu seinem Werk.* Ed. Karl Dinklage u.a. Hamburg 1971
KAISER, G. R.: *Proust-Musil-Joyce: Zum Verhältnis von Literatur und Gesellschaft am Paradigma des Zitats.* Frankfurt am Main 1969
LEPPMANN, W.: *Zum Goethebild bei Robert Musil, Hermann Broch und Ernst Jünger.* In: *Monatshefte* 4/1962, S. 145-155.
MARTIN, G.: *Musil und Goethe: Zum fünfzigsten Todestag von Robert Musil am 15. April 1992.* In: *Musil-Forum* 17/18. Jahrgang 1991/92. S. 206-227.
MÜLLER, G.: *Dichtung und Wissenschaft: Studien zu Robert Musils Romanen 'Die Verwirrungen des Zöglings Törless' und 'Der Mann ohne Eigenschaften'.* Upsala 1971

[4] WILLEMSEN, R.: *Robert Musil: Vom intellektuellen Eros.* Serie Piper Porträt, Band 5208. München 1985, S. 59.

[5] Zur impliziten Markierung der Intertextualität gebraucht Musil neben den gängigen Formen - wie z.B. die Markierung aufgrund der allgemeinen Bekanntheit des Prätextes – auch noch eine eigene Methode: In den Bereich der Dekonstruktion überholter geistiger Erscheinungen gehören die Goethe-Zitate, die gegen die "Goethemanen" des Romans gerichtet sind und die Funktion haben, den Mißbrauch geistiger Inhalte und das dahinter steckende scheinbar moralische, in Wahrheit aber egoistische Anliegen der ironisierten Gestalten zu enthüllen. Poetisch gesehen erhalten diese intertextuellen Bezüge immer eine deutliche Markierung, denn sie beziehen sich in erster Linie auf eine "säkularisierte" Lesart der zitierten Werke, und der Leser soll

– damit die Ironie ihre gezielte Wirkung wirklich erreicht – immer im Klaren sein, worum es eigentlich geht. Aber die explizit markierten Bezüge auf Goethes diverse Werke haben auch eine andere, nicht mehr so offensichtliche Funktion. Sie verfügen über einen Verweischarakter, fungieren als – impliziter – Marker tieferer und wesentlicherer Beziehungen, von denen besonders die Faustdichtung eine zentrale Bedeutung erhält.
Über die nicht markierte Intertextualität siehe: FÜGER, W.: *Intertextualia Orwelliana: Untersuchungen zur Theorie und Praxis der Markierung von Intertextualität.* In: *Poetica* 21/1989, S. 179-200.

[6] MUSIL, R.: *Kleine Prosa-Aphorismen*-Autobiographisches. Gesammelte Werke in neun Bänden. Bd. 7. Frise, A. (Hrsg.) Reinbek bei Hamburg 1978, S. 941.

[7] KAISER, E. & E. WILKINS: *Robert Musil: Eine Einführung in das Werk.* Stuttgart 1962, S. 35.

[8] Zitiert von Joseph Strelka in seinem Buch: *Kafka - Musil - Broch und die Entwicklung des modernen Romans.*Wien o.J., S. 51.

[9] In dem so wichtigen 52. Kapitel *Die Atemzüge eines Sommertages*, an dem Musil auch noch an seinem Todestag arbeitete, kommen Ulrich und Agathe mitten im "geräuschlosen Strom glanzlosen Blütenschnees"(1237) darauf zu sprechen, daß die Triebe,"die gleichen paar Instinkte, die schon das Tier hat", es sind, die der Welt ihre "Schönheit", ihren "Fortschritt" und ihre "wirre Unruhe" geben.(1237) Dieser Gedankengang wird so fortgesetzt:

> Eine so deutliche Ehrenrettung der Triebe, und mitverstanden des triebhaften, und des tätigen Menschen überhaupt – denn auch das bedeutete es – hätte nun freilich einem <westlichen, abendländischen, faustischen Lebensgefühl> angehören können, in der Sprache der Bücher so genannt zum Unterschied von einem jeden, das nach derselben sich selbst befruchtenden Sprache <orientalisch> oder <asiatisch> sein soll. Er erinnerte sich dieser vornehmtuerischen Modeworte. Doch es lag nicht in der Absicht der Geschwister, noch hätte es ihren Gewohnheiten entsprochen, einem Erlebnis, von dem sie tief bewegt waren, durch solche angeflogene, schlecht verwurzelte Begriffe eine trügliche Bedeutung zu geben; [...] (1238)

Hier geht es ohne Zweifel um eine Distanzierung vom "abendländischen", "faustischen" Lebensgefühl. Ulrich betont ja ausdrücklich, daß seine oben zitierten Gedanken nicht auf das Faustische zurückzuführen seien. Wenn wir jetzt die Frage stellen, wie dieses Wort hier gebraucht wird, so wird gleich klar, daß Ulrich sich von der vereinfachten und verflachten, sowie letzten Endes dadurch auch verfälschten Bedeutung distanziert, die das Wort im Common sense erhält. Darum spricht also Musil von "trüglicher Bedetung", und "vornehmtuerischen Modeworten". Das "Faustische" ist ja ein typisches Modewort aus dem Wortschatz des Bürgers besonders der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und dient der 'Ehrenrettung' seiner lebensfeindlich gewordenen Denkweise durch vereinfachende Lesarten vor allem des Goetheschen *Faust*. Bezüglich der oben zitierten Stelle vertritt die österreichische Germanistin, Ch. Dresler-Brumme folgende Ansicht:

> Ulrich betont ausdrücklich, daß seine "Ehrenrettung der Triebe und des triebhaften und tätigen Menschen nicht auf das "faustische Lebensgefühl" zurückzuführen sei.
> [...] "Faustischer Herkunft" können seine Gedanken gar nicht sein, weil sein "Verweile doch!" im conjunctivus optativus dem faustischen "Verweile doch" im conjunctivus irrealis diametral entgegensteht.(DRESLER-BRUMME, CH.: *Nietzsches Philosophie in Musils 'Mann ohne Eigenschaften'.* Diss. U Klagenfurt 1985, S. 233.)

In dieser Argumentation scheint mir ein kleiner, aber aus unserer Sicht wichtiger Denkfehler präsent zu sein. Dresler-Brumme verneint die Möglichkeit einer Beziehung zwischen Faust und Ulrich damit, daß das "Verweile doch" im *Faust* im conjunctivus irrealis gemeint wird, wobei es im MoE im conjunctivus optativus steht. Ist aber das "Verweile doch" Goethes wirklich im con-

junctivus irrealis gemeint? Zum Teil, ja. Für die von der Autorin zitierte, allgemein bekannte Textstelle (F 1699 ff.) aus *Faust* I. stimmt das ohne Zweifel. Faust geht hier die Wette mit Mephistopheles ein und hält das Verweilen "auf der höchsten Stufe der Glückseligkeit" (Musil) für sich gleichsam für ewig versagt, d.h. für irreal. Von Ulrich wird dieser Zustand im Kapitel 51. tatsächlich gewünscht: "Wie könnte man auf der höchsten Stufe der Glückseligkeit verweilen, falls sich überhaupt zu ihr gelangen läßt? Im Grunde beschäftigt uns nur diese Frage." (1130) Das Problem in der Gegenüberstellung der beiden "Verweile doch" besteht darin, daß dieses Motiv im *Faust* nicht konstant bleibt, sondern einer wesentlichen Entwicklung unterliegt. Es steht immer im Mittelpunkt des Werkes, denn eben darum wird gewettet. Das Zitat kommt im fünften Akt des zweiten Teiles leicht aber doch wesentlich verändert noch einmal vor. Fausts vorletzte Sätze lauten : "Zum Augenblicke dürft' ich sagen: /Verweile doch du bist so schön!" (F 11581 f.) Der Konjuktiv kann hier nur als optativus gelten, denn der blinde Faust erlebt dabei eine Vision des glücklichen Volks hinter dem Deich, er sieht eine mögliche Zukunft, d.h. eine Utopie. Die Erfüllung ist zwar fern, sie wird aber gewünscht und wäre für Faust die 'höchste Stufe der Glückseligkeit', nach der auch die Helden Musils streben.
Ulrich ist also nicht faustisch im Sinne eines entstellten, veflachten Goethe, könnte aber faustisch sein, wenn man den gesamten Text der Faustdichtung nicht aus dem Auge verliert und das Werk als einen lebendigen Organismus betrachtet. Daß auch Dresler-Brumme in der Verneinung einer Beziehung zwischen Faust und Ulrich nicht ganz sicher gewesen war, verrät eine ihrer Fußnoten zu der oben zitierten These:

> "das westliche, abendländische, faustische Lebensgefühl" bezieht sich hier wahrscheinlich nicht unmittelbar auf den "Faust", sondern auf Oswald Spengler, "Untergang des Abendlandes" (a.a.O., S. 233.)

Von einem anderen Gesichtspunkt aus nähert sich Primus-Heinz Kucher dieser Frage in einem Artikel (KUCHER, P.-H.: *Die Auseinandersetzung mit Spenglers "Untergang des Abendlandes" bei R. Musil und O. Neurath: Kritik des Irrationalismus.* In: STRUTZ, J.& J. STRUTZ (Hrsg.): *Robert Musil: Literatur, Philosophie und Psychologie.* Musil-Studien 12. München-Salzburg 1984, S. 124-142.), in dem er die Außeinandersetzung mit Spengler bei Musil untersucht. Von hier gesehen besteht kein Zweifel, daß dieses Zitat sich auf Spengler und nicht auf den *Faust* bezieht. Kucher hält "Spenglers Entblößung" im MoE für "elegant" und "wirkungsvoll". Bezüglich der oben zitierten Textstelle sagt er folgendes:

> Überlegen zieht in der ersten Fassung von "Atemzüge eines Sommertags" Ulrich im Gespräch mit Agathe über Triebe und Gefühl – ihrem Erleben der taghellen Mystik – deren Einordnung in ein westliches, abendländisches, faustisches Lebensgefühl zurück, um sie nicht begrifflicher Verkümmerung [die nach Kuchers Meinung für Spengler charakteristisch ist – L.K.] preiszugeben [...] (a.a.O., S.138.)

Musil rezipiert den Begriff des Faustischen als geistiges Objekt, und zeigt wie man damit in der gegebenen Welt umgeht. Insofern gehört dieses Beispiel in den Bereich des "geistig Typischen", das Musil nach eigenen Aussagen vor allem interessiert.

[10] STRELKA, J.: *Kafka – Musil – Broch und die Entwicklung des modernen Romans.* Wien o.J., S. 51 f.

[11] Die Szene "Anmutige Gegend" ist mit einer reichen Natursymbolik dargestellt. Das ist die Sphäre des Sich-Ewig-Wiederholenden (Vgl. die vier Strophen der Elfen), das dem Vergehenden (Fausts Leben) entgegengesetzt wird. Auch der Anfang der Szene "Wenn der Blüten Frühlingsregen/Über alle schwebend sinkt..." (F 4613 f.) ist ein Bild, das sich bei Musil in einem ähnlichen Zusammenhang wiederholt: "Ein geräuschloser Strom glanzlosen Blütenschnees schwebte, von einer abgeblühten Baumgruppe kommend, durch den Sonnenschein; ..." (1232) Übrigens deuten die Abweichungen auf wesentliche Unterschiede hin: Im *Faust* begleiten Äolsharfen den Gesang Ariels, im MoE ist die Szene "geräuschlos". Bei Goethe schwebt der "Frühlingsregen" über alle, bei Musil handelt es sich eher um die 'Zweisamkeit' der Geschwister. Im *Faust* fallen wahrscheinlich 'frische Blumen' ("Frühlingsregen"), bei Musil ist die "Baumgruppe" "abgeblüht" (Es ist Sommer).

Viktória Farkas (Budapest)

Robert Musil: *Vereinigungen*. Versuch einer Deutung der Erzählungen[1]

1. Die Vollendung der Liebe

Die Vollendung der Liebe ist die erste Novelle in dem Erzählband *Vereinigungen* (1911).[2] Sie hat eine chronologisch nacherzählbare Fabel, die man mit wenigen Worten zusammenfassen kann: Claudine, die Hauptfigur, führt eine glückliche Ehe mit ihrem zweiten Mann. Sie besucht ihre während ihrer ersten Ehe in einer Zufallsbekanntschaft gezeugte Tochter, Lilli, in einem ländlichen Institut. Auf dieser Reise kann ihr Mann sie nicht begleiten, sie bleibt seit ihrer Eheschließung das erste Mal allein. Sie lernt im Zug einen Ministerialrat, einen gleichgültigen Fremden kennen, mit dem sie einen Ehebruch vollzieht. In der körperlichen Untreue erlebt sie eine Vollendung ihrer Liebe.

Die Geschichte wird in drei von einander deutlich getrennten Abschnitten erzählt, die zusammen vier Tage umfassen. Das äußere Geschehen ist aber nur ein Vorwand, der ermöglicht, innere Prozesse darzustellen. Gefühle und Gedanken werden in ihrer Entstehung, als wandernde, auf einander gegenseitig wirkende, einander hervorrufende, willkürlich verschwindende, aber bald wiederkehrende, sich ständig verändernde und doch irgendwie wiederholende Erscheinungen mit Hilfe der dichterischen Bilder sichtbar gemacht. „Der sachliche Zusammenhang der Gefühle und Gedanken, um die es sich handelt", wird ausgebreitet, „und nur das, was sich nicht mehr mit Worten allein sagen läßt", wird „durch jenen vibrierenden Dunst fremder Leiber" angedeutet, „der über einer Handlung lagert".[3]

Die Erzählung beginnt mit einem knappen Dialog eines Ehepaars, der in wenigen kurzen Sätzen klarstellt: Die Frau muß allein wegfahren. Die Gründe der Trennung liegen außerhalb ihrer Beziehung: Die Frau muß ihre außereheliche Tochter, Lilli, besuchen; ihr Mann kann sie aber nicht begleiten, weil er eine Arbeit beenden will. In einer herkömmlichen Erzählung könnte hier die Reise und damit die Reihe der Abenteuer gleich einsetzen, aber unsere Erwartungen in dieser Hinsicht verflüchtigen sich schnell. Im Vergleich zu dem anfänglichen, leichten Dialog fallen die darauffolgenden langsam wiegenden, mehrfach zusammengesetzten Sätze, die die beiden Erzählungen tragen, noch deutlicher auf. Die Frau schenkt Tee ein. Dieser alltägliche Vorgang beansprucht bis zum Absetzen der Teekanne eine ganze Seite. Die Zeit hält inne und wird steif. Es ist ein Stillstehen, eine Ruhe, eine Verlangsamung.

Das innige Verhältnis der beiden Personen wird verräumlicht: Ihre Blicke bilden einen Winkel, der sich wie „eine Strebe aus härtestem Metall" (S. 156) zwischen ihnen spannt, in dem das „beinahe Körperliche" (S. 156) nur diese beiden Menschen fühlen. Dieses Gefühl ist „kaum wirklich" (S. 156), weil es nur für dieses Ehepaar wahrnehmbar ist. An der Achse ihres Gefühls, und damit an den beiden Menschen hängt das ganze glänzende Zimmer, das durch die herabgelassenen Jalousien nach außen hermetisch abgeschlossen ist. Die Abgeschlossenheit ihres „Liebessystems" wird durch die Erwähnung eines Dritten gefährdet.

Dieser Dritte ist G., der Sexualverbrecher eines Buches, das sie beide gelesen haben. Sie haben das Bedürfnis, nicht von sich zu sprechen. G. lenkt, als unbewußter Vorwand, die Aufmerksamkeit der beiden Eheleute auf sich. Ihre Gedanken kehren aber nach einer Weile ganz unmerklich wieder zu ihnen selbst zurück. Die bedeutenden Fragen in Bezug auf G. stellt die Frau: „Wie mag ein solcher Mensch wie dieser G. sich wohl selbst sehen?" (S. 157) und „Glaubst du, daß er unrecht zu handeln meint?" (S. 157). Die Antwort des Mannes: „vielleicht darf man bei solchen Gefühlen gar nicht so fragen" (S. 157) versichert, daß er bereit ist, über die üblichen moralisch-rechtlichen Urteile der Gesellschaft hinauszudenken und die inneren Motive von G. zu berücksichtigen. Für Claudine scheint es bereits sicher zu sein, daß G. „gut zu handeln" (S. 157) meint. Sie ist nicht nur fähig, die verkehrte Moral eines anderen Menschen zu akzeptieren, sondern dahinter schimmert für sie die Möglichkeit durch, für ihr eigenes Leben eine andere Moral zu suchen, indem sie in der Untreue ihre Liebe vollenden kann. Im weiteren Gespräch wird es irrelevant, welche Aussage von welcher Person geäußert wird: „Da sagte einer von ihnen [...]. Und der Andere antwortete [...]" (S. 158). Dies macht den Eindruck völliger Gemeinsamkeit der Meinungen. Diese Erscheinung und die Tatsache, daß der Mann und die Frau im ganzen ersten Abschnitt nicht namentlich erwähnt werden, weist darauf hin, daß sie hier weniger als Individuen, sondern mehr als Bestandteile des „kunstvoll in sich gestützte[n] System[s]" (S. 159-160) bedeutend sind.

An G. bewegt die Eheleute vor allem seine Einsamkeit und seine Verschlossenheit. Ähnlich wie das in sich geschlossene Zuzweiensein des Ehepaares wird die verschlossene Einsamkeit von G. räumlich dargestellt. Er wird mit einem Haus mit verschlossenen Türen verglichen, an dem er vergeblich ein Tor sucht, und in dem seine Tat wie eine für andere nicht hörbare weiche Musik tönt. Die Eheleute spüren eine gewisse Schicksalsgemeinschaft mit G.: „Auf dieser Einsamkeit fühlten sie das Geheimnis ihres Zuzweienseins ruhen." (S. 159)

Sie sehen sich im platonischen Bild der „zwei wunderbar aneinandergepaßte[n] Hälften" (S. 159) zusammengefügt, deren Grenzen nach außen sich ständig verringern.

Bald zeigt sich aber auch die andere Funktion von G. Diese ist eine, die mehr für die Frau bestimmend ist. Sie mußte an G. denken, weil sie nicht darüber sprechen wollte, daß vor einigen Abenden während eines sexuellen Aktes „etwas" zwischen ihr und ihrem Mann war. Sie war ihm in der Wirklichkeit nah, aber zugleich war es wie „ein undeutlicher Schatten" (S. 159), als könnte sie fern und ohne ihn sein. Sie wurde von völlig gegensätzlichen, heftigen Gefühlen ergriffen: Sie wollte gleichzeitig ihren Mann in sich zurückreißen und ihn wieder wegstoßen. Sie wollte die mögliche Veränderung ihres Lebens wahrnehmen und zugleich an ihrem bisherigen Glück festhalten.

Nach diesem Eingeständnis klammern Mann und Frau mit ihren Blicken einander wieder fest. Sie versichern sich, daß sie nur miteinander leben können, aber um sicher zu werden, brauchen sie den „Anblick der fremden Welt draußen" (S. 160). Mit dem Hochziehen der Fensterläden des Zimmers wird jedoch auch ihr Liebessystem geöffnet: und es war „ein Gefühl wie nach allen vier Weiten des Himmels" (S. 160), das bereits auf die spätere Öffnung der Frau gegenüber der Welt hinweist.

Der zweite Abschnitt setzt mit einer genauen Zeitangabe ein: „Am nächsten Morgen [...]" (S. 160). Die Hauptfigur, Claudine, die bisher als „die Frau" erschien, wird hier das erste Mal mit ihrem Vornamen genannt. Sie, mit ihren Gefühlen und Gedanken, tritt hier eindeutig in den Vordergrund der Erzählung. Weiterhin wird in der dritten Person erzählt, aber mehr so, daß der Erzähler sich in die Perspektive von Claudine versetzt. Es kommt nicht darauf an, wie der Erzähler über das von Claudine Erlebte und Empfundene urteilt, sondern nur darauf, was und wie sie erlebt und empfindet. Die Maxime Musils ist: Der Autor soll die Verantwortung auf seine Personen abwälzen (T I, S. 226).

Die Fahrt von Claudine zu ihrer außerehelichen Tochter bietet den äußeren Anlaß, um über Claudines Vergangenheit zu berichten. In ihrem früheren Leben kam es häufig vor, daß sie „ganz unter der Herrschaft irgendwelcher Männer stand [...] bis zur Selbstaufopferung und vollen Willenlosigkeit [...]" (S. 160), aber sie „[...] verlor doch nie ein Bewußtsein, daß alles, was sie tat, sie im Grunde nicht berühre und im Wesentlichen nichts mit ihr zu tun habe." (S. 160) Das Bild des Hauses taucht wieder auf: Von ihren wirklichen Erlebnissen hatte sie nur ein Gefühl wie ein Gast in einem fremden Haus, der sich der einmaligen Begegnung unbedenklich und gelangweilt überläßt. Die „verborgene Wesenheit ihres Lebens" (S. 161), die sie nie ergriffen hatte, zu der sie nie hindurchdringen konnte, lief hinter „allen Verknüpfungen der wirklichen Erlebnisse [...] unaufgefunden dahin" (S. 161). Diese Innerlichkeit, die als nicht Bewußtes sie nur fern begleiten konnte, gab ihr jedoch eine letzte Zurückhaltung und Sicherheit.

Der äußere Anlaß, warum sie sich an den ersten, verlorenen, beinahe vergessenen Teil ihres Lebens erinnern muß, kann zwar in der Reise zu ihrem Kind liegen, aber genauso in einer anderen zufälligen Ursache. Sie wird erst am Bahnhof unter den vielen fremden, sie bedrückenden und beunruhigen-

den Menschen von einem Gefühl berührt, das in ihr all diese Erinnerungen hervorruft, und in dem der tiefere Grund liegen kann. In dem Gedränge verliert sie sich und sucht „vergeblich in sich einen Schutz" (S. 162). Sie fürchtet sich: „Und fühlte dabei, heimlich entzückt, ihr Glück, wie es schöner wurde, wenn sie nachgab und sich dieser leise wirren Angst überließ." (S. 162)

An diesem Nachgeben vor der Angst erkennt sie das Gefühl, das sie „in fast leibhafter Gleichheit" (S. 161) an ihre Vergangenheit erinnert.

Claudines geschlossenes Liebessystem gerät am Bahnhof ins Wanken. Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn wir die Bilder des ersten Abschnitts mit denen der Bahnhofsszene vergleichen: Im Gegensatz zum „Glanz" (S. 156) des Zimmers wird der Bahnhof durch ein „trübe[s], gleichmäßige[s], gleichgültige[s] Licht" (S. 161) beleuchtet. Die „Strebe aus härtestem Metall" (S. 156), die die zwei Menschen zu einer Einheit verband, wird zu den „wirren eisernen Streben" (S. 161) des Bahnhofdaches. Ihre im Zimmer sich aneinander festklammernden Blicke hielten sie „wie auf einem Seil nebeneinandersteh[e]n[d]" (S. 159), aber die Augen der auf dem Bahnhof durch die Menge hin- und hergeschobenen Claudine „fanden sich nicht mehr zurecht" (S. 162).

Die Zugfahrt und der damit verbundene Ortswechsel im äußeren Geschehen verdeutlichen auch bildlich die seelischen Veränderungen, die sich in Claudines Innerem, das Feste und Sichere verlassend, auf etwas Unsicheres und Bewegliches hinsteuernd, abspielen. Im Zug sitzt Claudine reglos und überlegend. Mal ist sie ausschließlich mit ihren Gefühlen und Gedanken beschäftigt, mal blickt sie zum Fenster hinaus. Die frühlingshafte, aufgelockerte Landschaft draußen mit dem tauenden Schnee spiegelt ihre Gefühle wider: Wenn sie an ihren Mann denkt, sind ihre Gedanken von einem müden Glück umschlossen. Diese Umschlossenheit wird wieder mit dem Zimmer verglichen, aus dem ein genesender Körper die ersten Schritte ins Freie tun soll (S. 162). Hinter Claudines Sinnen will sich etwas dehnen und „die Welt über sich hingleiten lassen ...." (S. 163) Das Lustige und Leichte in der Natur erfüllt diesen Wunsch: Es war draußen „ein Weitwerden, wie wenn Wände sich auftun" (S. 163). Diese Öffnung auf die Welt hin korrespondiert mit der Andeutung am Ende des ersten Abschnittes. Diese öffnende Bewegung wird durch eine weitere Raummetapher betont: Claudine merkt, daß sie allein ist, und findet eine Tür in sich, die sie bisher immer als geschlossen betrachtete, plötzlich einmal offen vor, als wäre „etwas lange Geschlossenes in ihr zersprengt" (S. 163) worden.

Claudine denkt, ihr wirkliches, glückliches Leben an der Seite ihres Mannes sei nichts anderes als etwas bloß Tatsächliches und Zufälliges, an dem sie festgehalten hat. Sie glaubt: „[...] es müßte noch eine andere, ferne Art des Lebens für sie bestimmt sein." (S. 164) Dieser Gedanke tauchte bereits einmal auf, als sie die Gründe ihrer seelischen Abwesenheit ihrem Mann eröffnete. Der Gedanke scheint aber selbst an dieser Stelle viel zu gewagt zu sein, so wird er gleich im nächsten Satz zum Teil zurückgenommen, und es wird behauptet, daß er „nicht ein wirklich gemeinter Gedanke" (S. 164), sondern mehr nur ein Gefühl ist. Dieses traumhafte Gefühl, dieser unwirkliche

Gedanke, läßt Claudine nicht mehr los, er wird immer wieder aufgegriffen und in mehreren Variationen ausgebreitet. Das Verlassen ihrer großen Liebe erscheint ihr nicht als Untreue, sondern wie „der Weg einer letzten Verkettung" (S. 164), wie eine „letzte Vermählung" (S. 165). Der Andere, zu dem sie vielleicht gehören könnte, bleibt völlig unkonkret: Mal ist er ein gleichgültiger Mensch, vor dem sie sich ekelt; mal geschieht diese letzte Vermählung irgendwo, wo sie und der Unbekannte, zu dem sie vielleicht gehören könnte, nur wie eine unhörbare Musik sind. Es ist anzunehmen, daß mit der Vermählung in der „Materie" der Musik eine seelische gemeint ist. Auch die Äußerung scheint dies zu unterstützen, daß Claudine im Unkenntlichen dann noch ihre Seele spürt, wenn sie Musik hört (S. 164).

Der akustische Effekt als innerer Ton weist auch in einem anderen Zusammenhang auf die Seele hin: Zu Beginn der Zugfahrt empfand Claudine einen schneidenden, jedoch unwirklichen Reif um ihre Stirn, der aus Traum und Glas bestand; und er kam ihr manchmal wie ein „fernes kreisendes Singen in ihrem Kopf" (S. 162) vor. Diesen Ton, der unbestimmt schwankend, unfaßbar, „fern, vergessen, wie ein Kinderlied, wie ein Schmerz, wie sie" (S. 162) rief, kann sie auch später wahrnehmen. Der Ton wird dann mit einem Punkt verglichen, der wie ein Vogel in der Leere schwebt (S. 166). Claudine wähnt, daß sie und ihr Mann in der Lautheit ihrer Liebe den „leisen, fast wahnsinnig innigen, schmerzlichen Ton" (S. 165) gar nicht hören wollten, und ihr Handeln war nichts anderes als ein „Betäuben und Verschließen und mit Lärm Sicheinschläfern" (S. 165).

Claudines verschlossenes Leben wird mit dem Raum identifiziert, in dem sie lebte. Dieses Leben band sie an einen winzigen Platz in einer bestimmten Stadt, zu einem Haus und einer Wohnung darin, wo sie in sich gefangen, mit dem ständig gleichen Gefühl von sich dahinlebte. Sie glaubt, wenn sie einmal allein stehen bliebe und wartete, könnte ihr Glück wie „ein Haufen gröhlender Dinge davonziehen" (S. 166), und das Leben, das sie bisher hatte, würde sich von ihr trennen und weiter draußen stehen, so daß sie es nicht mehr an sich ziehen könnte. Als sie später versucht, sich an ihren Mann zu erinnern, wird ihre Liebe weitgehend mit dem Bild des anfänglich geschlossenen Zimmers gleichgestellt: Sie „fand von ihrer fast vergangenen Liebe nur eine wunderliche Vorstellung wie von einem Zimmer mit lange geschlossenen Fenstern." (S. 167) Gegenüber dem Zimmer des geschlossenen Liebessystems steht jetzt wieder das Bild der Welt: „Und die Welt war so angenehm kühl wie ein Bett, in dem man allein zurückbleibt ...." (S. 168) Claudine glaubt bald eine Entscheidung treffen zu müssen, aber dazu ist sie zu schwach. Sie will nichts tun und ebenfalls nichts verhindern, sie überläßt sich der öffnenden Bewegung, in die sie hineingeraten ist: „[...] und ihre Gedanken wanderten langsam draußen in den Schnee hinein, ohne zurückzusehen [...]" (S. 168).

Die Möglichkeit eines Lebens mit einem Anderen nimmt am Anfang des dritten Abschnittes in der Figur des Herren, der Claudine im Zug anspricht, konkretere Gestalt an. Was bisher nur ein Spiel mit Möglichkeiten war,

beginnt jetzt wirklich zu werden. An dem unbekannten Herren zieht Claudine sein Andersgeschlechtliches an, das sie mit besonderer Stärke wahrnimmt. Sie ist sich der Alltäglichkeit dieses Fremden bewußt und hat an der Person kein Interesse. Sie ist sogar froh darüber, daß er für sie auch nach ein wenig längerer Bekanntschaft etwas Zufälliges und Gleichgültiges bleibt. Sie nimmt nur partiell seine Körperteile wahr: seinen Bart, sein eines im Dunkel leuchtendes Auge. Die Beliebigkeit und Austauschbarkeit des Fremden wird durch den Besuch im Institut noch deutlicher. Die Lehrer, die durch die Eigenschaften ihrer geringeren „Lebensschicht" (S. 177) Claudine abstoßen, wirken sonderbar körperhaft auf sie. Sie nimmt mit einer besonderen Deutlichkeit das Männliche an ihnen wahr, und stellt sich mal den Einen, mal den Anderen im Zustand geschlechtlicher Erregung vor. Sie wird aber dessen gewahr, daß diese gedanklichen Spielereien bei dem Ministerialrat verwirklicht werden können. Nach dieser Erkenntnis wird er das erste Mal nicht mehr als der Fremde erwähnt, sondern als Ministerialrat. Diese Berufsbezeichnung konkretisiert ihn zwar etwas, aber sie beläßt ihn im Zustand der Anonymität und Unpersönlichkeit. Claudine gibt dem Ministerialrat seine Liebesformel zurück: „Wissen Sie, daß wir wirklich eingeschneit sind?" (S. 180) Mit diesem Satz warb der Ministerialrat um Claudine im Schlitten (S. 169). Claudine erinnerte sich bereits an den Satz, als in der ersten Nacht in der Pension ihre Instinkte erwachten (S. 171). Sie bleibt sich jedoch auch unmittelbar vor dem geschlechtlichen Akt mit dem Ministerialrat dessen bewußt, daß es auf keinen Fall Liebe ist, die sie bei ihm sucht. Sie findet sogar die Kraft, ihm humorvoll zu erwidern, daß sie es bei den Eskimos genauso „schön" (S. 193) finden könnte. Bei ihr kommt es nur auf die Tatsache und die Zufälligkeit des Ereignisses an, das ihr inneres Wesen nicht erreichen kann. Da der Ministerialrat in seiner dummsinnlichen Eigenliebe und Selbstsicherheit Claudine nur mißverstehen kann und will, kommt es zwischen ihnen zu keiner wirklichen Kommunikation, er bleibt für Claudine bis zum Schluß auf seine Triebfunktion reduziert.

Die Sinnlichkeit, die geschlechtliche Erregtheit und die körperliche Liebe gehören zum Bereich des Animalischen. Claudine verbringt zwei Nächte allein im Zimmer der Pension. In der ersten Nacht wird sie von einem inneren Ton „wie von Schellengeklingel" (S. 171) geweckt und nimmt sich, auf den Zehen, mit nackten Füßen auf dem Boden hinschleichend, wie ein Tier wahr. Unmittelbar darauffolgend taucht der Gedanke auf, daß der Ministerialrat einfach versuchen sollte zu tun, was er sicherlich wollte. In der zweiten Nacht, als sie den Fremden vor ihrer Tür lauschen weiß, ergreift sie eine Lust, sich wie eine schnuppernde Hündin auf den Teppich zu werfen, und sich an den ekligen Spuren fremder Leute zu erregen. Dabei erscheinen ihr ihre Hände wie „zwei fünffach gegliederte Tiere" (S. 189). Nach dem Besuch im Institut bei den Lehrern steht Claudine vor dem Ministerialrat im Freien, und sie glaubt, „die Liebe der Tiere verstehen zu können [...]" (S. 183).

Die Möglichkeit der Sodomie erschaudert in ihr als die „Versuchung ihrer Liebe" (S. 180). Der Versucher ist der Ministerialrat, der mit einem Tier identifiziert wird. Claudine meint, wenn ihr Ehemann sie „im Wirklichen" (S. 180) unter diesem Tier wissen muß, ist die äußere Festigkeit ihres Liebessystems nicht mehr haltbar. Er kann nicht mehr mit der Einfachheit und Härte der alltäglichen Handlungen und Worte an seine Frau glauben. Claudine wird für ihn, wenn sie nicht mehr von ihm festgehalten wird, nur ein versinkender und ungreifbarer Schein. Sie weiß aber, daß die körperliche Vereinigung nicht ihr Inneres erreichen kann. Der Fremde, von dem Gewalt ausgeht, von dem „eine einfache Kraft der Lebendigkeit" (S. 181) ausstrahlt, die „die Dinge in ihre Oberfläche" (S. 181) biegt, kann nur Claudines Oberfläche verunstalten. Der innere Bereich ihres Wesens, der unter „dem Bereich der Worte" (S. 181) liegt, der „sich nicht in Handlungen ausdrücken" (S. 181) läßt und „von Handlungen nichts erleiden" (S. 181) kann, bleibt ihm völlig unerreichbar. Das ist etwas in Claudines Innerem, „das um verstanden zu werden geliebt werden mußte, wie es sich selbst liebte, etwas das sie nur mit ihrem Mann gemeinsam hatte" (S. 181). Auf diese Weise erlebt Claudine in einem Schweigen, das der Ministerialrat als Hingabe mißverstehen muß, „eine innere Vereinigung" (S. 181), die mit dem Animalisch-Äußerlichen nichts Gemeinsames hat.

Claudine merkt bereits auf der Reise, daß die Gefühle der Willenslosigkeit, des Loslassens und Verfließens mit ihrer Vergangenheit vor ihrer zweiten Ehe etwas zu tun haben. Ihr erscheint ihre Vergangenheit als etwas, „das erst geschehen" (S. 167) muß, als wenn „dieses längst Verflossene noch lebte." (S. 171) Ihre Vergangenheit kommt ihr nicht mehr als etwas Abgeschlossenes und Vergangenes vor, sondern viel mehr als das Zukünftige ihres Lebens. Diese Erkennung weckt in ihr ambivalente Gefühle: Einerseits hofft sie in ihrem Inneren die „noch nie gesehne Landschaft ihrer Liebe" (S. 171) zu entdecken, woran außer ihr nur ihr Mann heran kann; andererseits machen die häßlich-sinnlichen Erregungen ihr Angst, daß das alles „nur ein Rückfall in ihre Vergangenheit" sei (S. 190), in die Zeit, in der sie als eine untreue und alltägliche Frau dahinlebte. Das Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beunruhigt Claudine nicht nur wegen ihrer Beziehung zu ihrem Mann, sondern es ist auch ein Problem, das mehr ihr inneres Wesen betrifft. Das Bild von der Stadt und von dem Haus, in dem sie ständig scheinbar unverändert lebte, kehrt in diesem Zusammenhang zurück (S. 178). Sie denkt, daß die Landschaft, die Stadt, das Haus und die Menschen, die einen jeden Tag begleiten, sich einmal von einem loslösen können. Man geht weiter, und die Person, die bei einem stehen bleibt, die man vorhin noch selber war, kommt einem jetzt wie ein Fremder vor. Mal hält sie es für unmöglich, das dieses vergangene Ich, das ihr einst so nahe stand, ihr jetzt als etwas Fremdes vorkommen kann; mal denkt sie, daß sie nie etwas anderes sein konnte als jetzt. Sie fühlt einen Widerstand, den Vorgang der Änderungen des eigenen Selbst zu begreifen, und denkt, daß ihr Leben von einem „unaufhörlichen Treubruch beherrscht" (S. 179) wird. Man wird sich untreu, indem man sich in jedem Augenblick von sich selbst loslöst, nur äußerlich bleibt man für alle

Anderen stets der Gleiche. Jedoch ahnt Claudine selbst in diesem ständigen Treuebruch eine unbewußte Zärtlichkeit, „durch die man tiefer als mit allem, was man tut, mit sich selbst zusammenhängt." (S. 179) Ihre Untreue und Liebe gegenüber ihrem Mann erscheinen ihr nicht als etwas, das nur nach ihrer Bekanntschaft möglich war, sondern als tiefere Gefühle, die unabhängig von ihrer Beziehung schon immer da waren (S. 174).

In einem erhöhten Augenblick erreicht Claudine einen besonderen Gefühlszustand, in dem die „schmerzhaft gestauten Kräfte" (S. 190) die Wände durchbrechen, und ihre verschiedenen Lebensabschnitte sich in ihr vereinigen: „Wie ein glänzend stiller Wasserspiegel lag ihr Leben, Vergangenheit und Zukunft, in der Höhe des Augenblicks." (S. 190)

Bald darauf erlebt sie in der Einsamkeit des Zimmers ein „zitterndes Auflösen aller scheinbaren Gegensätze" und „in einer halb schon träumenden Vollendung eine große, ganz rein sie enthaltende Liebe" (S. 191). Das ist ein ekstatisches Erlebnis, das nur in einem Grenzzustand möglich ist. An der Grenze zwischen Wachsein und Schlafen erfüllt Claudine eine tiefe Eigensucht, die sich sonst nur über Sterbende erhebt. Sie sieht mit geschlossenen Augen Büsche, Wolken und Vögel, zwischen denen sie ganz klein wird, und sie schließt „alles Fremde" (S. 191) aus sich aus.

Die innere seelische Vereinigung mit ihrem Mann wird äußerlich durch die körperliche Vereinigung mit dem Ministerialrat vollendet. Während des Entkleidens kommt es Claudine vor, als ob sie durch einen schmalen Paß träte, auf dessen anderer Seite Tiere, Menschen und Blumen verändert sind, und sie selbst zu einer ganz anderen Person geworden wäre. Sie möchte über diese Linie hin- und herspringen, und durch dieses bewußte Hin- und Herbewegen im Bereich der Möglichkeiten weilen, im Zustand der Möglichkeiten leben. Bei jedem Überschreiten würde sie die Grenze genauer fühlen. Die Erfahrung der Grenzen ist aber nicht ohne Gefährdung möglich. Bis zum äußersten Rand des Lebens zu gehen, und zu versuchen, sogar die Grenze zu überschreiten, auf deren anderer Seite das Unbekannte wartet, birgt in sich nicht nur die Möglichkeit eines anderen, gesteigerten Lebens, sondern auch des Todes:

> Ich würde immer bleicher werden; die Menschen würden sterben, nein, einschrumpfen; und die Bäume und die Tiere. Und endlich wäre alles nur ein ganz dünner Rauch [...] und dann nur eine Melodie [...] durch die Luft ziehend [...] über einer Leere [...]" (S. 193)

Die Melodie, der Klang der inneren Töne lockt jedoch, trotz der Gefahr des Sterbens, den unbekannten eigenen seelischen Bereich zu erfahren. Claudine läßt den Ministerialrat gewähren und fühlt mit Schaudern, daß ihr Körper trotz Ekels und Abscheus sich mit Wollust füllt. Während des körperlichen Aktes erlebt sie eine seraphische Liebe:

> Aber ihr war dabei, als ob sie an etwas dächte, das sie einmal im Frühling empfunden hatte: dieses wie für alle da sein können und doch nur wie für einen. Und ganz fern, wie Kinder von Gott sagen, er ist groß, hatte sie eine Vorstellung von ihrer Liebe. (S. 193 f.)

Die körperliche Vereinigung, die nur Claudines Oberfläche erreichen kann, wird auf diese Weise durch den zufälligen und gleichgültigen Fremden vollzogen, und wird von dem wesentlichen inneren Bereich der Liebe, wo die seelische Liebe vollendet wird, abgetrennt. Die Kommunikationsstörung, die während eines Sexualaktes zwischen Claudine und ihrem Mann eingetreten ist, wird durch einen Sexualakt mit einem Fremden behoben. Die Vereinigung mit dem fernen Geliebten ist gleichzeitig eine Vereinigung mit der ganzen Welt. Die Welt, die am Anfang der Erzählung in das geschlossene Liebessystem der beiden Menschen von außen hineingedrungen ist, und es zerstörte, wird jetzt zu etwas Innerem, das selber zum innersten Wesen der Liebe gehört. Eine vollkommene Vereinigung der Gegensätze vollzieht sich in dem Inneren des Ich.

Den Weg, den Claudine während des Verlaufs der Erzählung gehen muß, können wir durch die Hervorhebung eines besonderen Symbols, das des Kugelbildes, noch einmal verdeutlichen. Das Motiv der Kugel erscheint an fünf verschiedenen Stellen in der Erzählung und erhellt Claudines Beziehung zu ihrer Liebe und der Welt. Zuerst seien diese Stellen hier im vollen Wortlaut aufgeführt:

1. [...] sie fühlten alle diese Dritten um sich stehen, wie jene große Kugel, die uns einschließt und uns manchmal fremd und gläsern ansieht und frieren macht, wenn der Flug eines Vogels eine unverständlich taumelnde Linie in sie hineinritzt. (S. 158)
2. Ihr war, als lebte sie mit ihrem Mann in der Welt wie in einer schäumenden Kugel voll Perlen und Blasen und federleichter, rauschender Wölkchen." (S. 163)
3. Wie eine heiße Kugel rollte etwas über sie hin [...]. (S. 172)
4. In dem grauen Licht diese schwarzen bärtigen Menschen erschienen ihr wie Riesengebilde in dämmernden Kugeln von solchem fremden Gefühl und sie suchte sich vorzustellen, wie es sein müßte, um sich das sich schließen zu fühlen. (S. 177)

> 5. Wie in eine warme, strahlende Kugel konnte sie in jenes Gefühl zu ihrem Mann schlüpfen, sie war dort geschützt, die Dinge stießen nicht wie scharfe Schiffsschnäbel durch die Nacht, sie wurden weich aufgefangen, gehemmt. Und sie wollte nicht. (S. 187)

Das erste Mal erscheint das Bild der Kugel im Zimmer des vertrauten Zusammenseins: Claudine empfindet die Kugel der Welt als etwas Fremdes, Unverständliches. Der Ritz des Vogels bringt in die ausgeglichene Geschlossenheit des Zuzweienseins eine Unruhe, die wahrgenommen werden muß. Beim zweiten Erscheinen des Bildes sitzt Claudine im Zug und erfährt die Auflokkerung ihres stabilen Liebessystems. Dementsprechend verwandelt sich die gläserne Kugel der Welt in eine schäumende. Das dritte Mal erschrickt sie furchtbar über ihre gewagten Gedanken und Gefühle, und die sichere Kugel rollt bereits weg. Beim vierten Erscheinen der Kugel bei den Lehrern wird Claudine bewußt, daß sich die Welt auch um einen anderen Mittelpunkt schließen könnte; ein System mit einem anderen beliebigen Menschen wäre auch möglich. Beim fünften Mal erscheint die Kugel als etwas Schützendes, in deren inneren Bereich die äußeren Dinge nur abgeschärft gelangen können. Claudine will aber nicht mehr in die anfängliche Scheinsicherheit zurückkehren. Sie will jetzt an der Bewegung „unverwirklichter Gefühlsschatten" (S. 188) nicht nur, wie einst bei einem einsamen Spaziergang, das Zerfallende begreifen, sondern auch das bis zu Ende erleiden, „was an Vereinigung darin war" (S. 188).

Claudine läßt sich durch „Seelenzeiten" sinken, „die wie tiefes Wasser übereinandergeschichtet waren [...]" (S. 184). Sie wird von der wirren Angst ergriffen, die aus ihrer Vergangenheit zu ihr zurückkehrt. Sie befürchtet zuweilen auch, daß alles, was sie jetzt erlebt, nichts anderes sei, als ein bloßes Zurücksinken in ihre Vergangenheit. Die Erfahrung aber, die sie jetzt gewinnt, unterscheidet sich im Wesentlichen von dem unbewußten Treiben ihrer ersten Frauenzeit. Während sie damals nur eine unbewußte Ahnung hatte, in ihrem Inneren noch irgendwo ihre Seele zu finden, wird sie jetzt vom inneren seelischen Ton geleitet, und ihre Gefühlsregungen werden sofort gedanklich verarbeitet. Auf diese Weise gelangt sie während ihres ekstatischen Erlebnisses zu einem größeren inneren Bewußtsein, zu einer Bewußtseinshelle, in einen anderen Bewußtseinszustand.

In diesem besonders gesteigerten und veränderten Gefühls- und Bewußtseinszustand können neue Werte entdeckt werden, die bisher unbekannte Möglichkeiten des Lebens in sich verbergen. Musil hält diese Möglichkeiten für mögliche Wirklichkeiten, andererseits aber die Wirklichkeit selber nur für eine zufällig verwirklichte der unzählbaren Möglichkeiten, deren Absolutheit fraglich ist. Claudine empfindet das Verwirklichte ihres Lebens als etwas Zufälliges und Willkürliches, daher als etwas bloß Äußeres und Oberflächliches, das mit dem Inneren ihres Wesens nichts zu tun hat. Die Moral der Gesellschaft, die auf der Oberfläche das Leben zusammenhält, erweist sich als ein

äußerliches und erstarrtes System, dessen Werte auf der Oberfläche zwar zusammenhängen und dort einander halten, aber bis zum innersten Wesen des Menschen nicht gelangen können. Um diese inneren, wesentlichen Werte finden zu können, versucht Musil das scheinbar Unvereinbare zu vereinigen. In einer tieferen Innenzone erweisen sich die Einsamkeit, die Lüge und die Untreue als wertvoll.

Musil schrieb über *Die Vollendung der Liebe* nach ihrer Fertigstellung:

> Persönlich bestimmend war, daß ich von Beginn an im Problem des Ehebruchs das weitere des Selbstverrats gemeint hatte. Das Verhältnis des Menschen zu seinen Idealen.[4]

In der *Vollendung der Liebe* glaubt Claudine die letzte Treue nur noch mit ihrem Leib zu wahren. Das ist bloß etwas Äußeres, das mit der inneren Treue nichts zu tun hat. So wird diese äußerliche Treue für sie zu ihrem Gegenteil, zur Untreue. Sie ist bereit, ihren Körper preiszugeben, um sich damit, woran niemand heran kann, fester umschlingen zu können. Auf diese Weise gelingt es ihr, vom Selbstverrat zur inneren Treue gelangen zu können. In dem Verhältnis zu ihrem Mann wird das äußere Gefühl des sicheren Liebessystems: das „in liebender Angst an jenen Einen Geklammertsein" (S. 180) durch das „in einer letzten, geschehensleeren Innerlichkeit Zueinandergehörens" (S. 180) abgelöst. Das wird möglich durch Claudines inneres Zusichfinden und durch ihre Öffnung auf die Welt hin: So ist ihre Liebe nicht mehr etwas, das in der Enge ihres Liebessystems nur zwischen ihr und ihrem Mann ist, sondern etwas, das „in blassen Wurzeln unsicher an der Welt hing" (S. 165).

2. Die Versuchung der stillen Veronika

Die Versuchung der stillen Veronika, die als die zweite Erzählung in den Erzählungsband *Vereinigungen* aufgenommen wurde, ist die Umarbeitung einer früheren Novelle Musils, des 1908 erschienenen *Verzauberten Hauses*. Das innere Erleben der Heldin der Novelle *Das verzauberte Haus* wird von einer Rahmengeschichte umgeben, die die äußere Handlung darstellt. Bei der Umarbeitung verzichtet Musil vollständig auf die Schilderung des äußeren Geschehens, und arbeitet nur den inneren Kern der früheren Fassung in *Die Versuchung der stillen Veronika* hinein. Diese endgültige Fassung hat demzufolge keine nacherzählbare Fabel, und das innere Erleben wird bis zur Sodomie ausgebreitet. Veronika, die Protagonistin wird zwischen zwei Männern, dem tierhaften Demeter und dem frommen Johannes, und ihren Erinnerungen an einen Hund hin- und hergerissen. Während Demeter nur in den von Veronika und Johannes geführten Gesprächen erwähnt wird und erst am Schluß der Erzählung persönlich erscheint, tritt Johannes neben Veronika in den Vordergrund, und zuweilen wird aus seiner Perspektive erzählt. Es handelt sich

auch in dieser Novelle, genau wie in der *Vollendung der Liebe*, um keinen allwissenden, autoritären Erzähler. Musil will das Problem der Sodomie und der Ichsinnlichkeit nicht erläutern, sondern nur erzählen, was Veronika darüber fühlt, denkt und spricht. (T I, S. 225 f.).

Während Johannes seine Gefühle für Gott schildert, denkt Veronika an Demeter, der mit seiner brutalen Art zu handeln, die bloße Körperlichkeit in der Erzählung vertritt. In Veronika werden Erinnerungen wach, die um einen Hahn, einen Faustschlag und um Äußerungen von Demeter und Johannes kreisen. Mal erscheint ihr Demeter, mal Johannes als das Tier. Demeter gab selber zu, daß er sich „bloß zu beugen" (S. 200) bräuchte, und käme sich bereits „wie ein Tier" (S. 200) vor. Johannes' Ausage, daß er Priester werden wollte, ließ aber Veronika begreifen, daß nicht Demeter, sondern Johannes das Tier sei, durch die Unpersönlichkeit seiner „leere[n] Milde" (S. 198). Veronika sehnt sich nach „starke[n] u[nd] doch unpersönliche[n] Erlebnisse[n]" (T I, S. 223), die sie erst nach der Gewinnung der „verlorenste[n] Erinnerung" (S. 209) an ihren Bernhardinerhund aus ihrer Kindheit und nach dem Abschied des wirklichen Johannes in der Ekstase der Einsamkeit erleben kann.

Während wir Claudines Weg anhand der Kugelbilder verfolgen konnten, können die sich in Veronika abspielenden Veränderungen nicht durch die Verfolgung eines einzigen Bildes dargestellt werden. Wir können aber eine Motivkette beobachten, deren Glieder Veronikas innere Wandlung verdeutlichen. Diese Motive sind: die Kleider, das weiche Tuch, die undurchsichtige Glocke, die Maske und der Pelzmantel. Ihre Bewegungen, ob sie Veronika gerade spannungslos einhüllen und bedecken, oder sich von ihr erheben, beziehungsweise sie fest umschlingen, verbildlichen und erhellen die Änderungen in Veronikas Innerem. Die inneren Veränderungen in Veronika beschreiben einen Bogen, der sich aus der anfänglichen Verworrenheit in den Zustand der Klarheit erhebt und wieder in die Verworrenheit zurücksinkt.

Am Anfang der Erzählung befindet sich Veronika im Zustand der Verworrenheit. Sie hat ihren direkten Bezug zum Leben verloren und hat ein zerfließendes Selbstgefühl, von dem ihre Beziehungen zu sich selber, zu dem Du und zu den Dingen der Welt bestimmt werden. Das Auftauchen einer wichtigen Kindheitserinnerung führt Veronika aus ihrer Verworrenheit heraus, zu einer Klarheit hin: In einer einsamen Nacht gerät sie in einen höchst gesteigerten Zustand, in dem sie über sich verfügen kann und zu sich findet. In diesem Zustand hat sie ein ganz anderes Empfinden von den Dingen und erlebt eine geistige Vereinigung mit dem totgewähnten Geliebten. Die Konfrontation mit der Wirklichkeit des Tages läßt sie in den Zustand der Verworrenheit zurücksinken. Sie verliert ihre konkrete Erinnerung an die bedeutende Nacht, aber das Erlebte läßt bei ihr einen warmen Schatten zurück, der die Freude der Irrationalität in ihr alltägliches Leben bringt.

3. Zusammenfassung der Vereinigungen

Musil gab die Novellen *Die Vollendung der Liebe* und *Die Versuchung der stillen Veronika* unter dem gemeinsamen Titel *Vereinigungen* in einem Novellenband heraus. Der gemeinsame Titel weist darauf hin, daß die Novellen nach der Intention ihres Autors die gleiche Lebensproblematik behandeln möchten. Musil sieht die Gefahr seines Werkes darin:

> Wenn man sagt: in der Neigung zu einem Tier kann partiell etwas von der Hingebung an einen Priester sein, oder: eine Untreue kann in einer tieferen Innenzone eine Vereinigung sein - so hat man die Basis von Veronika u. Claudine umschrieben. (T I, S. 232)

In dieser Beschreibung des Grundproblems wird auch der gemeinsame Titel interpretiert. In diesem Sinn kann unter *Vereinigungen* die Vereinigung von extremen Gegensätzen verstanden werden. Das Prinzip der Vereinigung des Unvereinbaren ist nicht nur für die Art des Grundproblems der Novellen bezeichnend, sondern auch für ihre einzelnen Sätze, und überhaupt für Musils gesamtes Werk als Strukturprinzip.

In den Novellen der *Vereinigungen* ist die Vereinigung nicht nur als Prinzip bedeutend, sondern erscheint auch auf der thematischen Ebene: Sowohl Veronika als auch Claudine erleben mit dem fernen Geliebten eine seelische Vereinigung, die gleichzeitig als eine Vereinigung mit den Dingen der Welt, beziehungsweise mit der Welt selber, empfunden wird. Voraussetzung dieser geistigen Vereinigung mit dem fernen Du ist das Finden der eigenen Identität, ihre Vereinigung mit dem Ich selber. Ausgangspunkt für Musil war dabei die Idee, „daß man wegen der unerreichbaren Innerlichkeit in sich verzweifelt (u. dh. untreu) sein kann." (T I, S. 233) Die Protagonistinnen versuchen das scheinbar Unmögliche möglich zu machen, indem sie diese unerreichbare Innerlichkeit erreichen wollen. Das Ziel ihrer Suche ist dasselbe, sie nähern sich ihm bloß in zwei verschiedenen Gestalten und auf unterschiedlichen Wegen. Die besondere Leistung Musils in diesen Novellen besteht darin, daß er die ineinander verflochtenen Lebensprobleme, ob es nun um Liebe oder Ethik oder anderes geht, durch die Ich-Suche zu lösen versucht, und diese Suche hier weitestgehend aus der Perspektive seiner Frauengestalten darstellt.

Claudine empfindet das aus Worten und Taten entstehende Gewebe des Lebens als etwas bloß auf der Oberfläche Zusammenhängendes, dessen Glieder nur zufällig aneinander gereiht werden. Unter der Oberfläche der Zufälligkeiten ihres Lebens sucht sie ihr inneres Wesen, womit ihr Leben im Wesentlichen zusammenhängt. Veronika ahnt hinter dem matten, verwischten und eintönigen Alltag ihres Lebens ihr verborgenes Ich, dem sie einst näher stand, und dessen Wiedergewinnung für sie ein wahrhaftes Leben ermöglichen kann. Der Weg der Protagonistinnen führt von dem bloß Äußeren der

Wirklichkeit zum Inneren, zum Wesentlichen, zur Wahrheit. Musil beabsichtigte in den *Vereinigungen*, von dem „Realismus" des *Törleß*, auf dem dort bereits angebahnten Weg, noch einen Schritt in Richtung „Wahrheit" zu tun.[5] Claudine und Veronika wenden sich ihrem Inneren zu und werden auf ihrer Suche nach sich selbst vom inneren Ton geleitet, der erst dann hörbar ist, wenn die außen geführten Gespräche abbrechen. Hinter der rationalen, mit Taten und Worten faßbaren Oberfläche des Lebens suchen sie den unfaßbaren irrationalen Kern, die Seele, die für die rationale Vernunft nicht wahrnehmbar ist, die aber trotz ihrer Unfaßbarkeit den Mittelpunkt, den tieferen Sinn des Lebens anzeigt.

Um diesem Mittelpunkt näher zu kommen, müssen sie sich von dem System ihres alltäglichen Daseins entfernen, beziehungsweise sich ihm entheben. Claudine fährt von ihrem Mann weg und findet in einer „von der Wirklichkeit abgeschnittene[n] Stadt" (S. 176) zu sich und zu ihrem fernen Ehemann. Veronika kehrt zwar nach Johannes' Abschied in das Haus zurück, aber sie enthebt sich ihm, erfährt ein ganz anderes Raumempfinden; und erreicht in diesem veränderten Raum ihr tieferes Ich und eine geistige Vereinigung mit Johannes. Der Raum, in dem die Heldinnen sich bewegen, ist ein seelischer; ihre Bewegungen im Raum deuten auf ihre Annäherung zu ihrer Seele hin.

Sie bewegen sich von der Scheingemeinschaft und Scheingemeinsamkeit mit dem Anderen in die Einsamkeit, wo ein Zusichfinden und eine seelische Vereinigung mit dem fernen Geliebten möglich ist. Diese einsame Vereinigung ist die Erfüllung des Wunsches nach einem gesteigerten Leben und einer neuen Moral. Diese extreme Sinnerfüllung ist aber nur im utopischen Bereich möglich, in der völligen Isoliertheit der Seele von der wirklichen Gesellschaft und von den wirklichen Partnern. Die extreme Sinnerfüllung wird selbst in diesem gehobenen Zustand von der Ahnung des Todes begleitet. Die Suche der Protagonistinnen nach ihrem inneren Wesen führt nicht direkt zu etwas Höherem, sondern wird ständig mit der Unpersönlichkeit des Tierischen, mit dem Triebhaften des animalen Seins konfrontiert. Béla Balázs würdigt Musil in seinem Artikel als den Forscher der Grenzen der Seele. Er schreibt:

> [...] diese Seele, die Musil beschreibt, diese unter der Muschel des Lebens unnahbar fremdkauernde Seele, welche Musil in uns bewußt macht, bedeutet die absolute **Einsamkeit des Menschen**. Aber der Kampf der Seele um ihre isolierte Einseitigkeit ist eigentlich nichts anderes als ihre Empörung gegen die falschen und verlogenen zwischenmenschlichen Vereinigungen unserer heutigen Gesellschaft.[6]

Diese Sätze von Balázs werden von Musil 1924 in einem Brief an Josef Nadler zitiert, als einige der wenigen Kritiken, die er für sein Werk für zutreffend hält (B I, S. 369).

Das Prinzip der „motivierten Schritte", dessen Regel es ist, nur das geschehen zu lassen, was seelisch von Wert ist, hat Musil in der einsamen Suche der Protagonistinnen der *Vereinigungen* auf extreme Weise durchgeführt. Erst in dem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* versucht er „dieses Prinzip in seinen Beziehungen zur Welt näher zu untersuchen".[7]

Den Mißerfolg der *Vereinigungen* bei den Kritikern und Lesern erklärt Musil unter anderem damit, daß sie keine Erzählungen, sondern eine Dichtung sind, und aus diesem Grunde nicht verstanden werden. Er schreibt: „*Novellen*, sie entfalten nicht, sie falten ein." (T I, S. 350) Er faßte in den *Vereinigungen* „bisher unausdrückbare Sachen in Gedanken und Worte" und möchte nach der Beendigung der Arbeit an den Novellen eher über Sachen schreiben, „über die man mit jedem vernünftigen Menschen reden könnte", denen „das erste [Prinzip] ev[entuell] hinzugefügt werden kann." (T I, S. 231) Die *Vereinigungen* waren jedoch sein einziges Werk, in dem er selber sein Leben lang gern gelesen hat, obwohl er keine größeren Stücke davon ertragen konnte. In seinen späteren Werken versucht Musil mehr im traditionellen Sinn erzählend zu werden, auch äußere Vorgänge darzustellen, und dem Werk mehr gedankliche Haltung zu geben. Musil bemerkte selbstkritisch über die *Vereinigungen* kurz nach ihrer Fertigstellung am 17. Jänner 1911:

> [...] die Novellen sind z.T. noch aus dem gleichen Reservoir heraus geschrieben wie der Törless. [...] es fehlt den Novellen etwas, das vielleicht der Törless hat, das Wortkarg-Sichere, das ohne viel Worte über viel Verfügen. Die Haltung. (T I, S. 233)

Für Törleß bedeutete das Erlebnis der Irrationalität eine intellektuelle Herausforderung; Veronika und Claudine werden vom inneren Ton der eigenen Gefühlswelt geleitet, die für sie als etwas Wesentlicheres erscheint als die äußere Wirklichkeit und die normale Vernunft. Gerade auf diese Weise erreichen sie eine Bewußtseinshelle und gelangen in einen besonderen Bewußtseinszustand. Für diese beiden ersten und auch für alle späteren Werke von Musil ist der Versuch bezeichnend, seine Helden durch „Gefühlserkenntnisse" und „Denkerschütterungen"[8] dem inneren Wesen des Lebens näher zu bringen. Die Trennung von Gedanken- und Gefühlswelt des Menschen hält Musil für verfehlt, und bemüht sich die logisch-rationale und intuitiv-irrationale Sphäre des menschlichen Daseins zu vereinigen, um eine neue Moral und die Möglichkeit eines neuen, menschengerechteren Lebens zu finden.

Anmerkungen

[1] Diese Arbeit ist eine gekürzte Fassung meiner 1993 an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest eingereichten Diplomarbeit.

[2] Zitiert wird nach:
MUSIL, R.: *Gesammelte Werke.* Bd. 2 Prosa und Stücke, Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches, Essays und Reden, Kritik. Hrsg.: Frisé, Adolf. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1978. (In diesem Band sind die beiden Novellen der *Vereinigungen* zu finden: *Die Vollendung der Liebe* (S. 156-194) und *Die Versuchung der stillen Veronika* (S. 194-223). Bei Zitaten aus den beiden Novellen beziehen sich die bloßen Seitenzahlen auf diesen Band. Bei Zitaten aus anderen Schriften Musils aus diesem Band gebe ich den Kurztitel an. Der Band wird abgekürzt: GW2)
MUSIL, R.: *Tagebücher.* Bd. 1-2. Hrsg.: Frisé, Adolf. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1976. (Im Text verwendete Abkürzung: T)
MUSIL, R.: *Briefe* 1901-1942. Bd. 1-2. Hrsg.: Frisé, Adolf. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1981. (Im Text verwendete Abkürzung: B)

[3] MUSIL: *Über Robert Musil's Bücher.* In: GW2, S. 998.

[4] MUSIL: *Vorwort IV.* In: GW2, S. 972.

[5] MUSIL: *Vorwort IV.* In: GW2, S. 969.

[6] BALÁZS, B.: *Grenzen.* In: Oesterreichische Rundschau, 19. Jg., 1923, S. 349.

[7] MUSIL: *Vorwort IV.* In: GW2, S. 972.

[8] MUSIL: *Novelleterlchen* [1912]. In: GW2, S. 1324; und wieder:
MUSIL: *Über Robert Musil's Bücher* [1913]. In: GW2, S. 997.

Maria Erb (Budapest)

Aspekte der Sprachkontaktforschung am Beispiel der deutschsprachigen Minderheit in Ungarn

In memoriam János Juhász

> Ich bin dessen sicher, daß die Zahl dieser Wörter gut über hundert liegt, wenn jemand – Mühe nicht scheuend – sie an Ort und Stelle sorgfältig aufsammeln würde. [...] Darin könnte nicht nur der Linguist, sondern auch der Historiker viele interessante Momente finden.[1]

Am Anfang der meisten wissenschaftlichen Werke steht fast obligatorisch ein Kapitel, mit dem Titel „Forschungsgeschichte". Meistens erschöpft sich aber dieser Teil der Arbeit in einer chronologisch geordneten Aufzählung der „fachlichen Vorfahren", oder er wird als Anlaß zur Distanzierung, Richtigstellung oder Zustimmung ihnen gegenüber wahrgenommen. Dabei haben die meisten Forschungsgeschichten weitaus mehr zu bieten, als was die Nachkommen in aller Regel herauszuholen gewillt sind!

Jede wissenschaftliche Arbeit bzw. jeder Wissenschaftler hat einen zweifachen Stellenwert: erstens – wovon auch meistens Kenntnis genommen wird – belegen sie einen festen Platz in einem wissenschaftlichen Entwicklungsprozeß; zweitens ist sowohl die Arbeit als auch der Forscher selbst ein Produkt seiner Zeit und somit nicht frei von zeittypischen Gegebenheiten geistiger sowie auch materieller Art. Dieser zweite, vernachlässigte Gesichtspunkt müßte aber besonders in die „menschenbezogenen" Disziplinen Einzug finden, denn gerade durch ihre „Unexaktheit" – die ihnen sehr oft von den Naturwissenschaftlern vorgeworfen wird – sind Geisteswissenschaftler jeglicher Art mehr als Wissenschaftler: sie gelten zusätzlich auch als von den allgemeinen Lebensverhältnissen und der geistigen Situation geprägte privilegierte Zeugen ihrer Zeit.

Dem letzten Satz kann man bei Pionierprodukten des Anfangsstadiums einer Disziplin eine verschärfte Bedeutung beimessen, denn es kommt in diesen Fällen sehr oft zu einem reziproken Verhältnis zwischen dem Wert des beabsichtigten wissenschaftlichen Inhaltes und dem nichtbeabsichtigten „außerwissenschaftlichen" Signalwert der Arbeit. Aufgrund ihres heute oft schon mehrfach überholten wissenschaftlichen Beitrages werden diese Werke meistens nur in die Schublade Forschungsgeschichte „gesteckt". Dabei steht

ihnen – wenn man aus ihnen nicht nur das streng Wissenschaftliche herausdestilliert, sondern sie als komplexe Einheiten sieht – ein fester Platz in der Beschreibung und Analyse zu.

Cui prodest? - lautet die alte Juristenfrage mit seitdem ausgedehnter Gebrauchsfrequenz, die auch hier gestellt werden kann. Erstens dient eine solche allumfassende Behandlung einer humaneren wissenschaftlichen Präzision, wo nicht nur die Leistungen zählen, sondern auch der Mensch, der sich jeweils hinter ihnen verbirgt. Denn den Text zusammen mit dem jeweiligen sozialen Kontext zu untersuchen, **Mensch, Kultur und Gesellschaft als komplementäre Größen** aufzufassen, ist eine der Haupterrungenschaften der Wissenschaftsgeschichte des 2o. Jahrhunderts. Es gibt aber auch einen weniger idealistischen, dafür aber durchaus praktisch ausgerichteten Grund für diese Vorgehensweise. Geisteswissenschaftler jeglicher Art kennen den Quellenmangel und die daraus resultierenden Probleme. Jede Disziplin hat ihre „Praktiken" zur Bekämpfung dieser leidigen Erscheinung entwickelt, und es gibt dabei auch ähnliche Vorgehensweisen, die von der Verwendung der Interdisziplinarität als Methode bis zur besseren, vollständigen „Ausbeutung" bisheriger Quellen reichen. Da die Wissenschaften einen ständigen Entwicklungsprozeß mitmachen, sehe ich mindestens für die Humanwissenschaften in einer Art **„Recycling-Verfahren"** – indem man Daten, die nicht selten in die Kategorie der unersetzbaren Raritäten fallen, mit Hilfe aktueller Methoden neu deutet – einen Weg der Zukunft. Denn aus der Not eine Tugend zu machen ist nicht nur allgemein menschlich, sondern sehr oft auch nützlich.

In diesem Sinne der mehrschichtigen und mehrfachen Verwendung und Nutzbarmachung von „geistigen Ahnen" und ihrer „Produkte" machen wir jetzt die Probe aufs Exempel, indem wir – neben dem meist einzigen, streng auf den wissenschaftlichen Inhalt bezogenen Fragepronomen der traditionellen Forschungsgeschichten, nämlich dem **WAS** – auch die anderen, nicht minder wichtigen zu Wort kommen lassen, nämlich das **WER**, das **WANN**, das **WIE** das **WO** und das **WARUM**. Das Untersuchungsobjekt, an dem diese mehrspurige Verfahrensweise demonstriert wird, wurde sehr lange und wird auch heute noch oft ausschließlich in den Zuständigkeitsbereich der Linguistik verwiesen, was die Untersuchungen einerseits wegen Mangel an direktem sprachlichen Material sehr schwierig machte, und andererseits zu einer einseitigen, zum Teil auch eingeschränkten Deutung der Problematik führte. Es geht um die Untersuchung der Zweisprachigkeit als Prozeß bei den Ungarndeutschen, und zwar um die erste, schwierigste Phase dieses Vorganges, wo es eigentlich richtiger ist, von sprachlichen Kontakten (Lehnbeziehungen) als von einem ausgeprägten kollektiven Bilinguismus zu sprechen. Der Aufsatz möchte an diesem konkreten Beispiel der deutsch-ungarischen Sprachkontakte die Notwendigkeit, die Wege und Ergebnisse der Erweiterung des Untersuchungshorizonts demonstrieren, indem wir auch „über den eigenen wissenschaftlichen Gartenzaun schauen" bzw. auch solche Bereiche der zum Teil auch als Datenquelle fungierenden Forschungsgeschichte in die

Untersuchung einbeziehen, die bisher – wegen des angeblichen Fehlens ihrer wissenschaftlichen Präzision bzw. wegen ihrer primär nicht linguistischen Anlage – in den Kanon dieser Disziplin nicht eingegangen sind. Der Aufsatz versteht sich – auch bedingt durch seinen eingeschränkten Umfang – mehr als Muster denn als endgültige Bestandaufnahme. (Die hier nur skizzenhaft geschilderten Prinzipien, Methoden und Daten sind Teile einer sich in Vorbereitung befindenden Dissertation) **Diese Ergebnisse und Erkenntnisse müssen aber in einer umfassenden Behandlung dieser Problematik einen festen Platz bekommen und können auf Grund ihrer Interdisziplinarität auch anderen Wissenschaften als Datenquellen dienen.**

Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts schwebte Ungarn im Milleneumsfieber, denn im Jahre 1895 feierte das Land die 1000. Wiederkehr der Landnahme. Seit 1867, dem Ausgleich mit Österreich, erlebte das Land sowohl politisch als auch wirtschaftlich einen deutlichen Aufschwung, der – nicht zuletzt durch eine gewisse erkämpfte Selbständigkeit - Hand in Hand ging mit der Wiederbelebung des lange unterdrückten ungarischen Elements und der ungarischen Werte auf allen Gebieten des Lebens. Aus diesem Prozeß blieb auch die Sprachwissenschaft nicht ausgeschlossen. Die Linguisten starteten gleich zwei – auch miteinander verbundene – Aktionen: die erste zielte auf die Säuberung der vor allem von Germanismen durchsetzten ungarischen Muttersprache. Die Aktion lief über die Zeitungen *Magyar Nyelvőr / Ungarische Sprachwache* und *Magyar Nyelv / Ungarische Sprache*, wodurch das ganze einen populären Hauch bekommen hat, denn diese Zeitungen haben nicht nur Linguisten bezogen, sondern auch andere Vertreter der damaligen Intelligenz: Lehrer, Pfarrer, Notare. Preisausschreiben gegen Fremdwörter erschienen, Leser wurden gebeten und aufgerufen, die erwähnten Zeitschriften von Germanismen der Sprache ihrer Umgebung zu benachrichtigen. Man suchte auch nach den Urhebern dieser Sprachverderbung und fand dabei heraus:

> Das Gewächshaus der Germanismen sind die Presse und die Schulbücher, obwohl eben sie die Aufgabe hätten, zusammen mit den Fachzeitschriften das Deutschtum schnell und erfolgreich zu bekämpfen.[2]

Das war eine Bewegung, die – wenn auch mit einer großen Reichweite und buntem Publikum ausgestattet – doch eher defensiv ausgerichtet war. Im schon erwähnten zweiten Auftakt aber ist man in die Offensive übergegangen. Man fragte sich, ob Ungarn Jahrhunderte hindurch in vielen Bereichen wirklich nur passiver Nehmer war, oder ob das Land und seine Einwohner manchmal – in diesem Falle vor allem in sprachlicher Hinsicht – auch in der Geberrolle glänzten. 1894 erscheint in der Zeitschrift *Magyar Nyelvőr* der erste Artikel unter dem vielsagenden Titel *Külföldi magyarok / Ausländische Ungarn*. Es war wieder, nach der guten bewährten Methode, zugleich ein Aufruf an

die Leser, die gebeten wurden, jene ungarischen Wörter der Redaktion in einem kurzen Bericht mitzuteilen, die sie – egal ob in einem fremdsprachigen literarischen Werk oder während einer Auslandsreise – angetroffen hatten. Daß das Augenmerk hauptsächlich auf das Deutsche gerichtet war, beweist unter anderem folgender Satz:

> Und wenn wir so auch viel aus dem Deutschen übernehmen, kann auf anderer Seite uns befriedigen, daß auch wir viele Wörter übergeben und übergeben haben, die man mit ganz geringen Sprachkenntnissen ausfindig machen kann.[3]

Patriotismus und Pathos waren in dieser Epoche durchaus keine „Fremdwörter", sondern waren fest im Zeitgeist verankert.

> Es war eine große Freude, beim Lesen einer deutschen Erzählung plötzlich ungarische Wörter im Text zu erblicken. Wieder ein Paar ins Ausland geratene Gevätter. [...] Allerdings wieder eine neue Eroberung [...] Sei stolz, oh Ungarland![4]

Der Schwung war groß, das Ergebnis allerdings schmal. Denn es gab erstens ziemlich wenig eingebürgerte Wörter ungarischer Abstammung in anderen Sprachen, zweitens handelte es sich auch bei der Mehrheit dieser wenigen um Lexeme, die typisch ungarische Sachverhalte bezeichneten (csikós, gulyás, puszta, huszár, honvéd...), und drittens schafften es viele Wörter nur bis Österreich oder sogar nur bis Wien, was natürlich plausible Gründe hat.

Gábor Szarvas gibt auch zu:

> Die Zahl jener Wörter, die in westlichen Sprachen heimisch geworden sind, ist sehr gering; die Mehrheit derer kommt nur als Fremdwort vor, und auch die finden meistens nur in einzelnen Werken von gewissen deutschen Schriftstellern bloß ein – oder zweimal Verwendung.[5]

Und jetzt sind wir eigentlich beim **dritten Auftakt**, bei unserem eigentlichen Thema, angekommen. Denn nach diesem deutlichen Fiasko bemerkte man, daß man die Frage und die Aufgabe anders hätte stellen müssen. Warum denn in die Ferne schweifen, wenn man im eigenen Lande fremde Sprachen hat und mit ihnen tagtäglich auch konfrontiert wird? Im Jahre 1895 wird die Spalte *Ausländische Ungarn / Külföldi magyarok* von Vilmos Lehr in *Wandernde Ungarn / Vándormagyarok* umgetauft, und die Umtaufe folgendermaßen erklärt:

> Vielleicht ist diese Benennung bezeichnender für unsere, in andere Sprachen übergegangenen Wörter, da sich die Auf-

> merksamkeit in dieser Spalte immer mehr auf jene Wörter richtet, die in die Sprachen der im Inland wohnenden Minderheiten geraten sind.[6]

Pál Mikó gibt auch eine Erklärung, warum diese Untersuchungen bisher ausgeblieben sind:

> Es ist fast unglaublich, daß bisher fast niemand daran gedacht hat. Die Wörter selbst stehen uns so nahe und sind so eindeutige Zeugen der Wirkung der ungarischen Sprache, daß sie selbst die Beschäftigung mit ihnen von uns fordern. Aber eine Erklärung für diese Verspätung gibt es doch: die Mehrheit unserer Linguisten ist ungarischer Herkunft, die die inländischen Fremdsprachen hauptsächlich von deren Literatur, mit einem anderen Wort, aus Büchern kennt, andererseits hat die ungarische Sprache ihre Aufmerksamkeit viel mehr für sich in Anspruch genommen, als daß sie auch für jene Wörter ein Auge gehabt hätten, die unsere fremdsprachigen Mitbürger von uns geliehen haben.[7]

Und jetzt entsteht eine wahre Volksbewegung, denn man hat einerseits die bewährten, populären Methoden beibehalten, zweitens war das jetzt wirklich eine Aufgabenstellung, hinter der sich auch tatsächlich brauchbares Material verbarg. Wir verdanken also die ersten auch nach Umfang bedeutenden, kettenartigen Daten über die Einwirkungen des Ungarischen auf die Sprachen der ungarländischen Minderheiten eigenartigerweise dem **verletzten Stolz der Ungarn und ihrem Verlangen nach Selbstbestätigung.** Die Entwicklung bzw. die Reihenfolge der jeweiligen Zielsetzungen des vorhin geschilderten wissenschaftlichen Prozesses geben ein Beispiel dafür, welch eigenartigen Zufällen die Wissenschaft auch manchmal Daten zu verdanken hat, und es unterstreicht auch die vorhin schon eingehender geschilderte Tatsache, daß nicht nur die Daten selbst, sondern mit ihnen auch jene gesellschaftlichen Umstände wichtig sind, denen wir sie eigentlich zu verdanken haben.

Eine wahre Fundgrube wurde also entdeckt, und die hatte so manches zu bieten. Lehrer, Notare fühlten sich angesprochen und teilten ihre ganz persönlichen Erfahrungen mit unterschiedlichen Minderheitensprachen aus den verschiedensten Orten des Landes auf den Blättern dieser Zeitschriften mit. Vom Umfang her waren diese Berichte nicht besonders groß angelegt, die meisten überschritten nicht einmal 10 oder 15 Zeilen. Das waren zum größten Teil Laienberichte mit mitunter auch falschen Erklärungen und Schlußfolgerungen, aber das direkte sprachliche Material, was sie lieferten, ist überaus wertvoll und brauchbar. Aber das ist nur die eine Seite der Medaille. Da diese Leute keine ausgebildeten Linguisten waren, gingen sie auch unbefan-

gener, zwangloser, profaner mit dem sprachlichen Material um, wodurch sich diese Artikelchen nicht durch eine streng wissenschaftliche, sondern eher durch eine privat-joviale Stimmung auszeichneten. Es sind Erfahrungen privilegierter Zeugen, die es nicht nur bei der Mitteilung bestimmter Lexeme belassen; sie versuchen sie zu deuten, das soziale Umfeld zu erklären, die Minderheiten nach gewissen Kriterien einzuschätzen, sie tragen ihre Vorurteile und Sympathien ihnen gegenüber zur Schau. Und in dem Moment sind sie nicht mehr bloß Einzelgänger, sondern repräsentieren die Meinungen von bestimmten Gruppen. Und eben aus solchen Voreingenommenheiten, Antipathien, Sympathien ist jener Rahmen gemacht, in dem sich Minderheiten bewegen können. Das Gesetz spannt ein Netz aus Sollen, Müssen, manchmal auch aus Können und Dürfen. Wie engmaschig sich aber dieses Gesetznetzwerk anfühlt, hängt eben von jenen Zugeständnissen und Möglichkeiten ab, die man an Ort und Stelle in Form einer positiven oder negativen Diskriminierung von Seite der anderssprachigen Mitbürger erfährt.

Ungefähr zur gleichen Zeit ist neben dieser erwähnten Welle der Laienbegeisterung auch eine von Wissenschaftlern ausgeübte Dokumentensicherung bezüglich des Themas festzustellen. Diese Arbeiten zeichnen sich zum Teil durch einen längeren Umfang bzw. durch das primär fachliche Herangehen aus, weiterhin behandeln sie nicht einzelne Erscheinungen, sondern entweder größere, zusammenhängende Siedlungsgebiete oder mindestens eine größere Ortschaft. Wir treffen hier immer wieder die gleichen Namen: Vilmos Tolnai (Lehr), Gábor Szarvas, Pál Mikó, Jusztin Bódiss, Ferenc Ratzenberger, Gusztáv Heinrich, György Volf, János Melich, um nur einige zu erwähnen. Sie führten oft regelrechte Diskussionen und „Rundgespräche" in den Zeitschriften, bekräftigten den anderen in seinen Annahmen, wiesen auf Fehler hin, fragten bei problematischen Fällen die anderen um Rat, usw. Zu den erwähnten zwei Organen gesellten sich noch andere; z.B.: die renommierte Zeitschrift Magyar Philologiai Közlöny / Ungarische Philologische Mitteilungen, wo auch eine der besten Zusammenfassungen bezüglich des Themas von Antal Horger erschien, oder Jahrbücher diverser Gymnasien, z.B. das *Jahrbuch des Evangelischen Hauptgymnasiums zu Segesvar/Schäßburg/Sibiu*, wo die Arbeit *Magyarische Lehnwörter im Siebenbürgisch-Sächsischen* von Julius Jacobi zu lesen war.

Im folgenden Teil der Ausführungen verifizieren wir abschnittweise – ohne die Bedeutung der ausschließlich auf das Untersuchungsobjekt gerichteten Spezialforschung leugnen zu wollen – die Wichtigkeit genereller, übergreifender Probleme, Ziele und Konzepte in der wissenschaftlichen Forschung. Die Untersuchungen und Überlegungen sind zwar auf die deutsch-ungarischen Sprachkontakte ausgerichtet, sollen aber weder vom Umfang noch vom Inhalt her als endgültige, vollständige Bestandaufnahme dieses komplexen Problems verstanden werden.

1a. Der überwiegende Teil dieser qualitäts- und quantitätsmäßig unterschiedlichen Arbeiten beschäftigt sich mit den vorwiegend lexikalischen Einwirkungen des Ungarischen auf die Sprache(n) der ungarländischen Deut-

schen, aber es sind parallel dazu auch Artikel entstanden – zeitlich gesehen sogar eher –, die dasselbe Phänomen bei anderen Minderheitensprachen des Landes untersuchten und beschrieben. Das heißt, daß man eine **gemeinsame Vergleichsbasis** besitzt, die sowohl kontrastive Untersuchungen als auch die Herausstellung einzelner minderheitentypischer Spezifika ermöglicht. Denn nur diese Ausweitung des Untersuchungshorizonts – indem man auch anderen Minderheiten in das eigene enge Forschungsthema einbezieht – bietet die Klärung einiger grundlegender Fragen. Die Tatsache z.B., daß ein bestimmter Teil der übernommenen ungarischen Lexeme bei allen behandelten Minderheiten gleich ist, läßt die Annahme nahe rücken, daß vielleicht all diese Minderheitensprachen ein gewisses, zum Teil **gemeinsames lexikalisches Defizit, eine bestimmte lexikalische Unvollkommenheit in ungarischer Umgebung aufwiesen.** Diese minderheitenunabhängige, gemeinsame lexikalische Strategie weist einerseits auf die Unumgänglichkeit dieser Entlehnungen hin, andererseits wird durch diese Tatsache die Unhaltbarkeit gewisser puristischer Forderungen solchen Gemeinschaften gegenüber klar herausgestellt. Solche gemeinsamen lexikalischen Integrate sind unter anderem: *áldomás* 'Kauftrunk'; *csizma* 'Stiefel'; kalács 'Kuchen'; köpönyeg 'Umhängemantel'; bunda 'Pelzmantel'; sátor 'Zelt'; gatya 'weite Hose der ungarischen Männertracht'; ráadás 'Draufgabe'; usw.

1b. Eine andere interessante gemeinsame sprachliche Erscheinung, nämlich, daß die **Haustiere bei den Minderheiten durchgehend ungarische Namen hatten,** deutet auf das frühe Erkennen gewisser wirtschaftlicher Interessen hin, das sich in dem Falle darin manifestierte, daß man sich stillschweigend auf die Sprache des Mehrheitsvolkes einigte. Einige Beispiele:

> Die Stiere haben nur ungarische Namen: Villás, Bimbó, Bodza, Szeka, Szarvas, Virág, Kajla, Gombos, Kesa. Viele Pferde heißen: Csillag, Fakó, Sárga. Die Namen der Hunde: Vigyázz, Tisza, Duna, Bundás.[8]

schreibt János Ebenspanger in seinem Artikel *Ungarische Wörter bei den Deutschen im Gölnitztal.* Jusztin Bódiss berichtet über Apatin, sein Heimatdorf:

> [...] und ich kann micht nicht entsinnen, daß ich bei uns andere, als ungarische Pferdenamen gehört hätte, natürlich mit deutscher Aussprache: Rusi: Rózsi, Tindír: Tündér, Matar: Madár, [...].[9]

Und jetzt ein rumänisches Beispiel aus dem Komitat Hajdu-Bihar:

> Wenn es viel 'gunoi' [= Mist; auch ein ungarisches Lehnwort] gibt, spannt er [der Bauer] die Bimbau, die Daru, die Virág oder die Csákó ein (Kuhnamen); oder Betyár, Bátor,

> Bicskás, Bársony, Büszke, Szürke, Vilma, Jancsi, Pista, Rántotta (alle Pferdenamen) zieht es auf das Feld raus.[10]

Dies wiederum bestätigt die Tatsache, daß Minderheiten – entgegen anderslautenden Darstellungen – ziemlich früh sowohl miteinander als auch mit den Ungarn in Berührung gekommen sind, und daß die oft einseitige Interpretation der „idealen Laborbedingungen", unter denen sie gelebt haben sollen, nicht der Wahrheit entspricht.

1c. Die Artikel – vor allem die Mitteilungen der Laienwissenschaftler – versuchen, die Minderheiten auf Grund ihrer Sprachkenntnisse (worunter primär natürlich Ungarischkenntnisse verstanden wurden) bzw. auf Grund der Offenheit ihrer Sprache dem Ungarischen gegenüber zu klassifizieren, das heißt, in eine gewisse Rangordnung oder Hierarchie zueinander zu stellen. Dabei ist eine eindeutige **Korrelation zwischen dem eingenommenen Platz und der Offenheit dem Ungarischen gegenüber festzustellen.** Ungarische Sprachkenntnisse werden positiv verbucht und werden zugleich auch mit den der jeweiligen Minderheit „zugesprochenen" geistigen und materiellen Fähigkeiten in Beziehung gebracht. Alte Stereotypien, Vorurteile und „epitheta ornantia" lassen natürlich auch grüßen, aber sie haben ja einen festen Platz unter den Grundstimmungselementen jeder Gesellschaft.

> Am lernfähigsten habe ich den Schwaben befunden, der binnen kurzer Zeit vollständig, daß heißt, so, wie es der Alltagsbedarf erfordert, in der Lage ist, sowohl das Ungarische als auch das Rumänische zu erlernen. Auf demselben kulturellen Niveau [sic!] steht der Ungar, [...] der aber schon viel schwerer die Sprache des anderen erlernt [...] Die größte Widerstandeskraft bezüglich der Sprachen der anderen weist der Rumäne auf. Da muß man aber einen Unterschied zwischen dem Rumänen auf der Tiefebene und dem in den Bergen machen. Denn so lange der begüterte rumänische Bauer von der Tiefebene [...] richtig Ungarisch oder Deutsch kann, je nach dem, mit wem er mehr Kontakte hat, ist der Rumäne aus den Bergen nicht im Stande, eine andere Sprache zu erlernen, denn er verwendet ja – bedingt durch seine Verhältnisse – auch nur einen minimalen rumänischen Wortschatz, der kaum über 300-400 Wörter hinausgeht.[11]

Es gibt aber neben den jovialen Stimmen, die dieses sprachliche Aufeinanderwirken als einen natürlichen, sogar wünschenswerten Prozeß ansehen, auch kritische, die zwischen Zweisprachigkeit und Zweisprachigkeit auf Grund der beteiligten Sprachen einen qualitativen Unterschied machen.

> Leider benutzen sie [die Deutschen im Gölnitztal] aber auch schon viele slowakische Wörter. [...] Wäre es denn nicht ratsam, auch in dieser Gegend ungarische Volksschulen und mehrere Kindergärten einzurichten? Wir werden slowakisiert, dennoch gibt es keine staatliche Volksschule in der Zips. Der Fall ist selten, daß z.B. Svedler, das slowakische Dorf Oviz fast vollständig germanisiert hat, das Gegenteil aber ist gang und gäbe. Videant consules.[12]

Konfrontiert man diese Aussagen mit dem am Anfang dieses Artikels behandelten Kampf um die Säuberung der ungarischen Sprache von fremden Elementen, zeugen sie eindeutig von einer **Doppelmoral**. Wenn man in dieser Zeit auch nicht über bewußt durchgeführte, allumfassende Assimilationsbestrebungen von ungarischer Seite sprechen kann, geht doch aus den Berichten **die Gutheißung einer stillen Anpassung an die Staatssprache** deutlich hervor. Die feindliche Einstellung der Verbreitung von Sprachen gewisser Minderheiten gegenüber, sowie abschätzige Bemerkungen über bestimmte ethnische Minoritäten sind eindeutige Zeichen für das Bestehen einer **Prestigeskala der Minderheiten**. Letztere Tatsache fällt deshalb so sehr ins Gewicht, weil **für die Bewahrung der eigenen Verschiedenheit die positive Einstellung des Mehrheitsvolkes, die Akzeptierung des „Andersseins" von ausschlaggebender Bedeutung sind.**

1d. Die Artikel sind aber nicht alle „eingleisig" ausgerichtet, viele berichten nicht nur von der Einwirkung des Ungarischen auf die Minderheitensprachen, sondern auch über die umgekehrte Erscheinung, wo sich die Ungarn – kurzfristig oder auf Dauer – einiger Elemente des Wortschatzes ihrer fremdsprachigen Mitbürgern bedienten. Als nicht selten wird der Prozeß der **mehrfachen Entlehnung** und Weitergabe von Lexemen bezeichnet, der in vieler Hinsicht den Wissenschaftlern auch heute noch Kopfzerbrechen bereitet, da sich die genaue Reihenfolge der Sprachen nicht immer eindeutig feststellen läßt:

> Es gibt einige Wörter in diesen Dialekten, bei denen man nicht sicher sagen kann, ob sie aus dem Ungarischen oder aus einer slawischen Sprache übernommen wurden, denn sie sind in beiden Sprachen vorhanden.[13]

Dadurch wird unter anderem ersichtlich, daß man es im Falle eines Vielvölkerstaates, wie auch Ungarn einer war, nicht nur mit „einfachen", voneinander isolierten bilateralen Kontakten zu tun hat, sondern auch mit einem **ganzen Netzwerk von sprachlichen und außersprachlichen Berührungen, die das besondere sprachliche und ethnische „Bouquet" dieser Minderheiten ausmachen.**

Nach diesen übergreifenden Gesichtspunkten sollen jetzt einige solche folgen, die sich – unter Beibehaltung der eingehender behandelten Prinzipien – auf unseren unmittelbaren Forschungsgegenstand, auf die deutsch-ungarischen Sprachkontakte beziehen.

2a. Vergleicht man die Anzahl der Artikel über die ungarischen Entlehnungen der einzelnen Minderheitensprachen miteinander, steht eindeutig das Deutsche (die deutschen Mundarten) an der Spitze. Diese glückliche Tatsache erleichtert unsere Arbeit und kann nicht hoch genug bewertet werden. Die Gründe dafür sind sowohl in der seit geraumer Zeit anhaltenden bevorzugten Stellung und hohen Gebrauchsfrequenz des Deutschen in Ungarn, als auch im jeweiligen wirtschaftlichen und geistig-wissenschaftlichen Potential der einzelnen Minderheiten zu suchen.

2b. Sowohl in den Laienbeobachtungen, Kurzberichten als auch in den größer angelegten wissenschaftlich fundierten Untersuchungen werden geographisch, sprachlich (d. h. mundartlich), sozial und siedlungsgeschichtlich unterschiedliche deutschsprachige Gemeinschaften behandelt, aber bei weitem nicht alle. Sucht man aber nach den Auswahlkriterien, also nach gemeinsamen Charakterzügen jener deutschsprachigen Gemeinschaften, die in die Forschung eingegangen sind, findet man weder das Kriterium der beachtlichen geographischen Ausdehnung noch die zahlenmäßig hohe Repräsentanz deutschsprachiger Mitbürger, denn es gibt große, von Deutschen dicht bewohnte Gebiete, so z.B. die sog. Schwäbische Türkei, die in dieser Beziehung überhaupt nicht zu Worte kamen. Der gemeinsame Nenner ist, was statistisch nicht hervortritt, in außersprachlicher, und zwar in wirtschaftlich-sozialer Richtung zu suchen. Denn die meisten behandelten Gebiete oder einzelnen Ortschaften haben sich entweder durch ihre wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung hervorgetan, oder waren sozial und juristisch gesehen – gelegentlich auch unterstützt durch die frühe Ansiedlung – traditionell als Einheiten verbucht. Einige sollen hier nur stehen: die Ponzichter, die Hienzen, die Siebenbürger Sachsen, die Deutschen im Gölnitztal, die Banater Schwaben, aber es kommen auch Beispiele aus einzelnen Städten, so aus Preßburg oder Budapest vor.

Und eben ihre Entwickeltheit und Organisiertheit machte diese Gebiete einerseits zugänglich für die Forscher, wobei unter Zugänglichkeit in dieser Zeit auch der wortwörtliche verkehrsmäßige Zugang verstanden werden muß, andererseits waren diese Gebiete, dank ihres geistig-kulturellen und wirtschaftlichen Potentials, eher in der Lage, Wissenschaftler, darunter auch Linguisten, aus den eigenen Reihen hervorgehen zu lassen, die schon in ihren ersten Werken die Sprache ihres Heimatortes verewigten (siehe dazu auch Punkt 2.a). Und letzteres ist für jedwede Beschäftigung mit der Sprache von Minderheiten ausschlaggebend, denn es gibt wichtige Details sowohl sprachlicher als auch außersprachlicher Art, die nur ein betroffener Insider heraushören bzw. richtig deuten kann.

2c. Die schon vorhin erwähnte bunte Zusammensetzung des Materials ermöglicht einen Vergleich, ähnlich, wie wir ihn schon unter Punkt 1 dargestellt haben. Auf Grund dessen läßt sich feststellen, daß die Deutschen unabhängig von Ansiedlungszeit, gebietsmäßiger Ausdehnung oder sozialer Schichtung die gleichen ungarischen Lexeme in ihre Mundarten integriert haben. Demnach sorgte das Ungarische – bei allen mundartlichen Verschiedenheiten der ungarländischen Deutschen – doch für eine gewisse **lexikalische Konvergenz** in ihren Mundarten.

2d. Wenn man diese, aus interethnischen Beziehungen resultierenden lexikalischen Integrate besser unter die Lupe nimmt, geht deutlich hervor, daß die **Sprache** oft bloß die **Ausdrucksseite einer ethnisch-kulturellen Inhaltsseite** ist. Demzufolge kann und darf die Erforschung von sprachlichen Kontakten nicht allein die Aufgabe der Sprachwissenschaft sein. Die von Linguisten oft unternommene Aufteilung des menschlichen Daseins in einen sprachlichen und in einen außersprachlichen Bereich wird meistens mit dem Argument der besseren, übersichtlicheren Handhabung von Daten untermauert. Triftigere Gründe aber für eine derartige Abgrenzung sehe ich einerseits darin, daß wir Wissenschaftler immer noch geneigt sind, nach der **schubladenartigen Einteilung der Disziplinen** zu denken und zu handeln (wenn auch mit der Zeit neue Schubladen dazugekommen sind); andererseits – was damit kausal zusammenhängt – sind die Übergangszonen zwischen diesen Bereichen noch nicht genügend erforscht, nicht zuletzt deswegen, weil da oft mehrere Disziplinen auf kleinem Raum zusammentreffen. Es ist also ein wahrer „wissenschaftlicher circulus vitiosus". Dabei hat die Behauptung von János Juhász

> Die objektive Wirklichkeit erscheint an den Grenzgebieten der wissenschaftlichen Disziplinen adäquater, vollkommener als in den reinen Wissenschaften.[13]

auch heute noch **weitreichende Gültigkeit** und müßte **in der wissenschaftlichen Praxis einen gebührenden Platz bekommen.**

Anmerkungen

[1] Schäfer, K.: *Vándormagyarok.* In: *Magyar Nyelvőr* 24/1895, S. 579.

[2] Mikó, P.: *Külföldi magyarok.* In: *Magyar Nyelvőr* 24/1895, S. 42.

[3] Harmath, P.: *Külföldi magyarok.* In: *Magyar Nyelvőr* 23/1894, S. 417.

[4] Szarvas, G.: *Külföldi magyarok.* In: *Magyar Nyelvőr* 23/1894, S. 561.

[5] Lehr, V.: *Vándormagyarok.* In: *Magyar Nyelvőr* 24/1895, S. 186.

[6] Mikó, P.: *Vándormagyarok.* In: *Magyar Nyelvőr* 24/1895, S. 41.

[7] Ratzenberger, F.: *Magyar szók a gölnicvölgyi németeknél.* In: *Magyar Nyelvőr* 25/1896, S. 299.

[8] BÓDIS, J.: *Vándormagyarok.* In: *Magyar Nyelvőr* 24/1895, S. 579.

[9] REICHNITZ, L: *Magyar szók a hajdumegyei oláhoknál.* In: *Magyar Nyelvőr* 25/1896, S. 301.

[10] LEHR, V.: *Vándormagyarok.* In: *Magyar Nyelvőr* 24/1895, S. 186.

[11] RATZENBERGER, F.: *magyar szók a gölnicvölgyi németeknél.* In: *Magyar Nyelvőr* 25/1896, S. 300.

[12] BALASSA, J.: *Magyar szavak a felsőmagyarországi német nyelvjárásokban.* In: *Egyetemes Philologiai Közlöny* 49/1895, S. 387.

[13] JUHÁSZ, J.: *Überlegungen zum Stellenwert der Interferenz* In: KOLB, H. & H. LAUFER (Hrsg.): *Sprachliche Interferenz. Festschrift für Werner Betz,* 1977, Tübingen, S.1.

Marianna Medve (Nyíregyháza)

Zwischen Aspekt und Modus

Über die Position des Tempus unter den verbalen Kategorien

I. Die Aufmerksamkeit der Sprachforscher wurde sehr früh auf die Kategorie Tempus im Deutschen gelenkt, da sie im Gegensatz z.B. zu der Kategorie Aspekt über ein reich ausgebildetes morphologisches System verfügt und in jeder verbalen Form realisiert wird. In den frühen Arbeiten wurden die Tempora nach rein morphologischen Kriterien untersucht, ohne danach zu fragen, ob die einzelnen morphologisch realisierten Tempusformen tatsächlich über eine gut abgrenzbare temporale Bedeutung verfügen.

Man würde denken, daß sich die Tempusformen am besten durch temporale Merkmale beschreiben lassen. Gleich in den ersten Arbeiten über Tempus findet man jedoch auch solche Beschreibungselemente, die nicht als rein temporal eingeschätzt werden können.

Becker schreibt im Jahre 1836:

> Die Sprache bezeichnet durch die Zeitformen des Verbs nicht nur die absoluten Zeitverhältnisse des Prädikats – Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft – und das relative Zeit-Verhältnis der Thätigkeit zu einer anderen Thätigkeit – sondern unterscheidet auch die Vollendung der Thätigkeit, ihre Dauer und ihre Wiederholung.[1]

Die letztgenannten Phänomene „Dauer", „Wiederholung" und „Vollendung der Thätigkeit" gehören in den Problemkreis der Aspekt- bzw. Aktionsartforschung, und werden m. E. keinesfalls allein durch die Zeitformen des Verbs ausgedrückt.

In seinem Tempusmodell verwendet H. Gelhaus[2] als distinktive Merkmale die folgenden Begriffe: [Abschluß], [Beginn], [Vorhersage], [Tun] und [Verfügen]. Er hält zwar nur die ersten zwei Merkmale für „eigentlich temporal", die weiteren erklärt er für „anderer Art", bei der Unterscheidung der Tempora kommt er jedoch ohne diese sekundären semantischen Komponenten nicht aus. K. Baumgärtner und D. Wunderlich[3] und aufgrund deren gemeinsamer Arbeit später auch G. Helbig in seinen *Probleme der deutschen Grammatik für Ausländer* gebrauchen bei der Charakterisierung der einzelnen Tempora auch das Merkmal [präsumtiv], das nach seiner Art sich mehr zu einer modalen Beschreibung eignen würde, und das Merkmal [colloquial],

wodurch vor allem die Erzähl- bzw. Mitteilungsperspektiven auseinandergehalten werden, was bei Weinrich[4] als Unterscheidung zwischen „besprochener" und „erzählter" Welt erscheint.

Die Verfasser aller erwähnten Arbeiten über Tempus sind von den morphologischen Tempusformen ausgegangen und haben versucht, diese Formen durch distinktive Merkmale auseinanderzuhalten. Dabei wurden recht unterschiedliche, öfters auch nicht-temporale Merkmale in die Analyse einbezogen, sodaß letzten Endes eine schwer überschaubare Menge an Merkmalen als Instrumentarium entstand.

Was kann die Ursache für diese Vielfalt der Merkmale sein? Könnte man bei einer Tempusanalyse überhaupt mit rein temporalen Merkmalen auskommen? Und wenn das nicht möglich ist, was wir nach der Untersuchung verschiedener Modelle festgestellt haben werden, stellt sich die Frage, warum sich gerade die oben erwähnten Merkmale aus dem Bereich der Modalität und Aspektualität besonders eignen, als zusätzliche Charakteristika in Tempusanalysen aufzutreten. Diesen Fragen wollen wir im vorliegenden Artikel in folgenden Schritten nachgehen:

Im anschließenden Abschnitt II stelle ich die Modelle anderer Autoren dar, für die den Ausgangspunkt die semantischen Tempora bilden und die erst später nach möglichen morphologischen Realisierungen fragen. Von ihnen werden die Tempora im Zusammenspiel von Temporalsemantik und Pragmatik beschrieben. Im Abschnitt III kommen wir zu der in ihrer Komplexität von E. Leiss ausgearbeiteten Interaktion von Aspektualität Temporalität und Modalität, und zuletzt im Abschnitt IV teile ich meine eigenen Überlegungen zur Deutung der Interaktion mit.

II. Nach der oben erwähnten „Merkmalsemantik" der 60er und 70er Jahre zeichnet sich in der Tempusliteratur der 70er und 80er Jahre eine andere Entwicklungstendenz dadurch aus, daß in der Temporalsemantik immer mehr der Anspruch erhoben wird, bei der Analyse der Tempora mit rein temporalen Merkmalen auszukommen. Die Temporalsemantiker, wie z.B. Grewendorf[5], Ballweg[6] und Fabricius-Hansen vertreten die Meinung, daß die Tempora über einen festen Bedeutungskern verfügen, der aber durch den jeweils verschiedenen Kontext variiert werden kann. So wird in diesen Arbeiten der Pragmatik eine durchaus essentielle Rolle beigemessen. Dabei kann im Leser das Gefühl entstehen, daß die semantischen Lücken mit den Grice'schen Implikaturen gestopft werden. Auf den leichten „Mißbrauch" der konversationellen Maximen weist Jürgen Lenerz in seinem Artikel *Tempus und Pragmatik – oder: Was man mit Grice so alles machen kann?* hin.

> Bei den vorliegenden Analysen werden nämlich die wesentlichen Probleme vom semantischen Teppich unter den pragmatischen gekehrt: Die Prinzipien und die empirisch adäquaten Einschränkungen einer erforderlichen pragmati-

> schen 'Zusatztheorie'(so Grewendorf 1984, 234) bleiben nämlich weitgehend im Dunkeln, so daß man den Verdacht hat, mit einer derartigen 'Theorie' ließe sich eigentlich so ungefähr alles erklären.[7]

Der semantische Teil in diesen semantisch-pragmatischen Analysen ist dagegen von Wert, man findet unter ihnen neuartige Temporalsemantiken. So ist es z.B. bei der wahrheitsfunktionalen Semantik von J. Ballweg, der durch eine Funktion g den Sätzen in Abhängigkeit von zwei Zeitintervallen Wahrheitswerte zuschreibt. Diese Arbeiten operieren mit den Parametern der Reichenbachschen Zeitlogik[8]: Sprechzeit, Aktzeit und Referenzzeit, bzw. mit einigen etwas modifizierten Varianten von diesen Grundparametern. Die einzelnen Tempusformen werden durch die aufeinander-bezogenen Positionen dieser drei Zeitintervalle charakterisiert. Das Verstehen und Definieren der ersten beiden Zeitabschnitte verursacht keine Schwierigkeiten, der letzte dagegen hat den Linguisten schon öfters Kopfzerbrechen bereitet. R. Bäuerle, der mit seinem Buch *Temporale Deixis – temporale Frage* auf die Tempusliteratur großen Einfluß ausgeübt hat, definiert folgenderweise die Betrachtzeit, die man als eine spezifizierte Variante der Reichenbachschen Referenzzeit auffassen könnte: „dasjenige Zeitintervall, das ein Sprecher als Bezugspunkt für die Positionierung einer Aktzeit benutzt".

Cathrine Fabricius-Hansen hat in ihrem Artikel *Frame and Reference Time in Complex Sentences* das Fazit gezogen, daß man bei einem Tempusmodell allein mit temporalen Merkmalen, konkret mit den Parametern von Reichenbach nicht auskommen könne; selbst die Referenzzeit (im weiterem: R) könne nämlich recht unterschiedlich aufgefaßt werden. Man kann unter R z.B. einen zeitlichen Rahmen verstehen, innerhalb dessen ein Ereignis lokalisiert wird (ungefähr in dem Bäuerleschen Sinne) wie im Satz:

(1) Ich war gestern in Heidelberg.[9]

Man kann aber R auch als eine Zeit registrieren, von der aus gezählt wird, wie z. B.

(2) Anna verließ Rom am 21. Mai, zwei Wochen später war sie wieder in Tübingen.[9],

wo die Temporalangabe des ersten Gliedsatzes die Referenzzeit für die Interpretation des zweiten Gliedsatzes liefert.
Als nächste Möglichkeit beschreibt W. Klein R als pragmatisches, stark kontextabhängiges Relatum, wie z. B. im Satz:

(3) Du wirst einige verlassene Häuser vorfinden, die kurz vorher ein blühendes Geschäftsviertel bildeten.[9],

wo die temporale Interpretation nur als eine Zusammenarbeit der beiden verbalen Formen mit dem Temporaladverb, dem Weltwissen des Sprechers und eventuell mit anderen Abschnitten aus diesem Gespräch vorstellbar ist.

Um die Beschreibungsmöglichkeiten der Temporalsemantik dieser Art zu erweitern, führten andere Sprachwissenschaftler neue Zeitparameter in ihr Tempusssystem ein, so z.B. J. Ballweg zur Präzisierung der Sprechzeit die Orientierungszeit, ferner die Faktzeit, als ein Intervall, an dem der tempuslose Satzkern wahr ist. Bei W. Klein erscheint die Topikzeit, d. h. die Zeit, über die eine Behauptung gemacht wird, oder bei Britt-Marie Ek die Projizierungszeit, „als sprachliche Abbildung der realen Zeit durch den Sprecher".[10] Trotz dieser Präzisierungen gibt es immer noch Fälle, die erst durch Einbeziehung von nicht klar abgegrenzten, – nach Lenerz: „allmächtigen" - pragmatischen Regeln erklärt werden können. Dieses Moment mag die Tempusforscher dazu bewogen haben, nach neueren Wegen zu suchen.

III.1. Der neuentdeckte Weg, den S.- G. Andersson und E. Leiss sehr konsequent betreten haben, will durch die Erforschung der **Interaktion von Aspektualität, Temporalität und Modalität** neue Kenntnisse über die Tempora erwerben. Der Gedanke der Zusammenarbeit zwischen den oben genannten verbalen Kategorien ist keinesfalls neu, Guillaume schreibt bereits 1929:

> Aspekt, Modus und Tempus beziehen sich [...] auf interne Phasen eines einzigen Phänomens: der Chronogenese; kurz, Aspekt, Modus und Tempus repräsentieren ein und dieselbe Sache als unterschiedliche Momente ihrer selbst betrachtet.[11]

Diese beim ersten Lesen vielleicht etwas merkwürdigen Worte haben sich in der späteren Forschung bestätigt. Für einen Beweis der Interaktion dieser Kategorien können wir die oben erwähnte Vielfalt der Merkmale halten, durch die verschiedene Autoren die einzelnen Tempusbedeutungen abzugrenzen hofften. So erscheinen nicht nur in der Tempusliteratur die „falschen" Merkmale wie z.B. [präsumtiv], [durativ] oder [aktuell], sondern auch in der Aspektliteratur: Comrie (1976) und Heger (1963) verwenden in ihren Studien zur Aspektkennzeichnung Merkmale wie [temporal].

V. Ehrich und H. Vater[12] entscheiden sich in ihrer Arbeit über das Perfekt für die sogenannte Komplexitätshypothese, d.h. sie plädieren dafür, daß das Perfekt eine temporale und eine aspektuelle Bedeutungskomponente in sich mit Hilfe des Frege-Prinzips[13] vereinbart, was ihrer Meinung nach auch für das Präteritum zutrifft. W. Abraham und Th. Janssen begründen ein größeres Forschungsvorhaben zum Thema „Tempus-Modus-Aspekt" folgenderweise:

> Ausgangspunkt für die Planung der Tagung und des daraus resultierenden Sammelbandes war die Beobachtung, daß in der Literatur zur Grammatik der verschiedenen Sprachen weithin ungelöst ist, in welchem Maße die in

> den Verben angelegten Aktionsart- bzw. Aspektbedeutungen [...] in den Formen zum temporalen Ausdruck eine entscheidende Rolle spielen.[14]

C. Fabricius-Hansen stellte 1990 die Frage:
„Bilden die Tempussysteme tatsächlich auch semantisch einheitliche Systeme in dem Sinne, daß die angeblichen Tempusformen alle und ausschließlich Temporalität – Lokalisierung der Zeit – ausdrücken ?"[15], und bei der Beantwortung dieser Frage weist sie darauf hin, daß man in den meisten Sprachen eine Art **Verquickung zwischen Temporalität, Aspektualität und Modalität** beobachten kann.
Diese Arbeiten haben mich dazu veranlaßt, den Möglichkeiten der Interaktion zwischen diesen verbalen Kategorien weiter nachzugehen.

III.2. In der früheren Tempusliteratur war es üblich, über ambige Tempora zu sprechen, d.h. den morphologisch realisierten Tempusformen verschiedene Bedeutungen zuzuschreiben. Die Hinweise von Löbner berücksichtigend stellt Herweg in seinem Buch **Zeitaspekte**[16] fest, daß die angenommene „Ambiguität" der Tempusformen in vielen Fällen nicht auf die unterschiedlichen Bedeutungen der einzelnen Tempusoperatoren zurückzuführen ist, sondern auf die aspektuellen Unterschiede der Propositionen, auf die die Tempusoperatoren erst im Satz ihre Wirkung ausüben[17]. Als Träger des perfektiven und imperfektiven Aspekts werden bei Herweg Satzradikale angenommen. Dementsprechend unterscheidet er zwischen Zustandsradikalen, als Trägern des imperfektiven Aspekts, und Ereignisradikalen, als Trägern des perfektiven Aspekts. Erstere definiert er als eine Menge von Zeiten, zu denen der Zustand besteht, anders formuliert, als eine Prädikation des Zustands S von einer Zeit t, kurz S(t). Ereignisradikale werden dagegen als Individuen aufgefaßt, d.h. E(e), da sie zählbar sind, über eine definite Zeit, die Ereigniszeit, bezeichnet durch T (e) verfügen, und in ihrem Verlauf inhomogen – in der Leiss'schen Terminologie: nonadditiv – sind. Nach den Einteilungskriterien Zählbarkeit und Homogenität werden Zustände als unzählbar und homogen – bei Leiss: additiv – beschrieben, d.h. während des Bestehens eines Zustands bekommt man bei seiner Untersuchung zu verschiedenen Zeitpunkten immer die gleichen Wahrheitswerte. Herweg macht uns auch darauf aufmerksam, daß nicht alle Handlungen automatisch zu den Ereignisradikalen gezählt werden können. So wird die Situation
– Peter aß Kuchen –
zu den imperfektiven Zustandsprädikaten gerechnet, da sie unzählbar und homogen ist im Gegensatz zu dem perfektiven Ereignisprädikat
– Peter aß *ein Stück* Kuchen -,
das zählbar und inhomogen ist. Diese einfachen Beispielsätze zeigen uns schon, daß der **Aspekt** nicht einfach an die morphologische Form des Verbs gebunden ist, da – wie wir gesehen haben – die Verbformen in den zwei

aspektuell einander gegenüberstehenden Sätzen gleich sind, sondern vielfach auch von anderen Faktoren – wie in unserem Beispiel von der Bestimmtheit bzw. Unbestimmtheit des Objekts – abhängt. Aufgrund dieser Tatsachen können wir behaupten, daß der Aspekt **eine syntaktische Kategorie** ist, dessen Anwesenheit keinesfalls auf die klassischen Aspektsprachen, wie z.B. Russisch beschränkt ist, sondern zum Inventar jeder Sprache gehört.

Das ist eine sehr wichtige Voraussetzung dafür, daß wir mit E. Leiss den Aspekt für die **Basiskategorie** unter den verbalen Kategorien halten können, und zugleich eine Ergänzung zu ihrer Arbeit *Die Verbalkategorien des Deutschen*[18]. In diesem Beitrag betrachtet Leiss nämlich nur die verbale Form selbst als potentielle Realisierungsmöglichkeit der aspektuellen Opposition und sucht darum nach möglichen Resten der alten aspektuellen Verbpaare, wie sie heute noch im Russischen existieren, die aber nach Forschungen von Oubouzar im Deutschen um das 14. Jahrhundert herum verschwunden sind[19].
Ich verstehe mit Elisabeth Leiss den Aspekt als **„universalsprachliche Perspektivierungskategorie"**, wo entsprechend der Position des Sprechers grundsätzlich zwei Perspektiven, die Innen- und die Außenperspektive, unterschieden werden. Im Falle der letzteren geht es um eine ganzheitliche, nonadditive Wahrnehmung des Sprechers, die er nur von außen her machen kann, darum heißt sie Außenperspektive. Die holistische Wahrnehmung impliziert räumliche Abgeschlossenheit, von der sich die sekundäre, temporale Vollendung ableiten läßt. Bei der Innenperspektive dagegen, wo der Sprecher selbst dabei ist, kann es sich nur um ein teilbares, additives Geschehen handeln, was sich zuerst in räumlicher und dann in temporaler Unabgeschlossenheit realisiert. Leiss behandelt den Aspekt als Basiskategorie, d.h. als „architektonisches Fundament", auf das die anderen Kategorien aufgebaut werden. Den ersten Baustein bildet die Kategorie Tempus. Dem Bauprinzip des zweigliedrigen Aspektsystems folgend nimmt Leiss **zwei Tempussysteme** im Deutschen an. Der grundlegende Unterschied zwischen dem Tempussystem der perfektiven und dem der imperfektiven Situationen[20] besteht darin, daß die perfektiven Situationen, gekennzeichnet durch die Außenperspektive, nicht imstande sind, gegenwärtige Geschehnisse auszudrücken. Präsens stellt nämlich eine typisch innenperspektivierende Situation dar, wo alle Teilnehmer die Situation von innen her betrachten. Das morphologische Präsens der in perfektiven Situationen erscheinenden nonadditiven Verben bringt meistens eine einfache, nahe Zukunft zum Ausdruck, wie z.B. im Satz:

(4) Ich komme pünktlich an.

Da wir den Aspekt als universalsprachliche Basiskategorie definiert haben, sollten wir annehmen, daß sich das Tempussystem, wenn auch nicht in jeder Sprache, – hier kann man vor allem an die retrospektiven Sprachen als mögliche Ausnahmen denken – so doch in den meisten Sprachen in zwei Teilsysteme gliedern läßt. Das gilt z.B. auch für das Ungarische, wo den oben skiz-

zierten Regelmäßigkeiten entsprechend die perfektiven Situationen ein zweigliedriges Tempussystem haben:

(5) Megírom a házi feladatot. (als einfache Zukunft)

(6) Megírtam a házi feladatot. (als abgeschlossene Vergangenheit),
und die imperfektiven ein dreigliedriges, da sie fähig sind, neben Zukunft und Vergangenheit auch Gegenwart auszudrücken:

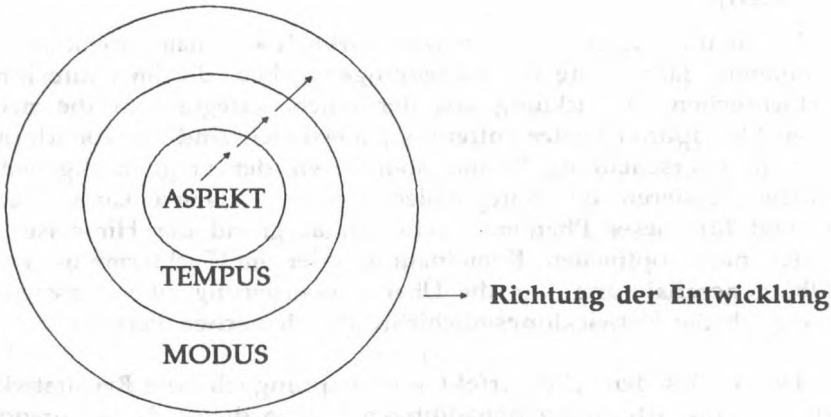
(7) Írni fogom a házi feladatot. (als Zukunft)

(8) Írtam a házi feladatot. (als unabgeschlossene Vergangenheit)

(9) Írom a házi feladatot. (als Präsens)

IV.1. Aufgrund der oben geschilderten Zusammenhänge würde ich das Zusammenwirken der Kategorien Aspekt, Tempus und Modus graphisch folgenderweise darstellen:

Abbildung I



Anmerkungen zur Abbildung I:
1. Die Kategoriengrenzen sind beweglich, duchlässig und nicht fest abgeschlossen. Sie funktionieren ungefähr wie eine semipermeable Haut.
2. Diese Abbildung eignet sich m. E. sehr gut zur Entwicklungsdarstellung der morphologischen Realisierungen der verbalen Kategorien. **Die Entfernung von der Origo ist gerade proportioniert**
1. mit der Dauer der Entwicklung und
2. mit der Menge der morphologischen Merkmale der Kategorien.

Als Beweis für die erste These können wir die Forschungsergebnisse von Stephany (1985) anführen, nach denen die Kinder zuerst immer zu einer Differenzierung hinsichtlich des Aspekts fähig sind, erst auf einer späteren Stufe

der Entwicklung die temporale und erst dann die modale Unterscheidung erlernen. Um auf einer höheren Stufe differenzieren zu können, brauchen sie nämlich ein größeres Inventar an morphologischen Mitteln, dementsprechend mehr grammatische Markierungen, was wir für ein ikonisches Prinzip der Sprache halten können. Die folgende Reihe von einfachen Sätzen liefert uns ein Beispiel dafür:

(10) Csinálom a leckét. (als eine Art Progressivform)
Sprecher und Hörer befinden sich im deiktischen Zentrum, darum steht entsprechend dem sprachlichen Ökonomieprinzip keine Markierung dabei.

(11) Megcsinálom a leckét. (Hinweis auf eine Abgeschlossenheit in der nahen Zukunft, aspektuell markiert)

(12) Megcsináltam a leckét. (Hinweis auf eine Abgeschlossenheit in der Vergangenheit, aspektuell und temporal markiert)

(13) Megcsináltam volna a leckét... (Hinweis auf eine konditionale Abgeschlossenheit in der Vergangenheit, darum modal, temporal und aspektuell markiert)

Wenn die kategorialen Grenzen wirklich wie halbdurchlässige Haut funktionieren, dann sollte es Erscheinungen geben, die im Laufe ihrer sprachgeschichtlichen Entwicklung aus der einen Kategorie in die nächstfolgende, vom Mittelpunkt weiter entfernte, „übersiedelt sind". Bevor ich aber Beispiele für diese Erscheinung bringe, sollten wir der Frage nachgehen, wie es zu einem Passieren der kategorialen Grenze kommen kann. Den möglichen Grund für dieses Phänomen sehe ich aufgrund der Hinweise von Leiss in einer nicht optimalen Kombination, oder im Fachterminus gesagt, in der **Übergeneralisierung**. Um die Übergeneralisierung zu veranschaulichen, skizziere ich die Entwicklungsgeschichte des deutschen Perfekts.

IV.1.1. Das deutsche **Perfekt** war ursprünglich eine Resultativkonstruktion, die als Präsensform der nonadditiven Verben diente. Dieses ursprüngliche Resultativum, zu dem nur die perfektiven Verben einen Zugang hatten, beinhaltete eine aspektuell abgeschlossene Vorphase, ausgedrückt durch das Partizip II des nonadditiven Verbs, und einen additiven Zustand im Präsens als Nachphase. Der Charakter des Perfekts wurde durch den Eintritt der imperfektiven Verben in die Konstruktion grundsätzlich verändert, d.h. die Konstruktion wurde durch das Aufnehmen der imperfektiven Verben übergeneralisiert. Die Zulassung dieser Verben widersprach in allem dem ursprünglichen Wesen des Resultativums, das bis heute noch in der „sein + Partizip II"-Konstruktion aufbewahrt wurde, wie z.B. im Satz:

(14) Die Blume ist verblüht.

Dieser Widerspruch konnte nur mit Hilfe einer temporalen **Reinterpretation** behoben werden, indem die frühere aspektuelle Abgeschlossenheit der Vor-

phase in temporale Abgeschlossenheit umerklärt wurde. Infolge dieser Reinterpretation avancierte das primär aspektuelle Resultativum zu einem Vergangenheitstempus und übertrat damit die Grenze zur Kategorie Tempus. Daraus folgte ein „Überangebot" bei den Vergangenheitstempora, wobei das Perfekt wegen seiner analytischen Form gegenüber dem synthetischen Präteritum bevorzugt wurde. Dieser Prozeß bildet den Hintergrund der Erscheinung, die wir heute als „oberdeutschen Präteritumsschwund" kennen. Das heutige Perfekt hat jedoch mit dem ursprünglichen wenig zu tun, und seinem Wesen nach sollte es lieber **„analytisches Präteritum"** heißen.

Ich möchte dabei nur kurz bemerken, daß sich das Präteritum heute noch in Konstruktionen hält, wo es selbst ein Gefüge bildet, also analytisch ist, d.h. bei den Modalverben und den Satzrahmen bildenden Prädikaten, wie z.B.

(15) Er wollte seinen Freund zu einer Party einladen.

(16) Gestern ging sie mit ihrem Nachbarn schwimmen.

IV.1.2. Ein anderes Beispiel für die Übergeneralisierung bietet das **Futur** der perfektiven Verben. Wie wir oben festgestellt haben, weist bereits das morphologische Präsens dieser Verben Zukunftsbezug auf. Wenn sie in einer werden-Konstruktion erscheinen, tritt eine Art Übercharakterisierung auf, die eine Reinterpretation auslösen kann. Infolge dieses Prozesses gewinnt diese verbale Form modalen Charakter und **passiert** damit **die Grenze zur Kategorie Modus**. Dieses Phänomen könnten wir mit den Elektronen in einem Atom vergleichen, die – in unserem Falle wegen einer nichtoptimalen Kombination – auf eine vom Atomkern – bei uns von der Origo – weiter entfernte Bahn überspringen. Aufgrund der Richtung dieser Sprünge kann man behaupten, daß die hier untersuchten Kategorien Aspekt, Tempus und Modus nicht gleichrangig sind, da die Reinterpretation immer in die streng geregelte Richtung Aspekt Tempus Modus geht und bis heute kein Sprung in die entgegengesetzte Richtung nachgewiesen werden konnte. Davon kann man auf eine **Hierarchie unter den Kategorien** folgern, wobei auf der niedrigsten Stufe die Basiskategorie Aspekt zu finden ist, worauf die Kategorie Tempus aufgebaut ist. Die größte Vielfalt an Differenzierungen und damit die höchste Entwicklungsstufe unter diesen Einheiten stellt die Kategorie Modus dar.

Im Hinblick auf diese Regelmäßigkeiten rechnet E. Leiss damit, daß die in temporaler Hinsicht überflüssig werdenden Präteritalformen bei den schwachen Verben in die nächste Stufe wechseln und so eine modale Reinterpretation erfahren. Sie berichtet sogar über eine entsprechende Tendenz im oberdeutschen Sprachgebrauch.

IV.2. In den **deiktischen Merkmalen** spiegelt sich der egozentrische Standpunkt des Sprechers wider. Er erscheint als Orientierungspunkt, z.B. bei der temporalen oder modalen Beschreibung. Bei der temporalen Analyse heißt das, daß im allgemeinen die Äußerungszeit als temporales „Jetzt" des Spre-

chers besonders hervorgehoben wird und jede Tempusform ihr Verhältnis zu diesem Zeitabschnitt zum Ausdruck bringen muß. Michael Herweg beschreibt nach der Klassifizierung von G. Rauh[21] die deiktische Beschaffenheit der Tempora durch die Relationen **Distalität** und **Proximalität**. Proximalität kann sich auf zwei Weisen realisieren:

1. identisch mit dem Orientierungszentrum oder
2. in Verbindung mit dem Orientierungszentrum stehend.

Distalität entspricht dem deiktischen Merkmal

3. nicht in Verbindung mit dem Orientierungszentrum stehend.

Mit Hilfe dieser deiktischen Merkmale kann Herweg auch solche Tempusformen voneinander unterscheiden, die sich aufgrund semantischer Merkmale nicht trennen lassen. So werden das klassische Perfekt, dem wir heute nur noch in der „sein + Partizip II"-Konstruktion begegnen, und das Präteritum aufgrund der Präzedenz-Relation beide als Tempora beschrieben, die eine vergangene Situation zum Ausdruck bringen. Die Unterschiede zeigen sich erst bei der deiktischen Analyse, wo das Perfekt als proximal gekennzeichnet wird, darum findet man das im Perfekt Erzählte zur Sprechzeit aktuell. Perfekt steht also in Verbindung mit dem Orientierungszentrum im Gegensatz zu dem Präteritum, das seine Getrenntheit vom Orientierungszentrum betont. Herweg definiert das Präsens nach A. Kratzer als eine Nichtvergangenheitsrelation, wonach das Präsens nur in die Richtung Vergangenheit abgeschlossen ist und auch in die Domäne des Futurs hineinreicht. So können Präsens und Futur I nur nach den deiktischen Merkmalen auseinandergehalten werden: Präsens stellt ein proximales Geschehnis, Futur I dagegen ein distales dar.

Herweg kommt aber bei Sätzen wie:

16. Peter wird jetzt gerade in Hamburg ankommen. (Zeitaspekte S. 179) in Verlegenheit, da seiner Meinung nach zwischen dem proximalen Adverb „jetzt" und dem distalen Tempus Futur I ein Widerspruch besteht. Um den Widerspruch zu beheben, nimmt er die Grice'schen Maximen zur Hilfe.

Man sollte sich bei der Beseitigung dieses Widerspruchs m. E. nicht unbedingt auf die pragmatische Ebene berufen. Der „Konflikt" zwischen dem proximalen „jetzt" und dem distalen Tempus könnte auch den Wechsel der Konstruktion in den modalen Bereich veranschaulichen. Mit dieser Erscheinung beschäftige ich mich im Abschnitt IV.3.

IV.3. „Tempora sind als Anweisungen zu verstehen, die Gegenwart an anderer Stelle (früher oder später) aufzusuchen."(Leiss. *Die Verbalkategorien des Deutschen* S. 245.)

Aufgrund dieser These könnten wir den Tempusoperator im Rahmen einer einfachen Temporalsemantik folgenderweise definieren: **„Bewege das Jetzt!"**. Auf ähnliche Weise könnten wir den Modusoperator mit dem Hinweis: **„Bewege das Hier und Jetzt in eine andere mögliche Welt!"** versehen. Das „Hier und Jetzt" des Sprechers bildet **das deiktische Zentrum**, von dem aus

die Bewegungen vorgenommen werden. Die Bewegungen des Tempusoperators können auf einer temporalen Achse dargestellt werden, auf der das deiktische Zentrum selbst als Position des temporalen „Jetzt" des Sprechers plaziert ist. Die Achse links vom deiktischen Zentrum ist für die Einordnung vergangener Situationen bestimmt, rechts von diesem Orientierungszentrum nehmen die zukünftigen Geschehnisse Platz. Der deiktische Mittelpunkt kann jedoch verschoben werden, wie z.B. bei den Praesens-historicum-Sätzen durch eine stilistisch motivierte Bewegung.

(17) 1914 beginnt der Erste Weltkrieg.

Das Bleiben im deiktischen Zentrum (Präsens, Indikativ) ist eine unmarkierte Stelle, d.h. es gibt keine Anweisungen zu einer Bewegung des Tempusoperators vor- oder rückwärts und keine zu einer Bewegung des Modusoperators in eine andere mögliche Welt. Abweichungen von „Hier und Jetzt" sind durch die morphologischen Markierungen der grammatischen Kategorien gekennzeichnet. Je größer die Kluft zwischen dem Orientierungszentrum und dem Endpukt der Bewegungen ist, desto mehr grammatische Markierungen sind vonnöten.
Jeder Satz ist nur im Hinblick auf die Bewegungen der beiden Operatoren zu deuten. Der Satz

16. Peter wird jetzt gerade in Hamburg ankommen.

vereinbart in sich Proximalität und Distalität. Das kann dadurch entstanden sein, daß der eine Operator zu einer Bewegung, der andere dagegen zum Stillstand bestimmt ist. Und wenn wir den Satz weiter untersuchen, können wir feststellen, daß er, was das Tempus betrifft, tatsächlich proximal ist, d. h. das „Jetzt" auf eine Nullbewegung des Tempusoperators zurückzuführen ist. Im Laufe der modalen Analyse müssen wir jedoch eine Bewegung rekonstruieren, die die Deutung des Satzes in eine andere Welt überführt und so die Distalität verursacht.
Die weitere Ausarbeitung dieses Lösungsvorschlags könnte u.U. dazu führen, die Bezugnahmen auf nicht klar abgegrenzte pragmatische Regeln noch mehr einzuschränken.

V. Zusammenfassung

In diesem Artikel habe ich drei Richtungen innerhalb der deutschen Tempusforschung skizziert und dabei mein Bedenken gegenüber der „Merkmalsemantik" wegen der unüberschaubaren Menge an Merkmalen sowie gegenüber der auf der Reichenbachschen Logik basierenden Temporalsemantik wegen des leichten Zugriffs auf die nicht klar abgegrenzten pragmatischen Regeln ausgedrückt. Die Richtung, auf deren Spuren ich meine eigenen Gedanken zu den Tempora entwickelt habe, geht von der Interaktion der verbalen Kategorien Aspekt, Tempus und Modus aus. In dieser Studie versuchte

ich zu beweisen, daß diese drei Kategorien die aufeinanderfolgenden Stufen einer Entwicklung darstellen, wobei auf der niedrigsten Stufe die perspektivierende Basiskategorie Aspekt zu finden ist. Den nächsten Platz in der Hierarchie nimmt die Kategorie Tempus ein. Eine Tempusanalyse ist jedoch ohne Berücksichtigung des als architektonisches Fundament dienenden Aspekts unvorstellbar. Auf der höchsten hierarchischen Ebene residiert der Modus. Die Grenzen zwischen den einzelnen Kategorien sind aber nicht fest abgeschlossen, dementsprechend können grammatische Phänomene, die aufgrund der Übergeneralisierung in eine nicht-optimale Kombination gezwungen worden sind, die Grenze zu der nächsten Kategorie passieren, wie wir es im Falle des alten Resultativums beobachtet haben. Ausgehend vom deiktischen Charakter des Tempus und Modus habe ich im Abschnitt IV.3. versucht, einen in der traditionellen Grammatik für abweichend gehaltenen Satz durch die Bewegungen des Tempus- und Modusoperators ohne Bezugnahme auf die Grice'schen Maximen zu analysieren.

Anmerkungen

[1] BECKER, K. F.: *Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar zur Schulgrammatik.* Bd. 1 S. 186. Frankfurt am Main, 1836

[2] GELHAUS, H.: *Zum Tempussystem der deutschen Hochsprache.* In: Wirkendes Wort 16. Düsseldorf, 1966

[3] BAUMGÄRTNER K. & D. WUNDERLICH: *Ansatz zu einer Semantik des deutschen Tempussystems.* In: *Der Begriff Tempus – eine Ansichtssache? Wirkendes Wort.* Beiheft 20. Düsseldorf, 1969

[4] WEINRICH, H.: *Tempus. Besprochene und erzählte Welt.* Stuttgart, 1964

[5] GREWENDORF, G.: *Besitzt die deutsche Sprache ein Präsens?* In: Stickel (Hg.): *Grammatik in der Pragmatik.* S. 224-242. (= Sprache der Gegenwart. Bd. 60) Düsseldorf, 1984

[6] BALLWEG, J.: *Die Semantik der deutschen Tempusformen.* (= Sprache der Gegenwart. Bd.70) Düsseldorf, 1988

[7] LENERZ, J.: *Tempus und Pragmatik – oder: Was man mit Grice so alles machen kann.* In: *Linguistische Berichte 102.* 1986 S. 137.

[8] REICHENBACH, H.: *Elements of Symbolic Logic.* London, 1947

[9] Die Beispielsätze stammen aus einem Vortrag von C. Fabricius-Hansen, gehalten am Germanistischen Seminar in Heidelberg am 25. 11. 1992

[10] EK, B.-M.: *Das deutsche Präsens und seine Beziehung zur indirekten Rede – zur Grenzziehung zwischen Grammatik und Pragmatik.* In: *S & P Arbeitsberichte 26.* Lund, 1992, S. 3.

[11] Guillaume: *Temps et verbe.* 1929, übersetzt von E. Leiss in Leiss: *Die Verbalkategorien des Deutschen.* S. 3 (siehe 16)

[12] EHRICH, V. & H. VATER. *Das Perfekt im Dänischen und im Deutschen.* In: W. ABRAHAM & TH. JANSSEN (Hrsg); *Tempus – Aspekt – Modus.* Tübingen 1989, S.103-129.

[13] Nach Frege ergibt sich die Bedeutung eines sprachlichen Komplexes aus den Bedeutungen seiner Teile. In unserem Beispiel heißt das, daß die Bedeutung des deutschen Perfekts als eine

Summe der temporalen Bedeutungskomponente, d.h. des konjugierten Hilfsverbs „haben/sein", und der aspektuellen Bedeutungskomponente, d.h. des Partizip II, dargestellt werden kann.

[14] ABRAHAM, W. & TH. JANSSEN (Hrsg).: *Tempus – Aspekt – Modus.* Tübingen, 1989, S. 1.

[15] FABRICIUS-HANSSEN, C.: *Tempus.* In: von Stechow & D. Wunderlich. *Semantik.* Berlin – New York, 1991, S. 722-747.

[16] HERWEG, M.: *Zeitaspekte.* Wiesbaden, 1990

[17] Löbner hat in seinem Artikel *Ansätze zu einer integralen semantischen Theorie von Tempus, Aspekt und Aktionsarten* in: V. Ehrich - H. Vater. *Temporalsemantik.* Tübingen, 1988, S.163-191. festgestellt, daß die Sätze
1. Es war kalt.
2. Kasparov gewann.
unterschiedliche temporale Wahrheitsbedingungen aufzeigen, obwohl beide in der gleichen Tempusform, im Präteritum stehen. Der erstere läßt nämlich zu, daß das Wahrheitsintervall des Satzes bis in die Gegenwart hineinreicht, – es kann also auch jetzt kalt sein –, im zweiten Satz muß es in der Vergangenheit liegen. Der Grund für diese Erscheinung ist nicht temporaler, sondern aspektueller Art: der erste Satz stellt einen Zustand , der zweite ein Ereignis dar. Diese aspektuellen Unterschiede darf man jedoch bei der temporalen Analyse nicht außer acht lassen.

[18] LEISS, E.: *Die Verbalkategorien des Deutschen.* Berlin – New York, 1992

[19] OUBOUZAR, E.: *Über die Ausbildung der zusammengesetzten Verbformen im deutschen Verbalsystem.* In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. 95* Halle, 1974, S. 5-96.

[20] Leiss unterscheidet zwischen dem Tempussystem der perfektiven und imperfektiven Verben. Aufgrund der syntaktischen Beschaffenheit der Kategorie Aspekt halte ich diese Unterscheidung für unzweckmäßig. Sinnvoller scheint mir, über die Perfektivität bzw. Imperfektivität der Situationen zu sprechen.

[21] RAUH, G.: *Tempora als deiktische Kategorien. Eine Analyse der Tempora im Englischen und im Deutschen.* In: *Indogermanische Forschungen 89* 1984, S. 1-25.

Imre Szigeti (Debrecen/Budapest)

Ist die Mutter das Haupt der Familie?

(Erläuterungen zur Rektions- und Bindungstheorie)

0. Einleitung

In der Sprachbeschreibung des Deutschen sind schon etliche Wege versucht worden: angefangen von der historischen Sprachbetrachtung von Hermann Paul über strukturalistisch-funktionale Ansätze der Prager Schule sowie inhaltbezogene Grammatik ganz bis zu der „spezifisch deutschen" Sprachwissenschaft, der Valenztheorie. In jüngster Zeit fehlt es auch nicht an Versuchen, die mit einer radikal anderen Auffassung von Sprache und Grammatik einhergehen, als die vorhin genannten Theorien. Im vorliegenden Beitrag möchte ich eine dieser sog. generativen Syntaxtheorien, die sog. **Rektions- und Bindungstheorie (RB)** kurz umreißen.[1] Dies mache ich aus folgenden Gründen:

(i) Die RB stellt ein Instrumentarium dar, das sich die Beschreibung aller in der Welt existierenden natürlichen Sprachen vornimmt (in diesem Sinne ist sie nicht sprachspezifisch). Sie versucht dabei sowohl Unterschieden als auch Ähnlichkeiten dieser Sprachen gerecht zu werden.
(ii) Sie scheint bislang die erfolgreichste erklärende Syntaxtheorie zu sein.
(iii) Zugleich hat sie aber unter den germanistischen Linguisten von Ungarn wenig Resonanz (und wenn möglich, noch weniger Vertreter) gefunden.

Bei meinen Ausführungen gehe ich wie folgt vor: Kapitel 1 ist dem wissenschaftstheoretischen Hintergrund der RB gewidmet. Im Kapitel 2 erfolgt dann die schrittweise Vorstellung der wichtigsten Prinzipiensysteme, die die Theorie konstituieren. Im Kapitel 3 wird als Beispiel die deutsche Satzstruktur unter generativem Aspekt kurz analysiert, und im Kapitel 4 auf offene Probleme hingewiesen. Schließlich versuche ich im Kapitel 5 (wiederum an Einzelbeispielen) einige Meriten der Theorie ins Praktische umzusetzen, woraus hervorgehen sollte, weshalb die RB für Germanisten von Nutzen sein könnte.

1. Theoretischer Hintergrund

Jerry Fodor hat 1983 in einem sehr einflußreichen Buch die Organisation des menschlichen Gehirns wie folgt charakterisiert. Es besteht aus einer Zentral-

einheit (Kognition genannt), sowie aus peripheren Einheiten (jeweils Module genannt). Die Kognition ist als ein sehr komplexes Gebilde vorzustellen – da sie quasi alle mentalen Prozesse steuert, sie ist gerade deshalb nicht verläßlich studierbar. Sie steuert aber die für spezifische Funktionen zuständige peripheren Module, die der niedrigeren Komplexität wegen allesamt verläßlicher studierbar sind. Die Idee ist nun, daß das Sprachorgan eins von diesen peripheren Modulen darstellt.[2] In der Tat läßt sich auch biologisch dafür argumentieren, daß unser Gehirn einem Rechner gleich modular aufgebaut ist. In unserem Gehirn gibt es Zentren für Funktionen, z.B. das motorische Zentrum, das Sehzentrum, das Hörzentrum etc.. Das Sprachzentrum, das sog. Broca-Wernicke Gebiet ist ein Teil der linken Hemisphäre des Gehirns, dessen Verletzung typischerweise zu Sprachstörungen (Aphasien) führt. Jedes Modul ist also ein autonomes System.[3]

Dieses bedeutet aber nicht weniger, als daß es eine biologische Dimension der Sprache geben muß.[4] Die weiterführende Idee ist dann, daß dieses Sprachvermögen zur genetischen Ausstattung des Menschen gehört (Sprachvermögen = definierendes Merkmal des Menschen). Eine weitere Annahme ist, daß dieses angeborene Sprachvermögen seinerseits auch aus Teilmodulen zusammengesetzt ist. Jedes Modul steht für sich und hat also seine eigenen Gesetzmäßigkeiten. Welche sind aber die Module des Sprachvermögens? In diesem Punkt stimmen wir mit der traditionellen Einteilung überein und nehmen Syntax, Phonologie, Lexikon und Semantik als Module an.

Von dem Ansatz der biologischen Dimension führt nun ein gerader Weg zur Annahme der sog. **universalen Grammatik (UG)**. Sie enthält die Prinzipien und Parameter der uns Menschen angeborenen Sprachfähigkeit, die alle Sprachen der Welt gemein haben.[5] Folgende Schwierigkeiten haben zur Annahme einer UG geführt:

Wenn ein Kind eine Sprache erworben hat, so kann es:

(i) korrekte Sätze der jeweiligen Sprache bilden, insbesondere solche, die es noch nie gehört hat;
(ii) Urteile über die Richtigkeit von (auch nie gehörten) Sätzen abgeben;
(iii) den Sätzen korrekte Strukturbeschreibungen zuordnen;
(iv) dabei gewisse Regeln anwenden, andere aber nie.

Es läßt sich leicht zeigen, daß dies im Sinne des empiristischen Modells nicht möglich wäre.[6] Denn:

(1) Die Daten, mit denen Kinder konfrontiert sind, sind zum großen Teil defekt; d.h. sie sind zum Teil phonologisch nicht gleich (andere Menschen – andere Artikulation usw.), zum anderen entsprechen sie oft nicht den syntaktischen Regeln der Sprache.
(2) Die Datenmenge ist zu klein.

Aufgrund des empiristischen Modells wäre es nicht möglich, solche Sätze zu bilden und zu verstehen, die man als Kind nicht gehört hat, was die Vorstellung konterkariert, daß sich das Kind die Sprache durch Generalisierung aus dem Gehörten aneignet. Deshalb brauchen wir das Konzept der universalen

Grammatik, die so was wie eine „Sammlung" von Prinzipien und Parametern darstellt. Diese Prinzipien sind so zu formulieren – und das ist die eigentliche Aufgabe einer generativen Grammatik – daß sie einerseits so restriktiv sind, daß sie erklären, wieso wir uns in kürzester Zeit eine Sprache aneignen können, andererseits aber müssen sie so liberal sein, daß sie die – allerdings von Erfahrungsdaten abhängige – Vielfalt menschlicher Sprachen zulassen.

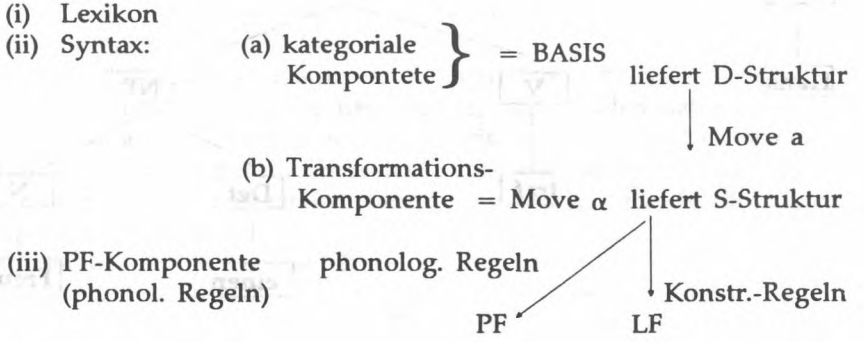
Beim Spracherwerb passiert dann nichts anderes, als daß das Kind das Gehörte – grob gesagt – mit den Möglichkeiten der in seinem Kopf gegebenen UG vergleicht, und die Parameter setzt. Sind alle prinzipiell möglichen Parameter gesetzt, dann beherrscht das Kind die Sprache voll und ganz.[7] Z.B. artikuliert ein Kind, das sprechen lernt, alle möglichen Laute der Welt. Wird es zum Beispiel nur mit den Lauten des Deutschen konfrontiert, werden nur die Laute als relevant bestätigt, andere hingegen werden verworfen.[8]

Es ist auch kein Zufall, daß oben durchweg von Grammatik die Rede war. Wir wollen als nächstes behaupten – so verblüffend das auch klingen mag – daß der zentrale Begriff der Sprachwissenschaft nicht der Begriff der Sprache, sondern der der Grammatik ist, dessen Gegenstand die Strukturen von Sprachen sind.[9] Nimmt man das mit den unter (i) – (iv) angeführten Kompetenzen zusammen, dann ergibt sich die Aufgabe einer Grammatik wie folgt: eine Grammatik soll Regeln konstruieren

(a) die die Bildung aller grammatisch korrekten Sätze einer Sprache (in unserem Fall des Deutschen) erlauben, und zwar nur diese;
(b) nach denen Sätze solche Strukturen haben, wie wir sie ihnen intuitiv zuschreiben;
(c) die im Einklang stehen mit der Hypothese über die universelle Sprachausstattung.

2. Prinzipiensysteme

Folgendes Modell mag den Aufbau der RB verdeutlichen:[10]



Das Lexikon und die kategoriale Komponente der Syntax, die Basis - organisiert durch Prinzipien des X-Bar-Schemas – liefern uns die D-strukturelle Repräsentation. Auf dieser D-strukturellen Repräsentation[11] operiert dann die Transformationskomponente der Syntax, die im Gegensatz zu früheren generativen Auffassungen nur eine einzige Regel, nämlich Move α enthält. Als Ergebnis dieser Regelanwendung entsteht die S-Struktur.

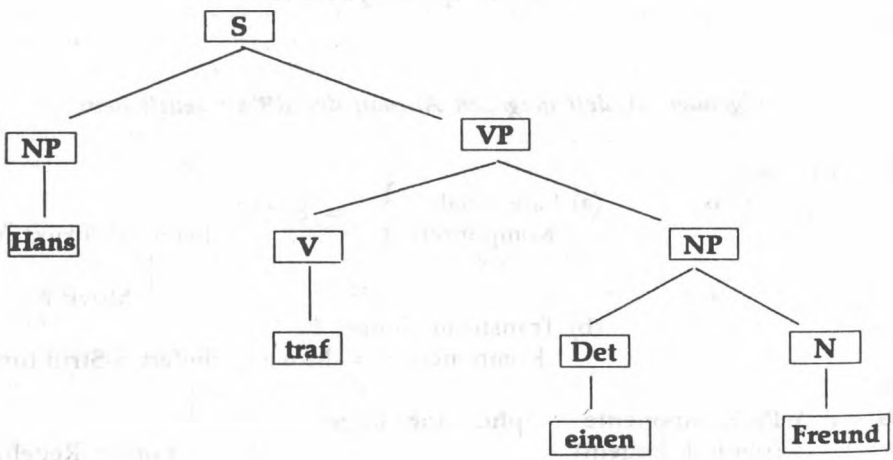
Move α heißt ungefähr: Bewege irgendeine Kategorie in irgendeine Position! Nun ist schon rein intuitiv klar, daß bei einer so liberalen Reformulierung der Transformationskomponente zusätzliche Restriktionen formuliert werden müssen, will man den oben formulierten Aufgaben einer Grammatik gerecht werden. Diese Restriktionen sind in folgenden Modulen der Grammatik formuliert:[12]

(i) Kasustheorie
(ii) Theta-Theorie (thematisches Kriterium)
(iii) Bindungstheorie
(iv) Rektionstheorie
(v) Grenzknotentheorie

2.1. Die Basiskomponente

2.1.1. X-Bar Schema

Das X-Bar Schema ist ein Prinzip der UG und regelt den Aufbau der sog. phrasalen Kategorien der natürlichen Sprachen. Dies mag auf den ersten Blick ziemlich euphemistisch klingen, deshalb nehme ich folgenden Strukturbaum als Ausgangspunkt der Klärung:



Unter gewissen Knoten eines Baums bestehen Dominanzverhältnisse (der Knoten S dominiert hier z.B. alle Kategorien, die unter ihm hängen). Eine Kategorie wird von einer anderen Kategorie **unmittelbar dominiert**, wenn zwischen den beiden keine weiteren Kategorien auftreten. Rein formal läßt sich diese Definition wie folgt präzisieren:

(1) a dominiert b unmittelbar, genau dann wenn
  (i) a b dominiert
  (ii) es keine Kategorie c gibt, die b dominiert und von a dominiert wird

Zwei oder mehr Kategorien, die von dem gleichen Knoten unmittelbar dominiert werden, bezeichnen wir als **Schwestern** und den dominierenden Knoten als **Mutter**. Hierarchisch gesehen sind die Schwestern die **Töchter** des Mutterknotens. Elemente, die keine weiteren Elemente dominieren, nennen wir **Terminalsymbole**. Der oberste Knoten nennt sich auch **Wurzel**, während die Terminalsymbole oft **Blätter** genannt werden. Die Ebene der Terminalsymbole ist die **lexikalische Ebene**, während wir die Ebene der Phrasen weiterhin **phrasale Ebene** nennen werden. Jede Phrase ist dann endozentrisch aufgebaut, d.h. hat eine nur für sie charakteristische obligatorische Kategorie, den **Kopf** (das Haupt) sowie weitere fakultative Kategorien. Diese Generalisierung drückt sich in den folgenden Phrasenstrukturregeln aus (fakultative Kategorien sind hier durch Klammer angedeutet):[13]

(A) VP —> V (NP) (S') (NP) (PP) (AP) (VP)
(B) AP —> (NP) A (PP) (Adv.)
(C) PP —> P NP (AP)
(D) NP —> (DET) N (AP) (PP)

Die fakultativen Kategorien können ihren Platz (möglicherweise sprachspezifisch) sowohl vor als auch hinter dem Kopf einnehmen. Wenn wir jetzt an die Stelle des obligatorischen Elements eine Variable, an die der anderen jedoch Punkte ansetzen, erhalten wir einen mehr formalen Ausdruck:

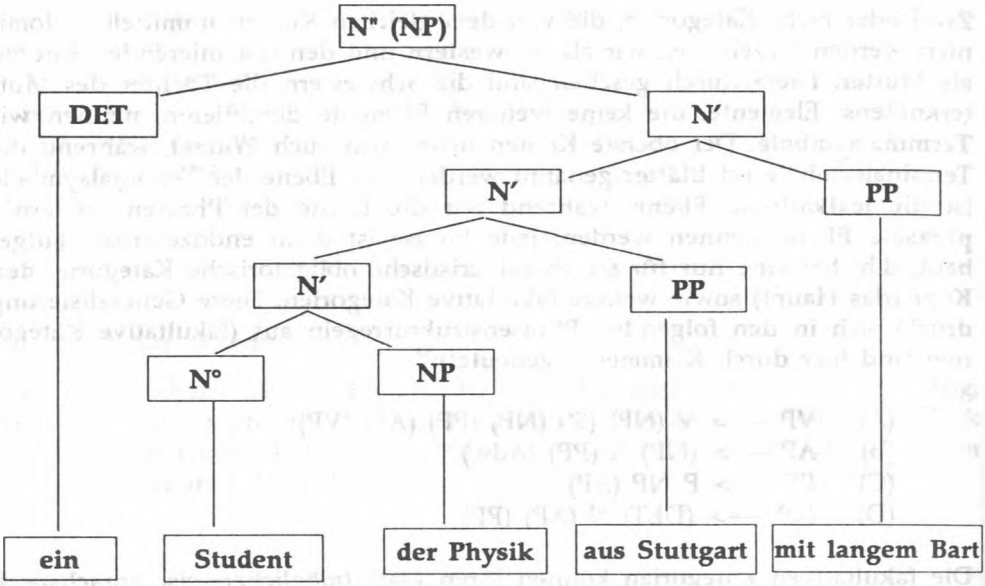
(E) XP —> ...X...

(E) ist der Universalgrammatik zuzuordnen: sie gibt das universale Format von Phrasenstrukturen wieder und besagt, daß in allen natürlichen Sprachen phrasale Kategorien aus einem obligatorischen lexikalischen Element, dem Kopf, und (einer Kette von) phrasalen Kategorien bestehen. Die durch Punkte angedeuteten Strukturelemente werden als **Komplemente** des Kopfes der Konstruktion bezeichnet.
Betrachten wir jetzt folgende Sätze:

(2) Hans traf diese Dame aus Berlin, Peter aber eine andere.
(3) Hans [$_{VP}$ liest [$_{PP}$ in seinem Bett] gern Bücher]

Da die Proform *eine andere* offensichtlich für *Dame aus Berlin* steht, muß die Kette N+PP eine Konstituente bilden. Ähnlich verhält es sich im Satz (3), wo das Verb mit der PP *in seinem Bett* u.U. auch eine Konstituente bildet. Derartige Kategorien, die fakultativ zusätzlich zu den Komplementen auftreten und selbst nichts mit den Subkategorisierungseigenschaften des Lexems zu tun haben, werden Adjunkte genannt.

Wenn sich aber innerhalb der Phrasen einzelne Elementabfolgen zu Konstituenten gruppieren lassen, so ist zwischen der lexikalischen und der phrasa-



len Ebene eine weitere kategoriale Ebene anzunehmen. An einem Beispiel illustriert sieht das etwa so aus:

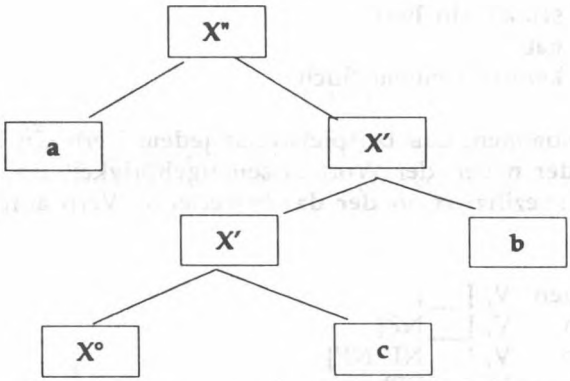
Kopf (Haupt) dieser NP ist das Nomen *Student*. Die kategoriale Eigenschaft des Kopfes einer Konstruktion wird in sämtliche Konstituentenknoten dieser Konstruktion hineinprojiziert.[15] Dementsprechend bezeichnet man die Konstituente, die aus dem Kopf und dem Komplement besteht N' und liest dieses Symbol als N-quer (N-bar). Diese Konstituente N' bildet nun im vorliegenden Fall zusammen mit den Adjunkten stets nur N'[16], erst mit dem Determiner wird sie zu N'', die als N-zwei-quer (N-double-bar) gelesen wird. N'' entspricht somit unserer bisherigen NP. Wir modifizieren also (E) wie folgt:

(F) X —> ...X...
X —> ...X...

Wenn wir nun für die Zahl der Querstriche die Variable n ansetzen, können wir die beiden Regeln in (G) zusammenfassen:

(G) X^n —> ... X^m ...; m = n oder n-1

(G) wird als **X-Bar Schema** bezeichnet. Mit rekursiv aufgerufenem X' ergibt sich also eine allgemeine Struktur wie folgt:



Wie bereits erwähnt, ist c das Komplement von X°, während a als der **Spezifikator** (engl. specifier) von X'' (weil er X'' näher spezifiziert) und b als die an X' **adjungierte** Position bezeichnet wird.[17]

Sehen wir von lexikalischen Kategorien erst einmal ab, und gehen wir zu Sätzen über. Auch Sätze unterliegen nach allgemein akzeptierter Annahme dem X-Bar Schema. Zwei **funktionale Projektionen** sind dabei von Belang: **CP** und **IP**. CP ist die **maximale Projektion** (auf der phrasalen Ebene!) der Kategorie COMP (aus dem engl. complementizer für subordinierende Konjunktion), und IP die maximale Projektion von INFL (inflection), die die Kongruenzmerkmale zwischen Subjekt und Prädikat enthält. Sätze sind demnach stets eine CP. (Zu einer empirischen Rechtfertigung s. Kap. 3.)

2.1.2. Lexikalische Einsetzungsregeln und Subkategorisierung

In (A)-(D) oben sind einige Phrasenstrukturregeln des Deutschen erstellt worden. Um tatsächliche Sätze aus diesen abstrakten Strukturen zu bekommen, ist es notwendig, die lexikalischen Kategorien (N, V, P etc.) durch spezifische Lexeme, d.h. Elemente aus dem Lexikon zu ersetzen:

(a) N —> Hans, Mann, Freund, Ziege usw.
(b) DET —> der, die, ein, eine usw.
(c) V —> treffen, schlafen, essen, leben usw.
(d) A —> alt, neu, gut usw.
(e) Adv. —> sehr, schnell usw.

(f) P —> in, für, zu usw.

Solche Regeln nennen wir **lexikalische Einsetzungsregeln.** Eine generative Grammatik enthält also zumindest zwei Regeltypen: Phrasenstrukturregeln, die Strukturen erzeugen, und lexikalische Einsetzungsregeln, die spezifische Lexeme in die zuvor erzeugten Strukturen einsetzen. Wenn wir jetzt wieder einige Beispiele betrachten, zeigt sich gleich, daß nicht jedes beliebige Verb in jede beliebige Struktur eingesetzt werden kann:

(g) *Hans schläft ein Bett.
(h) *Hans gab.
(i) *Hans kennt in einem Buch.

Es wird angenommen, daß beispielsweise jedem Verb ein **Lexikoneintrag** zugeordnet ist, der neben der Wortklassenzugehörigkeit u.a. auch die syntaktische Struktur spezifiziert, in der das betreffende Verb auftritt/auftreten kann. cf.

(j) schlafen V, [___]
(k) lesen V, [___NP]
(l) geben V, [___NP NP]
(m) wohnen V, [___PP]

Die Gesamtheit der syntaktischen Umgebungen wird im **Subkategorisierungsrahmen** des betreffenden Lexems angegeben. z.B.

glaubenV [___NP]; [___PP]; [___S']

Warum eine generative Grammatik Subkategorisierungseigenschaften in dieser Form nicht braucht/brauchen kann, wird im Kapitel 2.2.2 ausführlich behandelt.

2.2. Restriktionen

2.2.1. Kasustheorie

Das X-Bar Schema behandelt alle phrasalen Kategorien grundsätzlich gleich. Dies ist dann ein gravierendes Problem, wenn wir Anhaltspunkte finden wollen, in welcher linearen Abfolge Komplement- bzw. Adjunktkategorien inerhalb einer phrasalen Kategorie auftreten. Beispielsweise erlaubt das X-Bar Schema prinzipiell, daß Komplemente sowohl rechts, als auch links vom Kopf auftreten. Verteilungsbeschränkungen in den deutschen Sätzen liefern uns nun folgendes Bild:

(i) Satz- und PP-Komplemente treten sowohl präverbal als auch postverbal auf;

(ii) NP-Komplemente müssen stets präverbal sein;
(iii) NPs sind stets kasusmarkiert.

Zwischen (ii) und (iii) besteht nun je nach Sprachtyp ein systematischer Zusammenhang. In SOV-Sprachen (wie z.B. das Deutsche) wird Kasus vom Verb nach links zugewiesen, während in SVO-Sprachen (wie z.B. das Englische, das Französische usw.) Kasus nach rechts zugewiesen wird.[18] Daß NPs stets Kasus haben müssen, wird im folgenden universellen Prinzip ausgedrückt:

(A) Kasusfilter:
wenn einer NP kein Kasus zugewiesen worden ist, resultiert Ungrammatikalität.[19]

Der bereits angesprochene Unterschied zwischen SVO- und SOV-Sprachen läßt sich dann durch folgenden Parameter in den Griff bekommen:

(B) Kasusparameter:
X° weist Kasus sprachspezifisch nach links oder rechts zu.

Welche Kategorien fungieren nun als Kasuszuweiser? Es liegt nahe, folgende Tabelle aufzustellen:[20]

	Verb	Nomen	Adjektiv	Präposition
[N]	-	+	+	-
[V]	+	-	+	-

Somit bilden sich vier Klassen von Kategorien (sog. **natürliche Klassen**, die nämlich dadurch charakterisiert werden können, daß ihre Elemente durch ein einziges Merkmal spezifiziert werden können): Verben und Präpositionen sind [-N], und Nomina und Adjektive sind [+N]; [-V] faßt Nomina und Präpositionen zusammen, [+V] Verben und Adjektive.

Wenn wir nun annehmen, daß syntaktische Prozesse natürliche Klassen betreffen, dann lassen sich die für die Kasuszuweisung spezifischen Kategoriengruppierungen auf Gesetzmäßigkeiten lexikalischer Merkmale zurückführen: [-N] weist universal Kasus zu, während [+N] nur in einigen Sprachen Kasuszuweiser ist. Hinzu kommt noch, daß [-V] möglicherweise Kasus nach rechts zuweist.[21]

Nun besteht zwischen dem kasuszuweisenden Element (i.e. dem Kopf) und dem Element, das den Kasus bekommt, die strukturelle Relation der Rektion, die als Voraussetzung für die Kasuszuweisung angesehen wird und wie folgt zu verstehen ist:

(C) Begriff der Rektion:
Ein Knoten a regiert einen Knoten b gdw. (i) und (ii) gilt:
(i) a ist X° oder $INFL^{\circ}$[22]
(ii) a und b werden von denselben maximalen Projektionen dominiert.

Als **Regenten** kommen die lexikalischen Kategorien X° (N, A, V, P) in Frage, sowie das Element $INFL^{\circ}$ (I°), das als Kopf von IP fungiert und dem Subjekt den Nominativ zuweist.[23]

2.2.2. Das thematische Kriterium

Innerhalb der Nominalphrasen können auch weitere Unterscheidungen vorgenommen werden. NPs unterscheiden sich auch dadurch, ob sie Träger der sog. **thematischen Rollen** sein können, oder nicht.[24] Kategorien, die vom Verb eine thematische Rolle zugewiesen bekommen (können) sind **Argumente** (sie verfügen auch über eigenständige Referenz), während Elemente, die über keine eigene Referenz verfügen und (deshalb) nie Träger der thematischen Rollen sind, **Expletiva** genannt werden. Man spricht hierbei vielfach über **A-Ausdruck** bzw. **non-A-Ausdruck.**[25] Die Idee ist nun, daß Argumente und thematische Rollen in einer ein-eindeutigen Beziehung zueinander stehen:

(A) Theta-Kriterium:
Jedes Argument muß eine Θ–Rolle erhalten, und jede Θ–Rolle muß einem Argument zugewiesen werden.

Die Zuweisung der thematischen Rollen erfolgt auf der Ebene der D-Struktur. (In der D-Struktur ist jedes Argument an der Position, an der es eine Θ-Rolle erhält.) Daß die Argumentstruktur infolge der Bewegungen (s. Kap. 2.3) nicht durcheinanderkommt, sichert ein weiteres Prinzip:

(B) Projektionsprinzip:
Die im Lexikon festgelegte Argumentstruktur eines lexikalischen Elements muß auf jeder Repräsentationsebene erhalten, d.h. kategorial repräsentiert sein.

Für die Θ-Theorie folgt unmittelbar aus dem Projektionsprinzip, daß sie sowohl auf der D- als auch auf der S-Struktur appliziert.

Die Frage ist nun, wie sich Argumentstruktur zur Subkategorisierung verhält. Folgende Überlegungen verhelfen uns zur Lösung. Zwischen den thematischen Eigenschaften und dem Subkategorisierungsrahmen eines lexikalischen Elements besteht eine offenkundige Beziehung. So weist z. B. ein Verb wie *betrachten* eine thematische Rolle 'Ziel' zu, so daß nach dem Theta-Kriterium eine entsprechende Objekt-NP als Argument vorhanden sein muß, und gleichzeitig wird diese Objekt-NP nochmals durch die Subkategorisierungseigenschaften von *betrachten* gefordert. Die Wahl der als Komplement auftretenden phrasalen Kategorien d.h. die Subkategorisierung wird als C-Selektion (categorial) und die Wahl der Theta-Rollen als S-Selektion (semantisch) bezeichnet. C-Selektion und S-Selektion bedingen sich also gegenseitig: ein Verb (oder eine andere Kopfkategorie) **c-selegiert** genau diejenigen phrasalen Kategorien, denen es eine Theta-Rolle zuweisen kann, und es **s-selegiert** genau diejenigen thematischen Kategorien, für die in der Komplementstruktur ein A-Ausdruck vorhanden sein muß. Diese Sachlage legt nahe, daß sich Subkategorisierungseigenschaften aus dem Theta-Kriterium ableiten lassen, deshalb ist Subkategorisierung in der bereits bekannten Form überflüssig.[26]

2.2.3. Bindungstheorie

In der Bindungstheorie werden Referenzverhältnisse zwischen Pronomina und ihren Antezedenzien geregelt. Koreferenz (d.h. der gleiche Objektbezug von Nomen und Pronomen) wird dadurch ausgedrückt, daß die NPs einen referentiellen Index bekommen; tragen sie unterschiedliche Indizes, spricht man von **disjunkter Referenz.**[27] Die Domäne, innerhalb deren sich Bindung manifestiert, ist die sog. **regierende Kategorie:**

(A) Die regierende Kategorie für b ist der minimale S- oder NP- Knoten, der b und einen Regenten von b enthält.[28]

Die strukturelle Konfiguration innerhalb dieser Domäne läßt sich durch den Begriff des C-Kommando charakterisieren:

(B) C-Kommando:
a c-kommandiert b ($a \neq b$) gdw.
(i) jeder verzweigende Knoten c, der a dominiert, auch b dominiert,
(ii) a b nicht dominiert.[29]

Koindizierung und C-Kommando konstituieren nun den Bindungsbegriff:

(C) BINDUNG:
a bindet b gdw.
(i) a mit b koindiziert ist
(ii) a b c-kommandiert.

Ein Ausdruck ist also dann gebunden, wenn es ein Element gibt, das ihn bindet. Wenn eine Kategorie nicht gebunden ist, ist sie frei. Letztere gilt für referentielle Ausdrücke (R-Ausdrücke). Pronomina (Personal- und Possessivpronomina) und Anapher (Reflexiv- und Reziprokpronomina) weisen bekanntlich komplementäre Distribution auf[30], deshalb gelten für sie entgegengesetzte Beschränkungen:

(D) Bindungstheorie:
(A) Anaphern müssen in ihrer regierenden Kategorie gebunden sein.
(B) Pronomina dürfen in ihrer regierenden Kategorie nicht gebunden sein
(C) Selbständige referentielle Ausdrücke wie z.B. Namen oder Variablen, die als Ausdrücke mit einem Referenz-Potential aufgefaßt werden können (i.e.S. Argumente), dürfen überhaupt nicht gebunden sein.

Laut Punkt (C) in 2.2.1. ist der Begriff des C-Kommandos offensichtlich auch bei der Kasuszuweisung einschlägig. Um auch die Nominativzuweisung durch INFL ergreifen zu können (wo das egierende Element tiefer im Strukturbaum hängt, als das Regierte, und dies dürfte laut C-Kommando nicht sein), muß C-Kommando zu **M-Kommando** erweitert werden:

(E) M-Kommando:
a m-kommandiert b gdw.

(i) jede maximale Projektion c, die a dominiert, auch b dominiert,
(ii) weder a b noch b a domminiert.

Somit ist Kasuszuweisung ein Sonderfall des M-Kommandos. Die Besonderheiten bestehen im folgenden:

(F) (a) a ist stets eine X^o-Kategorie
(b) Kasus wird vom Verb entweder seinem Komplement (bei NP-Objekten), oder der Spec-Position des Komplementes zugewiesen (nie tiefer).

In diesem Sinne wurde auch der Rektionbegriff modifiziert:

(G) REKTION:
a regiert b gdw.
(i) a b m-kommandiert
(ii) a ein X^o ist
(iii) es kein X_{max} c gibt, das von a m-kommandiert wird, und b dominiert und b $\neq$ Specifier oder Kopf von c.[31]

2.3. Bewegungen

2.3.1. NP-Bewegung

Die inbezug auf Passivkonstruktionen festgelegte generalisierte Beobachtung in (A) hat zur Annahme (B) geführt:

(A) Eine Θ-Rolle, die ein aktivisches Verb dem Subjekt zuweist, kann dem Subjekt nicht mehr zugewiesen werden, wenn das Verb mit passivischer Morphologie erscheint.
(B) Kasusabsorption:
Passivische Morphologie absorbiert den strukturellen Kasus, den ein Verb zuweist.

Der Widerspruch zwischen (A) und (B) wurde dadurch aufgelöst, daß aufgrund folgender Annahmen die NP-Bewegung postuliert wurde:

(i) Verben müssen zwar für ihre Objekte, nicht jedoch für ihre Subjekte subkategorisiert werden;
(ii) Bestimmung von Subjekt und Objekt erfolgt konfigurationell, d.h. das Objekt ist diejenige NP, die zusammen mit dem Verb von dem VP-Knoten dominiert wird, während das Subjekt die NP ist, die außerhalb der VP in der Spec-Position von IP auftritt;
(iii) nominativisch markierte NPs verhalten sich in den Passivsätzen genau wie Objekte;[32]
(iv) Kopf und Komplement (und Objekte sind Komplemente schlechthin) werden adjazent innerhalb der VP generiert.

Die NP-Bewegung ist also eine Regel, die das aktivische Objekt aus seiner ursprünglichen Position – wo es ja eine thematische Rolle bekommt – im Falle des Passivsatzes (weil es dort im Sinne von (B) den Kasusfilter verletzt) in die Subjektposition bewegt, wo es von INFL kasusmarkiert wird. Der engen Verbindung zwischen der Ausgangs- und Landeposition der Bewegung wird durch die Spurenkonvention und die A-Kette Rechnung getragen:

(C) Spurenkonvention:[33]
Jede Bewegung hinterläßt eine Spur.

(D) A-Kette:[34]
Die NPs $\alpha_1 ... \alpha_n$ bilden eine A-Kette C gdw.
(a) αi $\alpha i+1$ bindet,
(b) αi eine anaphorische Spur ist, für $i > 1$,
(c) C maximal ist.

Da die NP-Bewegung dazu dient, eine lexikalische NP aus einer nicht-kasusmarkierten D-Struktur-Position in eine kasusmarkierte S-Struktur-Position zu bewegen, kann der Kasusfilter offensichtlich nur auf der S-Struktur applizieren. Wäre er auch auf der D-Struktur gültig, so müßten alle Passiv- und raising-Konstruktionen von Haus aus ungrammatisch sein, da die fragliche NP auf der D-Struktur stets kasusunmarkiert ist. Die Spur der NP-Bewegung ist eine leere Anapher, und unterliegt Prinzip (A) der Bindungstheorie. Aus dieser Festlegung folgt, daß die Bindungstheorie auf der S-Struktur anzuwenden ist, da NP-Spuren, d.h. leere Anaphern, erst auf dieser Strukturebene vorhanden sind und somit erst hier Prinzip A überprüft werden kann.

2.3.2. W-Bewegung

Die strukturelle Parallelität zwischen den Sätzen (a)' (Interrogativsatz) und (b) (Deklarativsatz) einerseits, wo das akkusativische W-Wort und die Objekt-NP die gleiche Position einnehmen, und die komplementäre Distribution von W-Wort und Objekt-NP andererseits, legen nahe, daß in (a)' eine zugrundeliegende Struktur, in (a) hingegen eine abgeleitete vorliegt:

(a) Wen hat Peter gesehen?
(a)' Peter hat wen gesehen?
(b) Peter hat den Papst gesehen.
(b)' * Wen hat Peter den Papst gesehen?

Es muß also eine Bewegungsregel geben, die dies formuliert:

(A) Ein W-Wort bzw. eine W-Phrase wird in der Basis in ihrer Echo-Position erzeugt (zugrundeliegende Struktur)

(B) Regel der W-Bewegung: Ein W-Wort bzw. eine W-Phrase wird unter Zurücklassung einer Spur in die Spezifikator-Position von CP verschoben (abgeleitete Struktur).[35]

Auch diese Bewegung hinterläßt eine Spur, eine **Variable**. Variablen verhalten sich unter bindungstheoretischem Aspekt wie R-Ausdrücke, d.h. sie unterliegen Prinzip C der Bindungstheorie. Das Antezedens einer Variable ist der Operator. Wie wir gesehen haben, regelt die Bindungstheorie die Beziehung

zwischen Argumentpositionen, man spricht daher im allgemeinen auch von **A-Bindung**. Die Landeposition der W-Bewegung ist eine Non-A-Position, hier geht es also um **Non-A-Bindung**. All diese Begriffe finden in den Begriff der **Non-A-Kette** Eingang.

(C) Non-A-Kette:
Die XPs $a_1,...a_n$ bilden eine Non-A-Kette (A'-Kette) C gdw.
(i) a_i a_{i+1} A'-bindet,
(ii) a_i eine Variable ist, $i > 1$,
(iii) a_1 ein Operator ist.

Bereits die Festlegung, daß die W-Spur der Bindungstheorie unterliegt, zeigt, daß auch Bewegung nicht unbegrenzt erfolgt. Eine weitere Einschränkung betrifft die Anzahl und Beschaffenheit der Knoten (i.e. Grenzknoten), die bei der Bewegung überquert werden dürfen:

(D) Subjazenz:
In einer Konfiguration ...X..[α ...[$_\beta$ ...Y...]] darf kein Bewegungsprozeß die Positionen X und Y involvieren, wenn α, β ε {IP, NP}. cf.
(c) ich meine [$_{CP}$ Maria$_i$ kann$_j$ [$_{IP}$ t_i den Job erledigen t_j]]
c)' den Job$_i$ meine ich [$_{CP}$ t'_i kann [$_{IP}$ Maria t_i erledigen]]
c)'' *den Job$_i$ meine ich [$_{CP}$ Maria$_j$ kann [$_{IP}$ t_j t_i erledigen]]

Aus diesen Grammatikalitätsverteilungen folgt weiterhin, daß die W-Bewegung **zyklisch** erfolgt, d.h. das basisgenerierte Element wird schrittweise in die höchste Spec-Comp-Position bewegt, wobei stets nur Spec-Comp-Positionen als Zwischenlandepositionen in Frage kommen. Man spricht daher auch von **COMP-zu-COMP-Bewegung**. Wir kennen bereits zwei Arten von Ketten, die bei den Bewegungen eine Rolle spielen. Es liegt nun nahe, Subjazenz auf einen verallgemeinerten Kettenbegriff zu beziehen:

(E) Kette:
Die maximalen Projektionen $\alpha_1..\alpha_n$ bilden eine X-Kette (X ε { A, A'}) C gdw.
(a) α_i α_{i+1} X-bindet,
(b) α_i eine nicht-pronominale leere Kategorie ist, für $i>1$,
(c) C maximal ist.

Das Subjazenzprinzip sieht dann wie folgt aus:

F) Subjazenz:
In einer Kette $\alpha_1...\alpha_n$ muß α_{i+1} zu α_i subjazent sein. α ist subjazent zu β, gdw. es höchstens einen Grenzknoten x gibt, der α, aber nicht β dominiert.

3. Die deutsche Satzstruktur

Wie bereits im Kapitel 2.2.1. mehrmals angesprochen, ist das Deutsche eine SOV-Sprache. Die Basisstruktur des Satzes *Maria kann den Job erledigen* sieht also so aus (vgl. (c) oben):[36]

(a) [CP e [C' e [IP Maria den Job erledigen kann]]]

Auf der Ebene der D-Struktur besitzt also der unabhängige deutsche Satz Verbletzt-Stellung. Aus dieser Endstellung lassen sich durch zwei Transformationen die anderen Stellungsvarianten, d.h. Verb-Erst-Stellung (Stirnstellung) und Verb-Zweit-Stellung (Kernstellung) ableiten, einerseits durch die Voranstellung des Finitums, andererseits durch die Vorfeldbesetzung. Letztere ist eine Instanz der W-Bewegung (Topikalisierung), während Erstere dem sog. **Kopf-Kopf-Bewegungsprinzip** unterliegt:

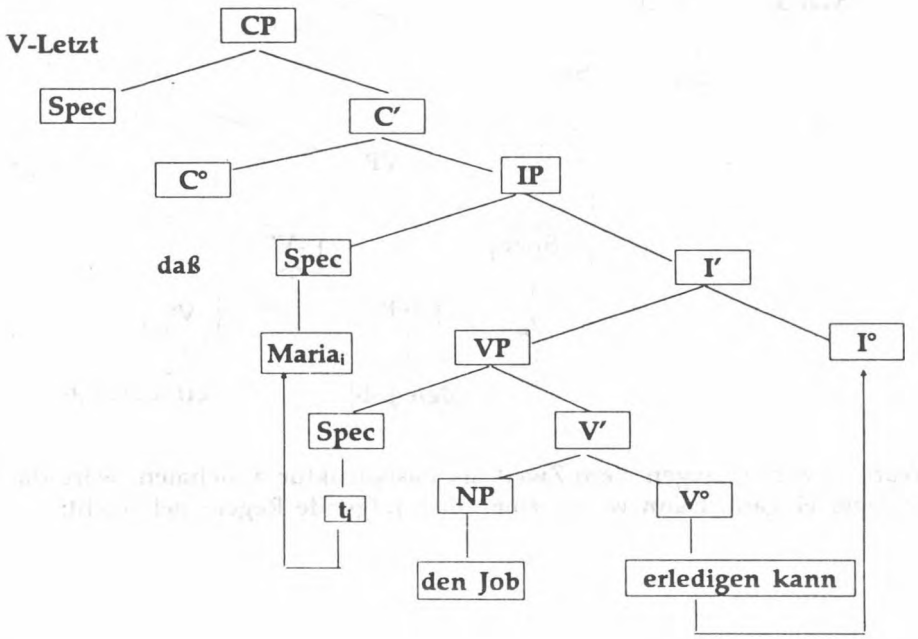
(A) Kopf-Kopf-Bewegungsprinzip
Kopfkategorien können nur in Kopfpositionen bewegt werden.

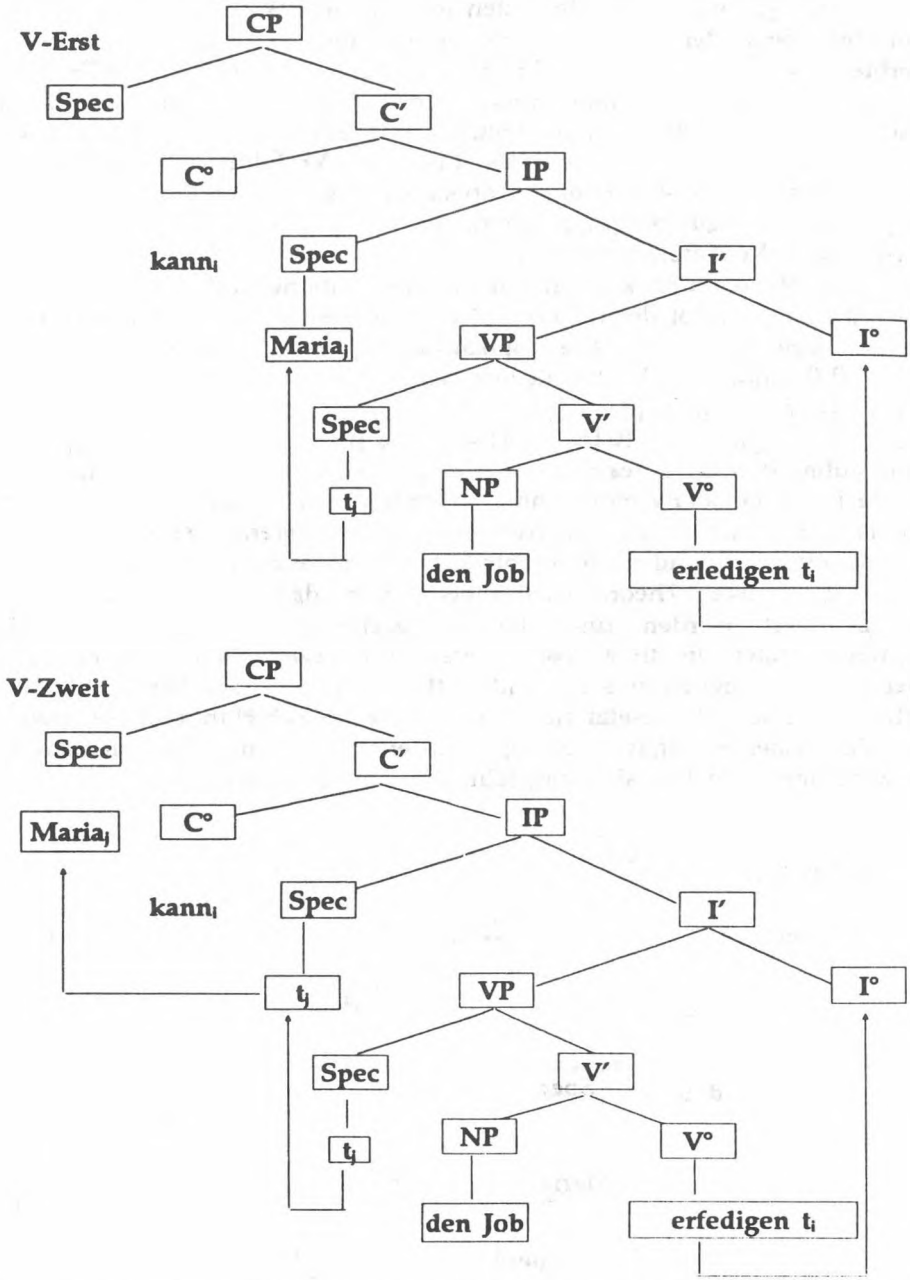
Das Finitum ist Kopf der IP, kann also ohne weiteres in die Kopfposition von CP (C°) bewegt werden. Die Topikalisierung erfolgt wie gewöhnlich in die Spec-CP-Position. Die beiden Regeln sehen dann generell so aus:

(B) $[_{CP}\ e\ [_{C'}\ e\ [_{IP}\ X\ [A]_{Vfin}]]] \longrightarrow [_{CP}\ e\ [_{C'}[A]_{Vfin}\ [_{IP}\ X]$

(C) $[_{CP}\ e\ [_{C'}[A]_{Vfin}\ [_{IP}\ X\ [B]_{Xmax}\ Y] \longrightarrow [_{CP}\ [B]_{Xmax}\ [_{C'}[A]_{Vfin}\ [_{IP}\ X\ Y]]]$

Dem aufmerksamen Leser mag nicht entgangen sein, daß die Abfolge der Elemente in (a) mit der Abfolge eines subordinierten Satzes identisch ist. In der Tat läßt sich dafür argumentieren, daß subordinierende Konjunktionen, wie *daß, ob, wenn* etc. und finite Verbteile komplementäre Distribution aufweisen. In der generativen Theorie wird angenommen, daß erstere in der C-Position basisgeneriert werden und die entsprechende Wortstellung selegieren, während letztere in diese Position erst dann bewegt werden können, wenn hier kein basisgeneriertes Element auftritt. Unter dieser Perspektive ist ein Satz stets eine CP. Gesetzt nun die VP-interne Subjekthypothese sowie daß verbale Elemente erst in I° bewegt werden müssen, um Kongruenzmerkmale aufzunehmen, ergeben sich ungefähr folgende Baumstrukturen:





Würden wir hingegen Verb-Zweit als Basisstruktur annehmen, wäre das Bild weniger elegant. Dann wären zumindest folgende Regeln gebraucht:

(i) Regel, die das Finitum aus der Verb-Zweit-Position in die satzfinale Position bewegt
(ii) Regel, die das Subjekt in die Subjektposition hinter der subordinierenden Konjunktion bewegt.

Eine solche Annahme würde nicht nur der oben geschilderten Theorie widersprechen, daß Bewegungen stets nach oben im Strukturbaum erfolgen, sondern ließe auch den Status der subordinierenden Konjunktionen völlig ungeklärt.

4. Ausblick

Bislang haben wir die Rektions- und Bindungstheorie mehr oder weniger in ihrer Standardform dargestellt. Natürlich mußten dabei mehrere Seitenstränge unberücksichtigt bleiben. Diese gehen zumeist mit speziellen Überlegungen einher, wir verweisen deshalb den Leser auf die Literaturliste.

Essentielle Probleme signalisieren hingegen die folgenden Fälle:[37]

(a) Der Chef$_i$ läßt [die Leute für sich$_i$ arbeiten]
(b) Der Chef$_i$ läßt [die Leute für ihn$_i$ arbeiten]
(c) The children$_i$ like [each other's$_i$ friends]
(d) The children$_i$ like [their$_i$ friends]

Prinzip (A) und (B) der Bindungstheorie beruht auf der komplementären Distribution von Anaphern und Pronomina. Wie die Beispiele zeigen ist dies nicht immer der Fall. Ein weiteres Problem besteht darin, daß einige Sprachen wie z. B. das Deutsche **Anapher-Kongruenz** kennen, während das in anderen nicht der Fall ist. Entscheidend ist hier, daß Anapher-Kongruenz klar innerhalb der IP anzusetzen ist, d.h. sie beruht auf Merkmalspezifikationen der beteiligten Kategorien, so daß die bindungstheoretischen Fakten letztlich auf Eigenschaften von funktionalen Kategorien zurückzuführen sind. Dies führt dazu, daß in neueren Arbeiten die IP aufgespaltet wird in eine **TenseP**, eine **AgrSP** und eine **AgrOP**.

Auch der Subjazenzbegriff scheint nicht die richtigen Voraussagen zu liefern:

(e) *what$_i$ does [$_{IP}$ John wonder [$_{CP}$ who$_j$ [$_{IP}$ t$_j$ bought t$_i$]]]
(f) what$_i$ does [$_{IP}$ John expect [$_{IP}$ Bill to buy t$_i$]]

Satz (f) sollte wegen Verletzung des Subjazenzprinzips ungrammatisch sein, da zwei IP-Knoten überquert werden. Man kann sich nun auch intuitiv klarmachen, daß die Grammatikalität von (f) auf lexikalischen Eigenschaften von *expect* basiert, d.h. die Grenzknoten IP und NP fungieren nur unter bestimmten Umständen als wirkliche Grenzknoten. Diese 'bestimmten Umstände' sind in der sog. **Barrierentheorie** formuliert worden.

Die angedeuteten Lösungsvorschläge sind freilich als Weiterentwicklungstendenzen der Theorie über Rektion und Bindung zu verstehen und beweisen letztendlich die Erklärungskraft eines modularen Aufbaus der Grammatik.

5. Der langen Rede kurzer Sinn

Wenn man sich daranmacht, abstrakte Theorien zu bauen, steht am Ende immer klar die Frage : Was nützt uns das? Zur möglichen Antwort möchte ich lediglich drei Beispiele nennen.

(A) Sätze wie (a) und (b) werden im Gegensatz zu (c) und (d) gewöhnlich durch eine besondere Sprecherintention begründet:

(a) Er hat seit drei Jahren nicht mehr gesprochen mit ihr.
(b) Er hat die Hypothese verworfen, die ich aufgestellt habe.
(c) Er hat seit drei Jahren nicht mehr mit ihr gesprochen.
(d) Er hat die Hypothese, die ich aufgestellt habe, verworfen.
(e) *Er hat seit drei Jahren nicht mehr gesehen Peter.

Nun ist aber Sprecherintention etwas Außergrammatisches, sie stellt lediglich das pragmatische Pendant einer grammatischen Eigenschaft dar. In diesem Sinne kann sie auch keine Erklärung liefern für diese. Grammatische Schwierigkeiten sollten grammatisch erklärt werden. Die angesprochene grammatische Eigenschaft rekurriert auf die Kasuszuweisung. PPs und Sätze können deshalb frei ins Nachfeld geschoben werden (a-d), weil sie im Gegensatz zu NPs ((e)) nicht vom Verb kasusmarkiert werden, und nicht vom Verb als Kasuszuweiser nach links abhängig sind (Präpositionen weisen ja Kasus nach rechts zu). Diese Erklärung ist keineswegs abstrakter, als die mit der Sprecherintention (besonders wenn man versucht, den Begriff der Sprecherintention exakt zu definieren), könnte also getrost im Schulunterricht Anwendung finden.

(B) Ein interessantes Problem ergibt sich im Deutschen bei den ergativen Verben, die ihr Perfekt in der Regel mit *sein* und nicht mit *haben* bilden. Die Trennung eines PP-Komplemenes vom nominalen Kopf gestatten nur Objekte, (s. auch Anm. 32) cf.

(f) Die Zeitung hat einen Bericht über Boris Becker publiziert.
(g) Über Boris Becker hat die Zeitung einen Bericht publiziert.
(h) *Über Boris Becker wird ein Bericht der Zeitung nützen.

Wie man nun sieht, gilt das auch für ergative Verben:

(i) Von Boris Becker ist ein Foto bei uns herausgekommen.

Transitive Verben können als Partizip Perfekt – im Gegensatz zu den intransitiven – attributiv verwendet werden, wobei der nominale Kopf der Konstruktion stets als Objekt und nicht als Subjekt des Verbs zu interpretieren ist:

(j) die eingeladenen Gäste
(k) die zurückgewiesenen Antragsteller
(l) *die geschlafenen Kinder
(m) *die geredeten Professoren

Ergative Verben verhalten sich hier genau wie transitive Verben, d.h. sie können innerhalb einer NP attributiv begegnen:

(n) die gestiegenen Preise
(o) die gefallenen Soldaten
(p) die abhanden gekommenen Bücher

Über Daten der obigen Art vermag eine Theorie, die sich bei der Satzgliedbestimmung an der Kasusmarkierung der Konstituenten orientiert, kein konsequentes Bild abzugeben. In der oben geschilderten Theorie ist dies nun gerade nicht der Fall. Kategorien wie Subjekt und Objekt werden konfigurationell definiert. Subjekt ist, was von einer Phrase unmittelbar dominiert wird, Objekt hingegen die Schwester eines Verbs. Man könnte nun sagen, daß es eine Besonderheit der ergativen Verben ist, daß sie ihren Objekten(sic!) den Nominativ zuweisen. Durch diese Überlegungen können Daten (f-p) ohne weiteres erklärt werden. Ergative Fälle sind unter dieser Perspektive nicht anders als erwartet, denn eine konfigurationelle Betrachtung sagt ja voraus, daß Objekte in Abhängigkeit vom Kopf jeden Kasus annehmen können. Der Nominativ ist auch keine Ausnahme.

(C) Wie bereits erwähnt, ist die RB nicht sprachspezifisch. Sie wurde so entwickelt, daß die wichtigsten Prinzipien als Resultate zwischensprachlicher Vergleiche für eine Menge von Sprachen charakteristisch sind. Wir wissen beispielsweise, daß im Deutschen Kasus vom Verb nach links zugewiesen wird. Dies trifft aber gleichzeitig für alle SOV-Sprachen zu. Durch diese Aussage wird andererseits auch klar, warum sich eine SVO-Sprache, wie das Englische anders benimmt. Man braucht nicht lange zu argumentieren, um einzusehen, daß solche Generalisierungen für Sprachlerner von enormer Wichtigkeit sind.

In diesem Abschnitt konnte ich die Benefize der RB nur fragmentarisch andeuten. Das Thema ist nämlich komplex und könnte das Anliegen eines nächsten Beitrags sein. Aber auch unabhängig von der Erklärungskraft der RB kann zumindest die im Titel gestellte Frage jetzt am Ende doch klar beantwortet werden.

Anmerkungen

[1] Der Terminus Rektions- und Bindungstheorie (RB) ist quasi der deutsche Name für Chomskys Government and Binding Theory (GB) benannt nach Chomsky (1981) *Lectures on Government and Binding*. Andere generativistisch geprägte Theorien sind (a) die Generalisierte Phrasenstrukturgrammatik (GPSG) (b) Lexikalisch-Funktionale Grammatik (LFG) und (c) die sog. Kategoriale Grammatik (KG).

[2] Der Begriff Modul entstammt der Computertechnik. Unter linguistischem Aspekt bedeutet er ein System mit eigenen inneren Gesetzmäßigkeiten (autonomes System). Diese Begriffsbildung impliziert aber zugleich auch, daß es auch andere Module geben muß: ein Computer besteht ja nicht nur aus einem einzigen Modul.

[3] Dies bedeutet aber nicht weniger, als daß auch grammatische Prinzipien autonom sind, d.h. von anderen Bereichen der Kognition unabhängig. Beim Zustandekommen einer Äußerung – wie wir es auch noch später sehen werden – spielen aber neben den rein grammatischen Faktoren auch andere Faktoren eine Rolle: z.B. logische, kommunikative Faktoren der Wiederholung, Bezugnahme durch Pronomina und Ähnliches mehr. Deshalb wollen wir im weiteren behaupten, daß die oben genannte Autonomie nur eine relative ist, d.h. Gesetzmäßigkeiten bzw. Module anderer Art können die Wirkungsdomäne des grammatischen Moduls restringieren, oder gar außer Kraft setzen.

[4] Das steht im Widerspruch zu den Vorstellungen der traditionellen Grammatiken, daß Sprache zur Gänze eine Leistung der Gesellschaft ist, ein Faktum, das generative Grammatiktheoretiker von Anfang an betont haben (und dies wurde schließlich auch durch die Ausführungen von Fodor bestätigt).

[5] Das angeborene Sprachvermögen wird auch **Kompetenz** genannt, die ihrerseits in grammatische und pragmatische Kompetenz unterteilt werden kann. Den Gebrauch dieses Sprachvermögens nennen wir **Performanz**. Wenn wir nun Kompetenz im Verhältnis zur UG definieren wollen, so können wir sagen, daß die Prinzipien und Parameter der Kompetenz die UG ausmachen.

[6] Das sog. empiristische Modell des Spracherwerbs nimmt an, daß das Kind die Sprache durch die Herleitung von Generalisierungen aus dem Gehörten erlernt.

[7] Die Redensart 'parametrisiert' und 'Parameter setzen' deckt ungefähr Folgendes: die universellen Prinzipien lassen für bestimmte Bereiche Alternativen zu, deren Wahl durch die jeweiligen sprachlichen Daten bestimmt wird. Ein Parameter ist – wenn man so will – eine Variable, deren Werte sprachspezifisch anders sind.

[8] Eine Grammatik, deren Prinzipien aus der einzelsprachlichen Setzung der UG-Parameter ergeben, nennen wir Kerngrammatik.
Kerngrammatik= UG + einzelsprachliche Parameter
Das ist also der Teil einer einzelsprachlichen Grammatik, der aus den UG-Prinzipien unmittelbar ableitbar ist. Der andere Teil, der also nicht aus der UG folgt, ist die Peripherie (einzelsprachliche Erscheinungen ohne universelle Geltung).

[9] Dies dürfte aber nicht heißen, daß die Sprache auf die Grammatik reduziert wird, das heißt nur, daß der Begriff der Sprache viel zu komplex ist – man denke an politische Aspekte des Begriffs Sprache – als daß die Sprachwissenschaft diese Totalität in den Griff bekommen könnte, deshalb die Reduktion.

[10] Vgl. Grewendorf (1988), S. 119.

[11] Dies ist nicht zu verwechseln mit 'deep structure', Tiefenstruktur, die in früheren Stadien der generativen Grammatik gängige Begriffe waren. Der Begriff D-Struktur unterscheidet sich von ihnen darin, daß hier das thematische Kriterium erfüllt ist.

[12] Aus Platzgründen bin ich auf folgenden Kompromiß eingegangen: Die wesentlichsten Annahmen der Rektionstheorie werden zusammen mit der Kasustheorie erörtert, zumal Rektion auch für die Kasuszuweisung unmittelbar von Belang ist. Auf Probleme der Grenzknotentheorie wird lediglich im Abschnitt über Bewegungen verwiesen, da dies vor allem Bewegungen betrifft.

[13] Man dürfte nicht verkennen, daß derartige PS-Regeln die jeweiligen Dominanzverhältnisse innerhalb einer gegebenen Phrase darstellen. So dominiert z.B. die Mutter-VP in jedem Fall eine Kategorie V, sowie andere optionale Kategorien. Dies ist bei jeder Phrase der Fall. (Das Pfeilsymbol liest man in den Phrasenstrukturregeln zumeist als *ersetze durch*, und spricht davon, daß eine PS-Regel eine phrasale Kategorie durch die rechtsseitigen Symbole *expandiert*.)

[14] Dies ergibt sich aus den sog. Konstituententests, auf die ich hier nicht näher eingegangen bin. Der hier relevante Test heißt: Was sich pronominalisieren läßt, d.h. worauf man sich durch eine Proform beziehen kann, ist eine Konstituente.

[15] Dies sichert das sog. Kopf-Vererbungsprinzip:
Kopf-Vererbungsprinzip:
Die morphologischen Merkmale einer Phrase werden beim Kopf der Phrase realisiert.

[16] Dies wurde durch die folgende Zusatzannahme ermöglicht: Adjunktionsstrukturen ändern trotz einer Verzweigung nicht die Komplexitätsebene der Gesamtstruktur.

[17] Für das Auftreten der Komplemente gibt es auch eine Festlegung:
Objektbeschränkung:
Subkategorisierte Elemente erscheinen beim Übergang von der X^0 zur X^1-Ebene, d.h. X^1 dominiert unmittelbar X^0 und die von X^0 subkategorisierte Phrase (das Komplement).
Dies steht im Einklang mit der Forderung, daß Verben zwar für ihre Objekte, nicht jedoch für ihre Subjekte subkategorisiert werden sollen.

[18] Zur Unterscheidung zwischen SOV- und SVO-Sprachen vgl. Vennemann (1974), Lenerz (1977) und Szigeti (1992/93).

[19] Die RB kennt grundsätzlich zwei Arten von Kasus: es wird zwischen **strukturellem** und **obliquem Kasus** unterschieden. Es scheint nämlich, daß alle natürlichen Sprachen der Welt zumindest einen Kasus kennen, den typischerweise ein Verb seinem Komplement zuweist. Dieser Kasus wird üblicherweise als Objektiv oder Akkusativ bezeichnet: V weist seinem Komplement Objektiv (Akkusativ) zu. Der Akkusativ wird – da seine Zuweisung aus einem universellen Prinzip folgt – **struktureller Kasus** genannt. Verbkomplemente können aber im Deutschen nicht nur Akkusativ zugewiesen bekommen. Dies ist jedoch lexemspezifisch, muß also stets im Lexikon vermerkt werden. Solche Kasus werden **als oblique Kasus** bezeichnet.
Im Deutschen gilt wegen der sog. **Kasusalternation**, wie in den Sätzen (i) und (ii) auch der Nominativ als struktureller Kasus:
(i)Peter hörte [$_s$ daß der Vater schimpfte]
(ii)Peter hörte [$_s$ den Vater schimpfen]

[20] Folgende Fakten dürften als Anlaß dienen: im Deutschen sind – rein sprachspezifisch – Nomina und Adjektive Kasuszuweiser (man denke an Genitivkonstruktionen wie *das Haus meines Vaters*, und an Adjektivkonstruktionen der Art *Peter ist mir böse.*) Nun weisen aber genau Adjektive teilweise nominale und teilweise verbale Eigenschaften auf. So können Adjektive – genau wie Verben – durch Adverbien modifiziert werden, während sie gleichzeitig – genau wie Nomina – nach Genus, Kasus und Numerus flektieren. Auf dieser Grundlage wollen wir behaupten, daß die lexikalischen Kategorien als Bündelung zweier Merkmale [N] und [V] anzusehen sind.

[21] Eine weitere mögliche Einschränkung der Kasuszuweisung besteht in der sog. Adjazenzbedingung, die besagt, daß Kopf und Komplement benachbart auftreten müssen:
das Buch Huizingas über das Mittelalter ist lesenswert
*das Buch über das Mittelalter Huizingas ist lesenwert

[22] Mit dem Superskript ^{0} werden Kategorien der lexikalischen Ebene gekennzeichnet.

[23] Eine mögliche Zusammenfassung würde wie folgt aussehen:
Zuweisung struktureller Kasus:
(i)Eine NP erhält Nominativ zugewiesen, wenn sie von $INFL^0$ [+AGR] regiert wird.
(ii)Eine NP erhält Akkusativ zugewiesen, wenn sie von V^0 regiert wird.
(iii)Im Kontext [$_{NP}$ ——> N'] wird einer NP (adnominaler) Genitiv zugewiesen.

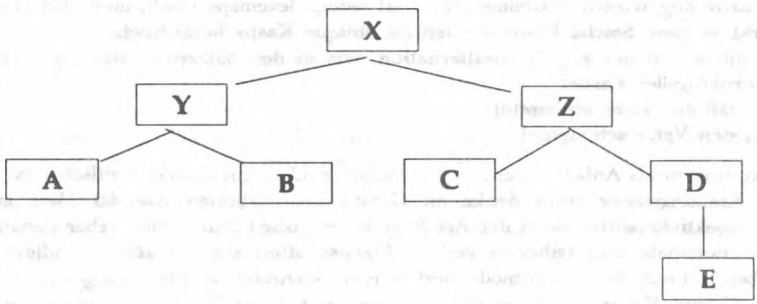
[24] Die thematischen Rollen sind im Wesentlichen mit dem semantischen Kasus von Fillmore (1968) identisch.

[25] Ein strukturelles Pendant stellt hierbei der Begriff der Argumentposition dar:
Begriff der Argumentposition:
Positionen in einem Baum, denen im Prinzip eine thematische Rolle zugewiesen werden kann, sind Argumentpositionen (A-Positionen).
Im Gegensatz dazu sind Positionen, die nie thematische Rollen zugewiesen bekommen können, Nicht-Argumentpositionen (A'-Positionen).

[26] Das Theta-Kriterium ergreift das Subjekt allerdings nur in dem Falle, wenn die Subjektposition thematisch besetzt ist. Solche Probleme bei der Behandlung des Subjekts haben zur Formulierung des **erweiterten Projektionsprinzips** geführt:
Erweitertes Projektionsprinzip:
(i)Die im Lexikon festgelegte Argumentstruktur eines lexikalischen Elements muß auf jeder Repräsentationsebene erhalten, d.h. kategorial repräsentiert sein.
(ii)Sätze haben ein Subjekt
Man sieht, daß dieses Prinzip genau das leistet, was wir schon behauptet haben: Subjekte müssen nicht subkategorisiert werden.

[27] Nach allgemein verbreiteter Annahme erfolgt die Zuweisung dieser Indizes auf der Ebene der S-Struktur.

[28] Wir wollen an dieser Stelle nicht verkennen, daß dieser Begriff ein Teil der **Grenzknotentheorie** ist zumal sie die Grenzknoten angibt, innerhalb deren die strukturelle Relation der Bindung



bestehen muß.

[29] Vereinfacht ausgedrückt: ein Knoten c-kommandiert seine Schwester, und alle unter dieser Schwester hängenden Kategorien.
z.B.
In diesem Baum c-kommandiert Y die Kategorien Z,C,D und E, da Y nur von einem einzigen Knoten dominiert wird, nämlich von X, der auch die genannten Kategorien dominiert. A und B c-kommandieren sich gegenseitig, da beide vom Y dominiert. Sie c-kommandieren aber keine anderen Kategorien, insbesondere nicht Z,C,D oder E, da es einen Knoten gibt (Y), der zwar A und B, nicht aber Z,C,D und E dominiert, so daß (i) nicht erfüllt wird. C und D c-kommandieren sich auch gegenseitig. Während C jedoch auch E c-kommandiert, c-kommandiert D E nicht wegen (ii).
Vgl. zu dieser Darstellung Fanselow & Felix (1987).

[30] Aufgrund neuester Entwicklungstendenzen wird diese Aussage in Zweifel gezogen.
Vgl. Grewendorf (1983) und (1992).

[31] Etwas einfacher heißt das, daß es zwischen a und b keine maximale Projektion geben darf, in deren Spezifikator- oder Kopfposition b steht.

[32] Als Beweis dürfte folgender Vergleich dienen. Die Trennung des PP-Komplements vom nominalen Kopf ist nur bei Objekt-NPs, nicht aber bei Subjekt-NPs zulässig:
(a)ein Bericht über Boris Becker wird der Zeitung nützen
(a)'*über Boris Becker wird ein Bericht der Zeitung nützen

[33] Auf Spuren bezieht sich ein weiteres Prinzip und ein spezieller Rektionsbegriff:
Prinzip der leeren Kategorien (Empty Category Principle):
Spuren müssen streng regiert sein.
Strenge Rektion:
Ein Knoten regiert einen Knoten ß streng gdw. gilt:
(i) α regiert ß
(ii) α ist eine lexikalische Kategorie.
Vgl. zum Begrifflichen Grewendorf (1988); S. 122 ff.

[34] Klausel (a) impliziert, daß NP-Bewegung stets nur „nach oben in den Strukturbaum" erfolgen kann. Klausel (b) legt fest, daß die Spuren in einer A-Kette stets anaphorische Spuren sein müssen (es wird demzufolge zwischen **lexikalischen** und **leeren Anaphern** unterschieden). Bei mehrfacher NP-Bewegung heißt das, daß jede Spur Prinzip A der Bindungstheorie erfüllen muß. Klausel (c) besagt, daß bei der Kettenbildung **sämtliche** α zu berücksichtigen sind, die (a) und (b) erfüllen.

[35] Es gibt eine Reihe empirischer Beobachtungen, die diese knappe Formulierung rechtfertigen. Über die Spezifikator-Position wissen wir, daß sie maximale Projektionen aufnimmt. Wie die folgenden Beispiele zeigen, W-Phrasen sind in der Tat maximale Projektionen:
(a) Hans sagte, [daß Peter zwei Maß Bier getrunken hat] und [daß Maria sehr ärgerlich geworden ist].
(b) Hans sagte, [], aber Maria bestritt, [daß Peter zwei Maß Bier getrunken hat].
(c) Was hat Hans gesagt? Daß/Wann Peter zwei Maß Bier getrunken hat.
(d) Ich weiß zwar nicht mehr wann [], aber ich weiß wo [Peter zwei Maß Bier getrunken hat].

[36] Traditionell wird die deutsche Satzstruktur im sog. **topologischen Feldermodell** charakterisiert. Der deutsche Satz besteht demnach aus Vor-, Mittel- und Nachfeld, die jeweils durch die Satzklammer getrennt werden. Höhle (1986) schlägt folgende Struktur vor:

(a) E-Sätze:	(KOORD)		(C)		X	VK	Y
(b) Fl-Sätze:	(KOORD)	(KL)		FINIT	X	VK	Y
(c) F2-Sätze:	(KOORD)						
	(PARORD)	(KL)	K	FINIT	X	VK	Y

Klammern deuten Optionalität an. KOORD markiert koordinierende, PARORD hingegen beiordnende Konjunktionen wie z.B. *dann, deshalb* etc. C bedeutet subordinierende Konjunktion (complementizer) aller Art: (i) *ob, obwohl* etc. (ii) *um, weil, nachdem, wenn, zumal, ehe* etc. (iii) *je* + Komparativ-Phrase; *so* + Positiv-Phrase; Relativphrase, interrogativ-Phrase. KL deutet die sog. Linksversetzungsposition an. Die Position K wird traditionell Vorfeld genannt und kann nur von einer einzigen Konstituente besetzt werden (Landeplatz der sog. Topikalisierung). Die Position X wird traditionell Mittelfeld genannt und kann von beliebig vielen Konstituenten besetzt werden. FINIT und VK stellen die linke bzw. die rechte Satyklammer dar, und sind grundsätzlich nur von Verbteilen zu besetzen. (Sie ist Träger von Finitheitskategorien. Diese Position ist die systematische Verbposition im Deutschen) Y wird traditionell Nachfeld genannt, und kann auch – ähnlich wie X – von beliebig vielen Konstituenten besetzt werden.
Allerdings bedarf dieser Vorschlag zumindest bei den E-Sätzen einer Revision, wie ich in einem vor kurzem vorgelegten Aufsatz zu zeigen versucht habe (Szigeti (1993)).

[37] Vgl. dazu Grewendorf (1992).

Literaturverzeichnis

ABRAHAM, W.: (Hrsg.) *Satzglieder im Deutschen.* Tübingen 1982

ABRAHAM, W.: (Hrsg.) *Erklärende Syntax des Deutschen.* Tübingen 1985

ABRAHAM, W.: *Terminologie zur neueren Linguistik.* Bd. I-II., Tübingen 1988

BEHAGHEL, O.: *Deutsche Syntax (Eine geschichtliche Darstellung). 4 Bde.* Heidelberg 1923-32

CHOMSKY, N.: *Lectures on Government and Binding.* Dordrecht 1981

CHOMSKY, N.: *Barries.* Cambridge 1986

DUDEN Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4. Aufl., Hg. von G. DROSDOWSKI et al. Mannheim etc. 1984

FANSELOW, G. & S. FELIX: *Sprachtheorie. (Eine Einführung in die generative Grammatik).* Bd. 1.: Grundlagen und Zielsetzungen. Bd. 2.: Die Rektions- und Bindungstheorie. Tübingen 1987

GREWENDORF, G. & F. HAMM & W. STERMEFELD: *Sprachliches Wissen. (Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung).* 5. Aufl. Frankfurt am Main 1991

GREWENDORF, G.: *Aspekte der deutschen Syntax.* Tübingen 1988

GREWENDORF, G. & W. STERNEFELD: (Hrsg.) *Scrambling and Barriers.* Amsterdam 1989

GREWENDORF, G.: *Parametrisierung der Syntax.* In: *Deutsche Syntax: Ansichten und Aussichten* (IDS Jahrbuch 1991). Hg. von L. HOFFMANN. Berlin & New York 1992, S. 11-73.

Grundzüge einer deutschen Grammatik. Hg. von W. MOTSCH et al. Berlin 1981

HAIDER, H.: *Deutsche Syntax – generativ. (Eine Einführung in die Theorie von Rektion und Bindung).* Ms. Universität Wien 1987

HÖHLE, T. N.: *Explikationen für „normale Betonung" und „normale Wortstellung".* In: *Satzglieder im Deutschen.* Hg. von W. ABRAHAM. Tübingen 1982, S. 75-153.

HÖHLE, T. N.: *Der Begriff 'Mittelfeld'. (Anmerkungen über die Theorie der topologischen Felder).* In: *Akten des VII. internationalen Germanistenkongresses Göttingen 1985.* Hg. von W. WEISS & H. E. WIEGANG & M. REIS. (Bd. 3.) Tübingen 1986, S. 329-340.

LENERZ, J.: *Zur Abfolge nominaler Satzglieder im Deutschen.* Tübingen 1977

REIS, M.: *On Justifying Topological Frames: 'Positional Field' and the Order of Nonverbal Constituents in German.* In: DRLAV *Revue de linguistique* 22/23, 1980, S. 59-85.

REIS, M.: *Satzgefüge. (Übungen zu ihrer Syntax und Pragmatik).* Hauptseminar an der Universität Tübingen. WS. 1991/92.

STECHOW, A. v. & W. STERNEFELD: *Bausteine syntaktischen Wissens.* Opladen 1988

SZIGETI, I.: *Deutsche Syntax – generativ.* (Vorlesungsmaterial). Ms. Universität „Eötvös Lóránd", Budapest SS. 1992/93

SZIGETI, I.: *Syntaktische 'Hauptsatzphänomene' in Nebensätzen: Vorkommen, syntaktische und pragmatische Deutung.* Vortrag auf der Tagung *„Deutsche Grammatik? Ja, aber meine!"* Budapest, 22-24. September 1993

VENNEMANN, TH.: *Zur Theorie der Wortstellungsveränderung: Von SXV zu SVX über TVX.* In: *Zur Theorie der Sprachveränderung.* Hg. von G. DINSER. Kronberg 1974, S. 265-314.

Gerit Langenberg (Pécs)

Fernsehnachrichten und ihre Vermittlung

1. Kriterien für Fernsehnachrichten

An Fernsehnachrichten werden bestimmte Anforderungen gestellt, damit sie ihre Primärfunktionen der Information, Kontrolle und Kritik erfüllen können. Dabei handelt es sich um die folgenden Idealpostulate, denen die Wirklichkeit der Fernsehnachrichten so weit wie möglich entsprechen sollte, die aber kaum völlig zu erreichen sind:

– **Objektivität:** Bei dem Postulat der Objektivität handelt es sich bestenfalls um einen pragmatischen Objektivitätsbegriff, denn die Nachrichten als Meldungen über reale Ereignisse für ein Publikum bedürfen immer eines Vermittlers bzw. eines vermittelnden Personenkreises, dessen subjektive Einflüsse sich in irgendeiner Weise auf die Selektion, Formulierung und Präsentation der Nachrichten auswirken müssen. Als normativer Anspruch aber ist Objektivität unverzichtbar.

Um eine möglichst weitgehende Objektivität der Nachrichten zu erreichen, sollen folgende Kriterien erfüllt sein: der Inhalt des berichteten Sachverhalts soll einem realen Geschehen oder Zustand entsprechen; die sprachliche Form der Nachrichten soll rein sachorientiert sein, während wertende Einflüsse in Lexik, Syntax oder Anordnung der Meldungen zu unterbleiben haben; die Themenauswahl soll unabhängig von bestimmten Interessenkonstellationen erfolgen, was entweder die Vermeidung jeglichen Interesses oder ein ausgeprägtes Allgemeininteresse voraussetzt; und schließlich soll sich die artikulatorisch-optische Realisation jeglicher Wertung enthalten, Tonlage, Betonung, Mimik und Gestik sollen ausschließlich der Vermittlung von Information angemessen sein.

– **Vollständigkeit:** Die Nachrichten sollen die politische und soziale Realität repräsentativ abbilden. Natürlich ist auch das Postulat der Vollständigkeit eine Idealforderung, der schon durch den zeitlichen Senderrahmen enge Grenzen gesteckt sind. Jedoch kann die Befolgung von Richtlinien wie Ausgewogenheit der Selektion, gesellschaftspolitische Neutralität und strikte Vermeidung von Wertungen zumindest eine potentielle Vollständigkeit begünstigen.

Vollständigkeit liegt vor allem in der „Gewährleistung einer kommunikativen Chancengleichheit"[1]; alle Gruppen der Bevölkerung sollen die gleiche Chance haben, ihre unterschiedlichen Bedürfnisse und Interessen im Fernsehen als „Publikationsmedium der bürgerlichen Öffentlichkeit"[2] zu artikulieren. In der

Praxis der Fernsehnachrichten beschränkt sich das Postulat der Vollständigkeit allerdings auf eine Berichterstattung über die „hohe Politik" und ihre Handlungsträger, auf wenige zentrale Brennpunkte der Politik im In- und Ausland, auf organisierte Bereiche der Arbeitswelt, auf Sport, besondere kulturelle Ereignisse und außergewöhnliche Geschehnisse wie technische oder Naturkatastrophen oder spektakuläre Unfälle, letztere vor allem im Rahmen leichter verdaulicher Informationen, der sogenannten „soft news".

– **Aktualität:**

> Nachrichten gelten als rasch wechselnde, äußerst sensitive Kommunikate, eben als unmittelbare Reflexe auf reales Geschehen.[3]

Da Fernsehnachrichten das größtmögliche tagesaktuelle Wissen enthalten sollen, rücken Ereignisse oder Zustände dann in den Blickwinkel des Geschehens, wenn dafür ein aktueller Anlaß besteht. Das Postulat der Aktualität betrifft also den Neuigkeitswert einer Nachricht oder eines Berichts, der sich zum einen aus dem Bedeutungsgrad des Ereignisses oder Sachverhalts und zum anderen aus dem (angenommenen) Intensitätsgrad der Erwartung oder des Interesses des Rezipienten konstituiert. Neben immer wieder aktualisierten „Dauerbrennern" enthalten die meisten Nachrichten Ereignisse von kurzer Dauer. Deutlich wird die Ausrichtung auf Zuschauerinteressen, wenn ein besonderes Ereignis so prägnant ist und so für Gesprächsstoff sorgt, daß über ähnliche Ereignisse in den folgenden Tagen oder Wochen immer wieder berichtet wird, die ohne den aktuellen Anlaß nicht in den Fernsehnachrichten erwähnt würden. Das zeigt, daß nicht nur die Aktualität von Ereignissen den Ablauf der Nachrichtensendungen bestimmt, sondern daß umgekehrt erst die Berichterstattung in den Nachrichten ansonsten weniger bedeutsamen Ereignissen Aktualität verleiht.

Ob ein Ereignis für aktuell und damit erwähnenswert befunden wird, hängt aber auch von seinen Visualisierungs- und Darstellungsmöglichkeiten ab sowie davon, ob das Faktum von seinen Hintergründen zu isolieren und damit auf einen geeigneten zeitlichen Umfang zurechtzustutzen ist. Außerdem hängt die Unmittelbarkeit der Übertragung nachrichtenrelevanter Themen auch davon ab, wie schnell ein Reporter und besonders ein Kamerateam zum Ort des Geschehens abzustellen ist; somit können die Fernsehnachrichten durch die Verpflichtung zur Bebilderung ihrer Meldungen oft nur bedeutend langsamer reagieren als zum Beispiel die Rundfunknachrichten. Ist eine Meldung, aus welchem Grund auch immer, nicht zu bebildern, wird sie nur äußerst knapp präsentiert (vor allem im Vergleich zu ähnlichen, aber durch Filmmaterial ergänzten Meldungen) und verschwindet trotz ihrer Aktualität schnell aus der Berichterstattung.

– **Verständlichkeit:** Die Verständlichkeit des in den Fernsehnachrichten optisch und akustisch vermittelten Textes als

> Integrationsrahmen für alle an der Sinnerstellung beteiligten materiellen, d.h. akustisch und visuell wahrnehmbaren Elemente[4]

ist die notwendige Voraussetzung für die Verstehbarkeit dieses Textes. Das Verstehen eines Textes und auch sein Erinnern sind nur auf der Basis einer Informationsaufnahme und -verarbeitung möglich und müssen als Vorbedingung für einen Informationsgewinn des Rezipienten gelten. Nach Ballstaedt dient der Nachrichtentext nur als Ausgangspunkt für kognitive Aktivitäten des Rezipienten:

> Nachrichten verstehen [...] bedeutet [...], die berichteten Fakten, Ereignisse und Meinungsäußerungen aufgrund spezifischer Interessen mit dem Vorwissen zu assimilieren und in komplexe Bezugsrahmen (Sinnhorizonte) einzuordnen.[5]

Die Verstehbarkeit eines Textes läßt sich allerdings nicht ausschließlich auf seine Verständlichkeit zurückführen, sondern beruht ebenso auf den in der Sozialisation entwickelten Bedingungen wie Interesse, Einstellung etc. seitens des Rezipienten:

> Der Niederschlag der jeweiligen Sozialisationen in kognitiven Strukturen (Wissen und Einstellungen), kognitiven Stilen (Informationsverarbeitungsstrategien) und Bedürfnisstrukturen bestimmt, was von den präsentierten Informationen wie verarbeitet wird.[6]

Der Rezipient verhält sich gegenüber den angebotenen Inhalten aktiv durch die Verteilung seiner Aufmerksamkeit und den Einbau der Inhalte je nach Vorwissen und Interesse in bestimmte Bezugsrahmen. So verläuft der Verstehensprozeß nach Ballstaedt sowohl interpretativ durch das Behalten von Informationen und die daraus erwachsende Fähigkeit zu ihrer Reproduktion als auch konstruktiv durch die aktive Assimilation der Informationen aufgrund des vorhandenen Vorwissens.

Die Verständlichkeit des Textes ist abhängig von der Verfügungsgewalt über die im Sprachsystem angelegten Möglichkeiten und wird durch verschiedene Faktoren beeinflußt:

Syntax: Die Syntax eines Textes übernimmt eine „Hilfs- und Steuerungsfunktion für die semantische Organisation"[7], insofern als die Satzstruktur für die Knüpfung semantischer Relationen bzw. für den kognitiven Aufwand, mit dem dies geschieht, maßgeblich verantwortlich ist. Je konventionalisierter und übersichtlicher ein Satz strukturiert ist, desto leichter fällt die Textverarbeitung. Durch die für das Medium Fernsehen spezifischen einschränkenden Bedingungen wie den Ablaufzwang, die schnelle Informationsabfolge und die

Unmöglichkeit, Informationen nachzufragen oder zu sichern, kommt einer einfachen, übersichtlichen Satzstrukturierung für das Textverständnis umso größere Bedeutung zu. Dies gilt vor allem für abstrakte oder über den direkten Erfahrungsbereich des Rezipienten hinausgehende Informationen.

Die Nachrichten werden im allgemeinen im Lead-Stil präsentiert:

> Das Wichtigste, der Kern der Sache, sollte im ersten Satz konzentriert sein, die folgenden Sätze, der Nachrichtenkörper, bieten zusätzliche Detailinformationen.[8]

Die zeitliche Ökonomie der Fernsehnachrichten führt allerdings dazu, daß der Lead-Stil auf einen prägnanten Kernsatz und nur wenige zusätzliche Informationen reduziert wird. Bei einer kombinierten Wort-Film-Meldung übernimmt der Sprecher die einleitenden Worte, der Film liefert den Nachrichtenkörper, der selbst wiederum durch einen Kernsatz eingeleitet wird.

Oft erhält durch die Plazierung des Satzkerns an der Satzspitze, was dem sprachüblichen Satzbau entgegenläuft, das zuerst Genannte Schlagzeilenfunktion, unterstützt durch das im Blue-Screen-Verfahren eingeblendete Insert, das das Thema der Meldung in einer Art Headline, einer kurzen, prägnanten Aussage, zusammenfaßt.

> Technisch gesehen, wird der Studiosprecher, der vor einem blauen Schirm sitzt, herausgestanzt und in ein zweites, mit Motiven angereichertes Bild eingeblendet. Auf diese Weise können dem Zuschauer 'optische Stützen' zu dem verlesenen Text angeboten werden [...], möglichst stereotypisierte Signale zur assoziativen Erfassung und Wiedererkennung eines Themenkomplexes, zu dem die jeweilige Nachricht einen aktuellen Aspekt mitteilt.[9]

Auch Satzlänge und Satzdimensionalität, also das Verhältnis von Haupt- und Nebensätzen, spielen für das Textverständnis eine Rolle, da sie durch die begrenzte Kapazität des Kurzzeitgedächtnisses von kognitiver Bedeutung sind. Diese wird vor allem durch die Nominalisierungen, d.h. die Tendenz, das Verb eines abhängigen Satzes zwecks Verkürzung des gesamten Satzes in ein Substantiv umzuwandeln, belastet, die aus Gründen der Sprachökonomie fernsehnachrichtenspezifisch sind. Ebenfalls nachrichtenspezifisch sind Konjunktivkonstruktionen, um eine distanzierte Wiedergabe von Meinungen zu ermöglichen. Allgemein läßt sich zur Satzstruktur der Fernsehnachrichtentexte sagen, daß sie einem Lese- und Verlautbarungstext entspricht, nicht aber dem Charakter eines Sprechtextes.

Semantik: Die schnelle Abfolge von Informationen legt eine möglichst verständliche sprachliche Gestaltung der Nachrichtentexte nahe. Dafür sind

neben der Wortwahl vor allem die semantischen Relationen maßgeblich, die Textkohäsion herstellen.

Dafür zuständig sind die semantische Inklusion und die semantische Kontiguität. Bei der semantischen Inklusion bezeichnet ein Wort des Kernsatzes eine bestimmte Objektklasse, aus der im folgenden Kontextsatz bestimmte Elemente angeführt werden. Bei der semantischen Kontiguität beziehen sich Wörter auf verschiedene, aber logisch oder empirisch zusammengehörige Objekte. Im Zuge dieser Kontiguität fällt eine für Fernsehnachrichten charakteristische große lexikalische Varianz auf. Hierbei wird ein Wissen des Rezipienten um die Zusammenhänge zwischen den Varianten vorausgesetzt.

Die lexikalische Varianz sowie Rekurrenz, d.h. die Wiederholung eines Satzteils, schaffen zwar eine gewisse Art von Redundanz, durch die die Sicherheit der Übermittlung erhöht und Behaltensleistungen verbessert werden. Doch diese Redundanz ist in den zeitökonomischen Nachrichtentexten auf ein Minimum beschränkt. Sachverhalte werden im allgemeinen nicht mehrmals genannt, sondern durch Adverbien wie „deshalb", „dadurch", „trotzdem", „danach" etc. oder durch den Einsatz von Pronomina verkürzt, wodurch zwar kausale, temporale, konzessive u.ä. Zusammenhänge hergestellt und logische Verknüpfungen geleistet werden, der Rezipient sich aber den Inhalt des so Umschriebenen selbst ins Gedächtnis zurückrufen muß. Wird bei weiterer Reduzierung der Redundanz gar auf solche Verknüpfungen verzichtet, können Sachverhalte unverbunden nebeneinander stehen und müssen durch den Rezipienten selbst in Zusammenhang gesetzt werden.

Eine zusätzliche kognitive Beanspruchung des Rezipienten bilden Fremdwörter, Fachtermini oder Abkürzungen; sie erschweren die semantische Organisation eines Textes und führen zu aufwendigen Such- und Schlußfolgerungsaktivitäten. Ein disperses Publikum macht es notwendig, so weit wie möglich vom Gebrauch solcher das Textverständnis erschwerender Wörter abzusehen.

Verhältnis Wort – Bild

Das Fernsehen hat mit seinen visuellen Möglichkeiten die Chance, die Aufnahme von Nachrichteninhalten zu erleichtern und für ein gegenüber dem reinen Zuhören verbessertes Verständnis seitens des Zuschauers zu sorgen, indem es seine Aufmerksamkeit erhöht und ihn dazu inspiriert, eigene Assoziationen und Erfahrungen zu aktualisieren.

Seit der Einführung des Blue-Screen-Verfahrens 1973, das bis dahin reine Sprechermeldungen durch statische Bilder, Grafiken oder Karten und Untertitel ergänzt, gibt es in den Nachrichtensendungen nahezu keine „unbebilderten" Meldungen mehr. Für die Visualisierung von Fernsehnachrichten sind zwei Faktoren von Bedeutung, die bestimmen, wieviel und woran erinnert wird: die Machart des Bildmaterials (besonders Bildinformation und Kameraführung bzw. Schnittechnik) und das Verhältnis vom Bild- zum Textinhalt.

Die Hintergrundgestaltung durch das Blue-Screen-Verfahren und der Einsatz von Nachrichtenfilmen im Anschluß an oder ohne Einleitung durch eine Sprechermeldung erfüllen verschiedene Aufgaben. Das Bild (Photo/Grafik/Karte) im Hintergrund, ergänzt durch eine schlagzeilenartige Textzeile (Insert), soll präzise zusammenfassend das Thema des Nachrichtenbeitrags signalisieren, so daß der Zuschauer es sofort assoziativ erfassen kann (hierzu sind eindeutige und starke Text- und Bildaussagen notwendig), um dann seine ungeteilte Aufmerksamkeit dem Inhalt der Sprechermeldung zuwenden zu können. Insofern kann das Blue-Screen-Verfahren vor allem eine „optische Krücke" für Personen sein, die aufgrund eines geringen Vorwissens oder mangelnder Konzentrationsfähigkeit sonst Schwierigkeiten hätten, das Thema einer Meldung zu erfassen. Im Zusammenhang mit dem syntaktischen Lead-Stil kommt somit der Blue-Screen-Information eine Art von einleitender Überschriftenfunktion als Spitze der Nachrichtenmeldung zu, und zwar unabhängig davon, ob diese durch einen Filmbeitrag ergänzt wird oder nicht. Eine den Inhalt der Meldung wesentlich konstituierende Funktion kann sie aber nicht erfüllen.

Eine andere Aufgabe dagegen übernehmen die Filmbeiträge einer Nachrichtensendung. Sie sind ein Resultat der Möglichkeit bzw. des Zwanges zur Visualisierung im Medium Fernsehen und sollen über den optischen Kanal das unterstützend oder illustrierend wiedergeben, was der Zuschauer/-hörer über den akustischen Kanal empfängt. Untersuchungen von Renckstorf, Edwardson et al. 1976 und Severin 1967 haben dazu ergeben, daß eine mehrkanalige Kommunikationsform, bestehend aus Bild und Ton, sich gegenüber einer einkanaligen (Bild oder Ton) als überlegen erweist, sobald sich Bild und Ton sinnvoll gegenseitig ergänzen, als gleichwertig, sofern sie sich entsprechen, also redundant eingesetzt werden, daß aber eine einkanalige Sendungsform dann vorzuziehen ist, wenn bei der mehrkanaligen Bild- und Textinhalte divergieren.[10]

Dies wird umso verständlicher vor dem Hintergrund zweier Theorien zum Verstehen und Erinnern von Informationen. Nach der Summationstheorie werden optische und akustische Reize miteinander addiert; verschiedenartige Reize würden also einen höheren kognitiven Aufwand erforderlich machen als einander überlappende oder sich gegenseitig erklärende Stimuli. Nach der Selektionstheorie (Broadbent- oder Bottleneck-Theorie) führt die gegenüber eintreffenden Informationen begrenzte Verarbeitungskapazität dazu, bei einer Überforderung durch eine übergroße, auf zwei Kanälen vermittelte Menge von Informationen den „Input" eines Kanals auszusondern; die hiermit verbundene Ablenkung bzw. Konzentrationsstörung erschwert die Aufnahme einer Nachrichtenmeldung.

Die bildliche Darstellung von Nachrichten verleiht den Meldungen Authentizität und Glaubwürdigkeit, so daß die vorgeführte „Augenzeugenschaft" an der Wahrhaftigkeit des Berichteten keinen Zweifel aufkommen zu lassen scheint. Daß das Bildmaterial aber den gleichen Selektionsmechanismen wie

das Textmaterial unterliegt, mit bestimmten Intentionen zusammengestellt wird und neben der informierenden auch eine kommentierende Wirkung hat, bleibt dem Zuschauer im allgemeinen verborgen. Dadurch, daß er sich selbst als Beteiligter, der „dabei" ist, fühlen kann, hält er Beeinflussungen in der Urteilsfindung für unmöglich und vertraut nur seiner eigenen Wahrnehmung des Gezeigten, ohne sich dessen Gemachtheit und Gefiltertsein durch den Einfluß vor allem des Kamera- und Schnittpersonals bewußt zu machen. Somit vertreten die Fernsehnachrichten im Text wie im Bild den Anspruch, wahre Abbilder der Realität zu sein.

Darstellungsform, Präsentation und Thema: Fernsehnachrichten fallen zwar unter das Genre der Nachrichten, weisen aber ein breites Spektrum journalistischer Gattungen auf, vom Bericht bis zum Kommentar, vom Interview bis zur Rede. Nach Renckstorf besteht ein signifikanter Zusammenhang zwischen der Darstellungsform einer Nachricht und der Erinnerungsleistung des Rezipienten, allerdings in Abhängigkeit von dessen formaler Bildung. Er unterscheidet bei den Darstellungsformen pure, visuell nicht aufbereitete Studioformen wie „Studioredakteur on", den Studiokommentar, aber auch das Schaltgespräch, dann die visuell aufbereiteten Studioformen, die mit optisch/verbalen und/oder optisch/non-verbalen Informationen angereichert sind (z.B. Blue-Screen oder Studioredakteur off/sukzessive Entwicklung von Grafiken oder Tabellen) und ferner die Filmformen wie Nachrichtenfilm oder Korrespondentenbericht. Angereicherte Studioformen oder Filmformen bewirken im allgemeinen eine bessere Erinnerungsleistung als pure Studioformen, die allerdings durch jene auch fast schon vollständig ersetzt sind.

Unabhängig von Sprache, Darstellungsform und Thema vermitteln paraverbale Aspekte seitens des Studiosprechers und der Korrespondenten metakommunikativ bestimmte Einstellungen und Meinungen über die verlesenen Inhalte. Allerdings ist der Sprecher dazu angehalten, sich jeder überflüssigen Akzentuierung, Hervorhebung und mimischer oder gestischer Ausdrucksweisen zu enthalten, da die Forderung nach neutral-distanzierter Präsentation der Nachrichten jede Beeinflussung verbietet. Dementsprechend schränken die Studiosprecher den Gebrauch paraverbaler Mittel so weit wie möglich ein und fungieren als eine Art von „Sprechmaschinen"[11]. Dagegen fällt der oft persönlich gefärbte Betonungs-, aber auch Formulierungsstil der Korrespondentenberichte auf.

Ebenfalls in den Bereich paraverbaler Präsentation fallen Sprechgeschwindigkeit und Intonation bzw. Sprechpausen. Die Sprechgeschwindigkeit schreibt dem Rezipienten das Tempo vor, in dem er die Informationen aufnehmen und verarbeiten muß. Notwendigerweise steigt im Zuge zeitökonomischer Präsentation die Sprechgeschwindigkeit mit der Komplexität der Sätze, denn umso mehr Informationseinheiten müssen innerhalb eines Artikulationsbogens untergebracht werden. Mit wachsender Zahl von Informationseinheiten innerhalb einer Meldung sinkt auch die Zahl der Sprechpausen, die jedoch für die Verständlichkeit eines Textes umso nötiger gebraucht werden,

je komplexer die Meldung ist. Denn diese Sprechpausen erfüllen verschiedene Funktionen: zum einen strukturieren sie den Text einer Meldung, indem sie ihn gemäß der Satzzeichen in sinnvolle Abschnitte gliedern, zum anderen dienen sie zur Hervorhebung neuer und wichtiger Informationen, indem sie ihnen nachgestellt werden, und desweiteren ermöglichen sie dem Rezipienten, insbesondere zwischen zwei Themen, das Gehörte zu verarbeiten und sich dem Folgenden mit voller Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die oft fehlende Gliederung vor allem komplexer Texte, die in einem monoton einschläfernden Sprachfluß vorgetragen werden, erschwert also zusätzlich das Verständnis.

Renckstorf aber wie auch andere (MacDaniels, Booth) stellte fest, daß das Verhalten des Rezipienten gegenüber den Fernsehnachrichten, sein Aufnahme-, Erinnerungs- und Verständnisvermögen weit weniger durch die Darstellungsform, Präsentation und Aufarbeitung der Meldungen beeinflußt wird als vielmehr durch das Thema, ja daß die Präsentationsform nur eine untergeordnete Rolle bei Themen spielt, die den Rezipienten stark ansprechen, und daß dieser ihn interessierende Themen, die er verstehen will, trotz Sprachbarrieren auch verstehen kann; denn das Thema beeinflußt die Wirkung semantischer und syntaktischer Faktoren des Nachrichtentextes. Dies gilt allerdings in Abhängigkeit von der durch die Sozialisation bewirkten Situation, Interessenlage und Motivation des Zuschauers. Sozialisation, Situation und Aktualität bestimmen über die Selektivität der Rezeption.

Meldungen, die nur ein geringes oder gar kein Spezialwissen voraussetzen (z.B. Unglücke oder Katastrophen), werden leichter verstanden und behalten als Berichte über abstrakte, komplexe oder hochspezielle Ereignisse und Tatsachen.

> Konkrete Aussagen sind verständlicher als abstrakte, Aussagen in dramatisierter, personifizierter oder 'Story-Form' /verständlicher/ als generelle Statements zu Objekten, die sich der persönlichen Betrachtung [...] entziehen.[12]

Berichte über Katastrophen, Unfälle, Kriminalfälle, Kriegshandlungen oder Sport und die sogenannten „human interest stories" erfüllen im Bereich der „soft news" alle Bedingungen für eine gute Verständlichkeit: sie eignen sich zur filmischen Darstellung, setzen ein nur geringes kontextuelles Vorwissen voraus, zeichnen sich durch eine vergleichsweise einfache Sprache, konkrete Inhalte und überschaubare Ursache-Wirkung-Zusammenhänge aus und bieten sich für eine personifizierende und dramatisierende Ausgestaltung an, die umso leichter beim Rezipienten persönliche Betroffenheit und Assoziation mit eigenen Erfahrungen auslöst.

Im Hinblick darauf, daß leichter verständliche Themen, die der Interessenlage des Rezipienten entgegenkommen, besser behalten werden, stellte Kabel sogar schon die Forderung, daß eine

> Auswahl der Neuigkeiten auch unter dem Gesichtspunkt des unmittelbaren und mittelbaren Interesses der Masse der Rezipienten

erfolgen solle und verlangte weiter eine

> Einordnung der Meldungen in den Erfahrungs und Wissensbereich vor allem der Angehörigen der Unterschichten, /eine/ verstärkte Berichterstattung aus der Arbeitswelt und dem Freizeitbereich [...] /und den/ Ausbau der regionalen Berichterstattung, die Partizipation des Rezipienten am ehesten zuläßt.[13]

Da hier allerdings die Gefahr einer präskriptiven Informationskanalisierung besteht und ein Abgleiten des Informationsniveaus auf den Level der „Regenbogenpresse" droht, ist dieser Vorschlag für die Gestaltung von Nachrichten nur bedingt ernstzunehmen. Daß aber die Angehörigen von Bevölkerungsschichten mit höherem Bildungsgrad und größerem Allgemeinwissen auch im Bereich der thematischen Gestaltung am meisten von den Fernsehnachrichten profitieren, kann als Tatsache gelten.

2. Probleme der Fernsehnachrichtenvermittlung

Visualisierung: Das Medium Fernsehen ist angewiesen auf eine Visualisierung seiner Berichterstattung. Die Visualisierungsmöglichkeiten einer Meldung beeinflussen schon die Selektion der Nachrichtenthemen, insbesondere aber dann die Darstellung der ausgewählten Meldungen. „Der Zeigezwang amputiert die Welt auf das Herzeigbare, auf eine gedankenlos abfilmbare Oberfläche."[14]

Tritt doch ein abstraktes Thema auf, so ergeben sich zwei Möglichkeiten: entweder wird es als reine Studiosprechermeldung, unterlegt mit Blue-Screen, dargeboten, oder an sich abstrakte, nicht oder nur schwierig schaubar zu machende Inhalte werden trotzdem mit Bildmaterial unterlegt. Das führt zu verschiedenen Konsequenzen:

Divergenz Text – Bild: Unterlegt man den Text eines abstrakten Themas mit der Konkretheit filmischen Bildmaterials, so läßt es sich nicht vermeiden, daß der Textinhalt vom Bildinhalt abweicht. Das kann so weit gehen, daß das Bildmaterial ohne jeden Informationswert für den Nachrichteninhalt ist und mehr nach Kriterien des Reizgehalts und der Möglichkeit, die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu wecken, zusammengestellt wird als nach seinem Informationsgehalt. Das Dilemma einer solchen „Text-Bild-Schere"[15] ist, daß die Divergenz von Text und Bild die kognitiven Prozesse des Zuschauers behindert.

> Text und Bild gehen wie eine Schere auseinander. Wenn [...] Bild und Ton so weit voneinander entfernt sind, dann kann man unmöglich beobachten und gleichzeitig bewußt zuhören. Kein Mensch kann seine Aufmerksamkeit auf inhaltlich so verschiedene Informationsquellen richten und die Information verstehen.[16]

Die Divergenz wird umso krasser, je komplizierter bzw. abstrakter der Textinhalt und je stimulierender das Bildmaterial aufgebaut ist. So wird sich der Zuschauer entweder für einen der beiden Information vermittelnden Kanäle entscheiden oder wechselnd sowohl vom einen als auch vom anderen Kanal Informationen rezipieren. Im ersten Fall fällt eine Entscheidung gewöhnlich zugunsten des reizhaltigeren Bildmaterials aus, dessen Informationsgehalt allerdings wesentlich niedriger ist als der des zugehörigen Textes, so daß der Zuschauer faktisch uninformiert bleibt bzw. über das Bild undifferenzierter und stereotyper informiert wird, als dies der Text leisten kann. Im zweiten Fall wird trotz alternierender Rezeption auch nur das Informationsmaterial eines Kanals im Langzeitgedächtnis verarbeitet. Zudem stellt die immer wieder neue Entscheidung, welchem Kanal er seine Aufmerksamkeit zuwenden soll, den Zuschauer vor ein kognitives Problem.

Aus der Divergenz zwischen abstraktem Textinhalt und konkretem Bildmaterial ergibt sich noch ein weiteres Problem: die Verstärkung „fragmentarischer Erinnerung"[17]. Auf Kosten komplexer Zusammenhänge werden eher konkrete, aber nebensächliche Details wie Zeit-, Orts- und Personenangaben erinnert.

Personalisierung: Aus der Notwendigkeit, Nachrichtenmeldungen im Fernsehen schaubar zu gestalten, ergibt sich auch die Tendenz, (gesellschafts-) politische Ereignisse vornehmlich anhand der an ihnen beteiligten oder in sie verwickelten Personen darzustellen. Statt daß ein gesellschaftlicher Tatbestand auf seine komplexen Zusammenhänge hin analysiert wird, wird er auf eine personale Ebene reduziert, insbesondere wenn die betreffenden Personen zur Prominenz zählen. Die Tendenz, prominente Personen als „Aufhänger" zu benutzen, artet oft zur reinen Selbstdarstellung aus, wenn sie eingesetzt werden, ohne Wesentliches zum gemeldeten Ereignis geleistet oder gesagt zu haben. „Position und Prestige eines Funktionsträgers /bestimmen/ seinen Marktwert für die Nachrichten."[18] Besonders intensiv wirkt sich dieser Personalisierungstrend aus, wenn er mit abstrakten, schwer schaubar zu machenden Themen zusammenfällt. Neben der Konsequenz, daß vor allem politische Zusammenhänge hinter der dargestellten Persönlichkeit verschwinden, ergeben sich durch die Personalisierung noch weitere Effekte: zum einen färbt das positive Prestige des Mediums Fernsehen auf die in ihm genannten Handlungsträger ab und verleiht ihnen eine Aura von Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit. Ein weiterer Effekt ist, daß die Manier der Politiker, wie etwas getan oder gesagt wird, wichtiger ist als das, was gesagt wird. Wortgebilde –

mögen sie noch so nichtssagend sein – werden möglichst glatt und eingängig oder aber fachspezifisch verkompliziert, jedenfalls aber medien- und publikumswirksam formuliert, um beim potentiellen Wähler Stimmung zu machen.

Noch in einer weiteren Form wird Personalisierung eingesetzt, um die Schwierigkeit der Berichterstattung über abstrakte Themen filmisch zu bewältigen. Bei Film- bzw. Korrespondentenberichten findet sich meist eine Gelegenheit, den Berichterstatter, im allgemeinen vor einer aussagekräftigen und eindeutig lokalisierbaren Kulisse, ins Bild zu rücken. Diese Möglichkeit der Identifizierung des Verfassers verleiht dem Bericht eine Note eindeutiger und persönlich verantworteter Urheberschaft und betont den Augenzeugenstatus des jeweiligen Korrespondenten und damit die Glaubwürdigkeit des Berichteten.

– **Illusion von Realität; mangelnde Hintergrundinformation:** Die Fernsehnachrichten vermitteln wie alle Nachrichten ein nur ausschnitthaftes und zudem personenabhängig ausgewähltes und dargestelltes Bild der gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit, was auch im Hinblick auf die zur Verfügung stehende Zeit nicht anders möglich ist. Da dem Zuschauer aber die Selektions- und Produktionsmechanismen der Nachrichtenübermittlung verborgen bleiben und die Berichterstattung auch den Anspruch vertritt, objektiv und vollständig über die Ereignisse der täglichen Realität zu informieren, besteht die Gefahr, daß das Berichtete vom Zuschauer unreflektiert mit der tatsächlichen Realität gleichgesetzt wird und er darüber das subjektiv beeinflußte Gemachtsein der Nachrichten vergißt.

Hinzu kommt, daß dem Zuschauer in kürzester Zeit völlig verschiedenartige Informationen, die größtenteils jeden Zusammenhang miteinander vermissen lassen, dargeboten werden und daß aus Gründen der Zeitökonomie Problemzusammenhänge und Hintergrundinformationen wie die historische Entwicklung, die zu bestimmten Ereignissen geführt hat, oder sozioökonomische Zusammenhänge ausgeklammert werden, obgleich diese einen unerläßlichen Beitrag zum Verständnis des Berichteten leisten. Der Zuschauer ist also zu einem hohen kognitiven Aufwand genötigt, um „the truth behind the facts" zu erkennen, was ihm oft ohne zusätzliche Informationen aus anderen Quellen gar nicht möglich ist. Der Redakteur Abend spricht allerdings in diesem Zusammenhang von einem „Informationsverbund des Fernsehens" und konstatiert:

> Den Eindruck einer Scheibchenwelt kann eigentlich nur der gewinnen, der sich im Fernsehen und in anderen Medien nur sporadisch informiert. Darauf aber können Nachrichtensendungen keine Rücksicht nehmen.[19]

Daß beim Publikum der Fernsehnachrichten kontinuierliches Sehen vorausgesetzt wird, läßt sich daran beobachten, daß bei Themen, die über längere Zeiträume hinweg das Nachrichtengeschehen bestimmen, Hintergrundinfor-

mationen nur zu Beginn ihres Erscheinens gegeben werden, ein solcher „Dauerbrenner" also als eine Art von „Fortsetzungsroman" konzipiert ist, bei dessen jeweils neuen Folgen das Wissen um vorangegangene Beiträge vorausgesetzt werden kann. Neue Details werden, wenn sie spektakulär genug sind, eine (überraschende) Wende im Geschehen eintritt, das Bewußtsein über die andauernden Geschehnisse wieder aufgefrischt werden soll oder einfach mit immer aktuellen „Konserven" Lücken in der Nachrichtensendung gestopft werden müssen, berichtet, ohne daß Hintergrundinformationen über Entwicklung und Umstände rekapituliert werden. (Dabei muß allerdings für den Rezipienten der Eindruck entstehen, als ob das Berichtete nur dann aktuell ist, wenn es in den Fernsehnachrichten erscheint.)

Im allgemeinen aber wird an erläuternden Hintergrundinformationen gespart, was nicht zum Verständnis des Berichteten beiträgt und den Eindruck einer „Scherbenwelt" durch die Berichterstattung über nur oberflächlich evidente Fakten entstehen läßt.

– **Behinderung kognitiver Prozesse:**

Probleme der Nachrichtenfilme: Die Nachrichtenfilme beziehen ihre Informationsdichte aus der hohen Anzahl verschiedener, durch Schnitte getrennter Einstellungen und der vielen Kamerabewegungen, die eine Bildinformation für jeweils nur wenige, meist durchschnittlich zwei bis fünf Sekunden darbieten. (Ruhige Bilder werden kürzer gezeigt, bewegte länger.) Eine so schnelle Abfolge von Einstellungen aber stellt eine kognitive Überforderung dar, da das menschliche Wahrnehmungsvermögen für die optische Erfassung eines Bildes ca. sechs Sekunden benötigt. So liegt die Vermutung nahe, daß das Bildmaterial nicht aufgrund seines Informationswertes, sondern aufgrund seiner stimulierenden Eigenschaften eingesetzt wird, zumal diese deutlich überwiegen und sogar vom Text als Hauptübermittler von Information ablenken. Der hohe, „augenkitzelnde" Reizgehalt resultiert aus einer Reihe kamera- und schneidetechnischer Tricks, die die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf sich ziehen. So werden die Bilder künstlich bewegt, indem entweder mit vielen kontextunabhängigen Kamerabewegungen (Zooms, Schwenks, Perspektivwechsel, Schärfenwechsel) gearbeitet wird, selbst wo statische Gegenstände im Bild erscheinen, oder Schnitte die bewegtesten Teile der Bilder in Ausschnitten montieren. Bewegungslosigkeit erscheint nur selten im Bild. Dabei werden Emotionen ansprechende Bildinhalte akzentuiert, indem sie künstlich intensiviert werden, z.B. durch Detailvergrößerungen oder Schärfenwechsel. Unter Berücksichtigung der Aneinanderreihung oft völlig zusammenhangloser Bilder entsteht so ein „disparater Bildersalat"[20], der von den Textinhalten ablenkt und dem Rezipienten eine solche Fülle von Bildern anbietet, daß dieser sich letztendlich informiert fühlt und der Authentizität der Meldungen vertraut, ohne wirklich etwas verstanden oder verarbeitet zu haben.

Probleme der Nachrichtensprache:

> Die Sprache [...] der Fernsehnachrichten gehört in ihren prägnanten Merkmalen einem Sprachsystem an, das den meisten Rezipienten nicht zur Verfügung steht. Diejenigen Momente aber, die diesen im Bernsteinschen Sinne elaborierten Code der Kommunikation erschließen, [...] fehlen.[21]

Wird die Dekodierung und Einordnung der eingehenden Informationen erschwert, behindert oder verhindert dies das Verstehen des Nachrichtentextes. Eine solche Behinderung bilden im Bereich der Semantik z.B. Fremdwörter, Fachausdrücke oder Abkürzungen. Obgleich der Journalist hier eine Übersetzerfunktion wahrnehmen müßte, ist doch eine Vielzahl semantischer „Stolpersteine" innerhalb jedes Fernsehnachrichtentextes zu finden. Es wimmelt von wenig populären Abkürzungen, fachsprachliche Ausdrücke treten vor allem im Bereich der Wirtschaft, Verteidigungspolitik und Jurisprudenz auf, Fremdwörter treten vor allem im Bereich fachsprachlicher Termini auf, werden oft aber auch in Zusammenhängen gebraucht, die den Einsatz leichter verständlicher Wörter zugelassen hätten. Werden aber einzelne Wörter nicht verstanden, so bleiben unter Umständen ganze Textpassagen unverständlich oder es ergeben sich „Knicke im Verstehensprozeß", insofern als „vorhergehende Aussagen schneller vergessen und folgende Aussagen schlechter verstanden werden."[22]

Erschwerend für das Textverständnis wirkt auf syntaktischer Ebene auch der Gebrauch des Nominalstils, der im Vergleich zu mehrdimensionalen Haupt- und Nebensätzen unübersichtlich und kompliziert erscheint und auf komprimiertestem Raum eine Information an die andere reiht.

Probleme der Themenkonzeption: Der mangelnden Redundanz durch komprimierten Nominalstil und hochgradige semantische Implizitheit auf der sprachlichen Ebene und der hohen Zahl schnell wechselnder Einstellungen im Bereich des Nachrichtenfilms entspricht auf der Ebene der Inhaltskonstitution die Behandlung möglichst vieler als nachrichtenrelevant befundener Themen in der vorgegebenen Zeit. Dem Zuschauer bleibt nur die Wahl, entweder alle dargebotenen Fakten oberflächlich zu konsumieren, was eine Organisation der Informationen innerhalb des Vorwissens und damit ihre Verarbeitung im Langzeitgedächtnis verhindert, oder selektiv zu rezipieren und seine Konzentration und kognitive Aktivität nur einer Meldung unter Auslassung der übrigen zu widmen.

3. Zusammenfassung

Abschließend läßt sich zusammenfassen: Die Postulate der Fernsehnachrichtengestaltung und -vermittlung nach Objektivität, Vollständigkeit, Aktualität und Verständlichkeit werden, normativ betrachtet, nur unzureichend erfüllt,

was allerdings durch den zeitlichen Rahmen einer Nachrichtensendung zum Teil notwendig bedingt ist. Hinzu kommt, daß sich die Fernsehnachrichten zwar an ein disperses Publikum richten, aber eine Untersuchung der Berichterstattung vermuten läßt, daß sich nicht jede Meldung an jeden Rezipienten richtet, sondern daß die Nachrichten eher als Angebot zu begreifen sind, in dem sich für jeden etwas ihn Ansprechendes finden läßt.

> Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen.
> Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
> Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.
> Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.[23]

Anmerkungen

[1] FUNKE, H.-J.: *Die Haupt- und Spätausgabe der Tagesschau.* Berlin 1978, S. 21.

[2] KÜBLER, H.-D.: *Die Aura des Wahren oder die Wirklichkeit der Fernsehnachrichten,* S. 251. In: Kreuzer/Prümm (Hg.): *Fernsehsendungen und ihre Formen.* Stuttgart 1977, S. 249-289.

[3] KÜBLER, a.a.O., S. 264.

[4] HUTH, L. et al.: *Nachrichten sehen – Nachrichten verstehen – Nachrichten verwenden,* S. 403.In: *Publizistik* 22 (1977), S. 403–418.

[5] BALLSTAEDT, S.-P.: *Nachrichtensprache und Verstehen,* S. 227. In: Kreuzer, Helmut (Hg.): *Fernsehforschung und Fernsehkritik,* Beiheft 11, Göttingen 1980, S. 226-241.

[6] FÜHLAU, I./H. WOHLERS: *Tagesschauerliches aus Hamburg,* S. 400. In: Publizistik 22 (1977), S. 397-402.

[7] BALLSTAEDT, a.a.O., S. 234.

[8] KÜBLER, a.a.O., S. 266.

[9] KÜBLER, a.a.O., S. 256.

[10] vgl. KÜBLER, a.a.O. S. 270.

[11] BALLSTAEDT, a.a.O., S. 237.

[12] HUTH, S.: *Verstehen und Behalten von Nachrichtensendungen,* S. 131. In: *Fernsehen und Bildung* 13 (1979), H. 1/2

[13] HUTH, S., a.a.O., S. 134.

[14] KÜBLER, a.a.O., S. 265.

[15] HUTH, S., a.a.O., S. 125.

[16] HUTH, S., a.a.O., S. 125.

[17] HUTH, S., a.a.O., S. 127.

[18] KÜBLER, a.a.O., S. 263.

[19] FÜHLAU/WOHLERS, a.a.O., S. 398.

[20] HUTH, S., a.a.O., S. 124.

[21] BALLSTAEDT, a.a.O., S. 227.

[22] HUTH, S., a.a.O., S. 120.

[23] GOETHE: *Faust I*, Verse 95-97. München 1986

Rezensionen

Carl Steiner: Karl Emil Franzos, 1848-1904. Emancipator and Assimilationist. – New York, Bern, Frankfurt am Main, Paris: Lang 1990

Das Interesse für Karl Emil Franzos ist in der letzten Zeit bedeutend in den Vordergrund getreten. Die neue Ausgabe seines vielleicht besten Romans *Der Pojaz* mit dem Nachwort von Jost Hermand, die nach langer Zeit wieder herausgegebenen Ghettogeschichten, die verschiedensten Aufsätze in den letzten Jahren sind Zeugen dieses steigenden Interesses. Nach den einzelnen Versuchen der Fachliteratur über Franzos präsentiert Steiner mit diesem Buch eine die bisherigen Ergebnisse umfassende Biographie.

Zu seinen Lebzeiten war Franzos einer der bekanntesten Schriftsteller. Den Durchbruch erreichte er mit der Novelle *Das Christusbild*, die ihn auf einmal berühmt machte. In der auf ein persönliches Erlebnis zurückgreifenden Novelle schildert er, wie sehr Vorurteile über Gefühle in das Schicksal des Einzelnen hineingreifen. Die christliche Braut des jüdischen Jünglings kann sich darüber nicht hinwegsetzen, daß sie einen Juden heiratet. In ihrem Absagebrief schreibt sie: „Mir bricht das Herz, aber Sie sind ein Jude". Dieser Satz gilt fast als Motto für das spätere Leben von Franzos und für sein Werk: das Problem der Mischehe als möglicher Weg der Assimilation wurde zum zentralen Thema. In dem Kapitel *A German Jew or a Jewish German?* schildert Steiner feinfühlig den inneren Weg von Franzos und seinen Figuren zwischen Judentum und Deutschtum. Der äußere Weg von Franzos führte ihn als Journalist und Korrespondent zu verschiedenen Zeitschriften, wie zum Beispiel zum *Pester Journal*, zum *Ungarischer Lloyd*, und zum *Pester Lloyd*. Nach seinem Aufenthalt in Ungarn kehrte er wieder nach Wien zurück und war bei der *Neuen Illustrierten Zeitung*, und dann bei der von ihm in den Berliner Jahren gegründeten *Deutsche Dichtung* tätig. Diese literarischen Zeitungen redigierte er als Deutscher, nicht als Jude. Dieses sich als Deutscher behaupten wollen begleitete nicht nur ihn auf seinem ganzen Lebensweg, sondern ist für seine ganze Epoche und für zahlreiche seiner Helden charakteristisch. Nicht nur einzelne Lebenswege und literarische Helden werden in Steiners Buch behandelt, sondern das politische, soziale und kulturelle Umfeld, in das diese Schicksale eingebettet waren. Wir können viele interessante Einzelheiten über das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden, über den Antisemitismus nicht nur auf deutschsprachigem Gebiet, sondern auch in Ost-Europa, erfahren. Als Antwort darauf werden demonstrativ die beiden Wege dargestellt: die von Franzos propagierte Assimilation und der von Theodor Herzl vertretene Zionismus.

In den folgenden drei großen Kapiteln behandelt Steiner fast das ganze Lebenswerk von Franzos: *The* Halb-Asien *Trilogy*, *The Stories of Barnow and Other Non-Hassidic Tales*, und *A Novelistic Masterpiece and Other Novels*. Diese lassen sich schwer in den literarischen Naturalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts einordnen. Die politischen, philosophischen und ethischen Ansichten seiner Erzählungen werden nicht von Nostalgie getragen, sondern wurzeln tief in den gesellschaftlichen Realitäten. Und Franzos konvertierte diese gesellschaftliche Realität meisterhaft in literarische Themen: die Enge des osteuropäischen Ghettos, die ausgehungerte Sehnsucht nach aufgeklärter, europäischer Bildung, die Idealisierung der freien Wahl in Liebe und Heirat und überhaupt die Sprengung aller religiösen und gesellschaftlichen Tabus. Sein „Meisterstück", der Roman unter dem Titel *Der Pojaz*, der erst kurz nach seinem Tod erschien, obwohl er ihn bereits mehr als zehn Jahre früher beendet hatte, ist eine Zusammenfassung seiner Themen und Motive. Carl Steiner läßt uns auch hier hinter die Kulissen schauen: was war der Grund, daß Franzos gerade dieses, auch von ihm für ein Meisterwerk gehaltene Buch nicht selbst veröffentlicht hatte, welches waren jene „dunkle[n] Mächte", die von seiner Frau Ottilie in der posthumen Edition erwähnt wurden, aber angeblich bei der Verzögerung der Ausgabe keine Rolle spielten? Steiner zitiert auch die Begründung von Franzos selbst, der unter anderen Gründen den Antisemitismus angibt.

Das Nachleben des Lebenswerkes ist das Thema des abschließenden fünften Kapitels *The Literary and Socio-Cultural Legacy*. Steiner gibt einen hervorragenden Überblick über die Rezension von Franzos und erhellt die Gründe, warum er bald nach seinem Tod für lange Jahrzehnte vergessen wurde. Sein Verdienst, Georg Büchner neuentdeckt und herausgegeben zu haben, die Tatsache, daß die Werke von Franzos in 16 Sprachen übersetzt wurden, konnten ihn nicht von der Vergessenheit retten.

Péter Varga
Budapest

Reinhard Farkas: Hermann Bahr. Dynamik und Dilemma der Moderne. – Wien, Köln 1993

Der literaturwissenschaftliche Forschungsstand über Hermann Bahr, den "Herrn Adabei" oder die "Wetterfahne der Kaffeehausintellektuellen" ist bescheiden. Seit 1945 sind im deutschen Sprachraum immer wieder einzelne Arbeiten über Bahr erschienen. Von einer systematischen Bahr-Forschung konnte jedoch kaum die Rede sein. Hermann Bahr, der von Otto Julius Bierbaum ein "Feuergeist" seiner Zeit genannt wurde, der ein wichtiger Zeuge für die Diskussionen um und über die literarische Moderne der Jahrhundertwende war, ist ziemlich in Vergessenheit geraten. Erst neuere Arbeiten von Donald G. Daviau (*Der Mann von Übermorgen. Hermann Bahr 1863-1934*, Wien 1984), von Rainer Dittrich (*Die literarische Moderne der Jahrhundertwende im Urteil der österreichischen Kritik*, Frankfurt am Main 1988) und von Reinhard Farkas (*Hermann Bahr. Prophet der Moderne. Tagebücher 1888-1904*, Wien,Köln,Graz 1987) erschienen wie Sterne am Himmel der Bahr-Forschung.

Besonders die neue Monographie *Hermann Bahr. Dynamik und Dilemma der Moderne* von Farkas stellt auf der Grundlage der biographisch-historischen Methode eine Neuinterpretation des Lebens und Wirkens Bahrs dar, die sich gegen das gängige Bild der Literaturgeschichte stellt, das Georg Lukács folgendermaßen einprägsam formulierte: "[...] Hermann Bahr, der vom Naturalismus bis zum Surrealismus vor jeder neuen Mode als Tambourmajor einherstolzierte, um jede Richtung, ein Jahr, bevor sie aus der Mode kam, zu überwinden." (Georg Lukács: *Es geht um den Realismus*. In: H.-J. Schmidt (Hrsg.): *Die Expressionismusdebatte*. Frankfurt am Main 1973, S. 217. f.) Erstmals wird hier detailliert der wechselhafte Weg des Schriftstellers vom Burschenschaftler der Albia zum Ästhetizisten, vom besessenen Erotiker zum bußfertigen Katholiken nachgezeichnet. Farkas stellt Bahr als Zentralfigur der Wiener Moderne dar, dessen vielschichtige Interessengebiete (Studium in Wien und Berlin, S. 16. f.) und Widersprüchlichkeiten im Wesen als "homo duplex" (Lebensphilosophie, pädagogische Ansätze, [...]) aufgezeigt werden. Er weist auch auf die für Bahr meinungsbildenden Einflüsse hin. Aus dem großdeutschen Antisemiten wird aufgrund der Vorlesungen von Adolph Wagner ein Sympathisant der sozialistischen Bewegung; aufgrund seiner Berliner Kontakte ("DURCH"-Kreis) wird Bahr Naturalist, aufgrund seiner Auseinandersetzung mit den dualistischen Ansätzen der Moderne von Eugen Wolff gelangte er zu seinem eigenen Modernekonzept; aufgrund eines mehrmonatigen Studienaufenthaltes in Frankreich (Beschäftigung mit der französischen Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts, der kritischen Rezeption französischer Aufklärer – besonders der naturalistischen Dekadenzkritik Rousseaus -, der französischen Psychologie und einem beachtlichen Spektrum religiöser Perspektiven) modifiziert er seine weltanschauliche Haltung entscheidend und wird der Verteidiger und "Majordomus" der Wiener Moderne; aufgrund der Konversionsbewegung der Renouveau catholique, seiner zweiten Frau Anna von Mildenburg und seines Älterwerdens erfolgt der Weg von einem Argumentator gegen die christliche Religion, die er als "Nichtsein" ablehnt, zu einem praktizierenden "neobarocken" Katholiken.

Der besondere Wert dieser Arbeit liegt einmal in der Einbeziehung des noch nicht veröffentlichten Nachlasses wie z.B. jener sechs zusammenhängenden Schreibhefte, die mit dem Titel *Das spanische Buch* bezeichnet sind, die in eine noch wenig erforschte Periode der vom August 1889 bis Anfang 1890 unternommenen Reise nach Spanien und Marokko Einblick gewähren und sich "als exakte Seismographie dekadenter Zerfallenheit von Physis und Psyche, Rationalität und Emotionalität, von Bewußtsein und Unterbewußtsein" (S. 29.) erweisen. Zum anderen wird aufgezeigt, in welcher engen und komplexen Beziehung das Leben und das schriftstellerische Werk Bahrs stehen und wie das Schreiben diesem half, seine Lebensgeschichte zu bewältigen bzw. aufzuarbeiten. Des weiteren setzt sich Farkas wegen neuer erschlossener Dokumente kritisch mit bisherigen Veröffentlichungen (Erich Widder, Niki Wagner, Donald G. Daviau) auseinander. Besonders bezieht er Position gegen Ansätze des Letztgenannten, der unter anderem die Morbidität (S. 20. u. 68.) Bahrs nicht beachtete und das Streben zur Überwindung der "liberalistischen Weltauffassung und Sinnkonstruktion" mit dessen Treue zur Donaumonarchie begründete und nicht in der Ideologie des Dichterjournalisten (S. 91).

Zu kurz scheint mir die Auseinandersetzung mit dem **Naturalismus**, dem norddeutschen Naturalismus, zu kommen, der für Bahr und auch andere Vertreter des "Jungen Wien" (Eduard Michael Kafka, Friedrich Michael Fels, [...]) ursprünglich **die "Moderne"** gewesen ist. Man spürt hier eine in Österreich weit verbreitete Auffassung, daß es nichts anderes als die Décadence-Bewegung, eben nur Neuromantik, Symbolismus und Impressionalismus, aber keinen Naturalismus gegeben habe.

Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Verfasser jedes Kapitel wie das Vierte *Dasein und Sexualität* mit einer Zusammenfassung abgeschlossen hätte, um dem literarisch interessierten Leser das Wesentliche noch einmal hervorzuheben.

Aufgrund der langen, durchdringenden und qualifizierten Beschäftigung mit dem Werk und Leben Hermann Bahrs möchte ich dieses aus fünf Kapiteln (Biographischer Umriß, Entfaltung der Moderne, Weltanschauung der Moderne, Dasein und Sexualität, Das Bild der Frau) bestehende und sich mit der WIENER MODERNE auseinandersetzende Buch allen in diese Periode "EINGELESENEN" und mit der "POSTMODERNE-BEFASSTEN" sehr empfehlen.

Karlheinz Auckenthaler
Szeged

Viktor Suchy: Studien zur österreichischen Literatur. Zum 80. Geburtstag. Hg. von Heinz Lunzer. Zirkular, Sondernummer 32, November 1992

Die Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus (Wien) hat ihren einstigen Begründer und langjährigen Leiter Viktor Suchy mit einer Festschrift zum 80. Geburtstag geehrt. Es ist eine eigenartige Festschrift, die gleichzeitig literaturwissenschaftliche und -kritische Schriften des Jubilars aus viereinhalb Jahrzehnten vereinigt und einen Einblick in seine weitverzweigte wissenschaftliche und kritische Tätigkeit gewährt.

Der Titel verspricht *Studien zur österreichischen Literatur* und der Band löst das Versprechen glänzend ein. Dies setzt, wie Suchy selbst in der Studie *Kontinuität und Traditionsbruch in der österreichischen Dichtung der Gegenwart* (1975) feststellt, „den Glauben oder das mehr oder minder gesicherte Wissen voraus, daß es so etwas Ähnliches wie Wesenszüge des Österreichers gibt, die konstant geblieben sind und die sich in der österreichischen Dichtung zeigen" (S. 150). Also ein Festhalten an der spezifisch österreichischen Tradition, die sich für Suchy aus zwei Komponenten zusammensetzt: dem „Habsburgischen Mythos" (Claudio Magris), von Hofmannsthal, Schaukal und Wildgans zur „österreichischen Idee" als konservativen Staatsidee umgestaltet, und den Leistungen der Wiener

Moderne, die nach Suchy keinesfalls eng literarhistorisch aufzufassen ist, sondern geistesgeschichtlich die neopositivistische Philosophie Machs und Wittgensteins sowie die Psychoanalyse Freuds ebenfalls mit einbegreift.

Jedoch entgeht Suchy der Gefahr des Traditionalismus, die eine zu starke Einengung des Blickes auf das ehrwürdige Alt-Österreich und die Doppelmonarchie sicherlich mit sich bringen müßte. Er wahrt von Anfang an die Europäische Perspektive – bereits in seiner 1952 entstandenen Studie *Zukunftsvisionen des 20. Jahrhunderts. Der utopische Roman der Gegenwart als Diagnose der Zeit* bespricht er neben deutschsprachigen Autoren englische Anti-Utopisten wie Huxley und Orwell –; außerdem steht er selbst der Gültigkeit jener Tradition für Gegenwart und Zukunft eher skeptisch gegenüber. Diese Einstellung ermöglicht, daß er stets aufgeschlossen bleibt für neue und neueste Erscheinungen in Kunst und Literatur: über konkrete und experimentelle Poesie in der österreichischen Nachkriegsliteratur schreibt er genauso spannend wie über Grillparzers *Melusina*, die er einer gründlichen und weitverzweigten stoff- und motivgeschichtlichen Untersuchung unterzieht.

Es gilt also auch für ihn der Satz Friederike Mayröckers, den er öfters zitiert: „die signale [...] sie kommen von allen seiten."

Das Gesamtmaterial des Bandes überblickend, fallen zwei Grundzüge in Suchys Schaffen ins Auge: Vielfalt sowie Konstanz und Konsistenz. Vielfalt, was die behandelten Themen, Gattungen, Epochen und Autoren sowie die dabei angewandten Untersuchungsmethoden betrifft – er setzt seine Methoden, die von der Stoff- und Motivgeschichte über die Ideologiekritik, Soziologie und Politologie bis hin zur Psychoanalyse in der Nachfolge C. G. Jungs reichen und die er alle souverän beherrscht, an jeder einzelnen Stelle funktional ein. Gleichzeitig aber Konstanz und Konsistenz, weil er in seinem ganzen mehr als vier Jahrzehnte übergreifenden Schaffen als Literaturwissenschaftler und -kritiker konsequent jenen Weg gegangen ist, den er in seinen frühen Schriften *Katholizismus und Literaturwissenschaft* (1947) bzw. *Kritik als diagnostische Kunst* (1960) für sich selber programmatisch abgesteckt hatte: den Weg einer eminent humanistischen Literaturwissenschaft und Literaturkritik, die die engen Grenzen ihres Gegenstandes überschreitend stets engagiert zu der Lösung von Zeitproblemen beizutragen suchen.

Imre Kurdi
Budapest

Wolfram Malte Fues: Poesie der Prosa, Prosa als Poesie. Eine Studie zur Geschichte der Gesellschaftlichkeit bürgerlicher Literatur von der deutschen Klassik bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. – Heidelberg: Carl Winter 1990 (= Probleme der Dichtung, Studien zur deutschen Literaturgeschichte, 22)

Das in dem Untertitel angegebene Thema behandelt die im Sommer 1987 an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel als Habilitationsschrift eingereichte Arbeit von Wolfram Malte Fues in vielfacher Hinsicht, aber mit gewissen Schwerpunkten.

Im Zeichen des Hegelschen Gedanken vom Ende der Kunst und der Vorstellung Heinrich Heines vom Ende der Kunstperiode führt uns nämlich der Verfasser in die Problematik der Herausbildung einer gesellschaftlich engagierten Kunstauffassung ein, die im Rahmen der Abhandlung historisch in der erwähnten Zeitspanne und gattungstheoretisch mit dem Begriff „bürgerliche Erzählprosa" belegt wird. Als Ausgangspunkt dient neben den umfassenden philosophischen

Grundlagen ein konzeptionell interessanter, modellhaft aufgefaßter Kunstgriff: Fues untersucht konkret nur die am meisten „realistische", d.h. wirklichkeitsbezogene Gattung der Literatur, die Epik, und innerhalb dieser Gattung nur das neuzeitlich bedingte Genre, den Roman. Dabei stellt er die Frage, ob und inwieweit die sich allmählich verstärkende bürgerliche Gesellschaft an ihrer Kunst interessiert ist; was die literarische Konkretisierung von Kunst überhaupt bedeutet.

Die moderne, bürgerliche „Epopöe" (Hegel) wird mittelbar, in Form von einer vielschichtigen Rezeption zahlreicher Romantheorien des 19. Jahrhunderts dargeboten. Nach Meinung des Verfassers besteht die Bedeutung der zitierten Überlegungen darin, daß sie eine in erwünschtem Maße adäquate und authentische literarische Darstellungsform oder aber künstlerische Entsprechung der zeitgenössischen bürgerlichen Wirklichkeit fast ausschließlich in dem verhältnismäßig jungen Genre des Romans erblickten. Die erklärende Darstellung und logische Klassifizierung (einschließlich der treffenden Einschätzung) dieser Vorstellungen bilden die Vorzüge der Studie, in der auch eine sichere und wahrscheinlich endgültig klärende Handhabung von Schlüsseldefinitionen keine Nebensache ist.

Demnach ist die Erzählprosa (in erster Linie der Roman) die wirklich charakteristische literarische Kunstform, die in der neueren ("bürgerlichen") Epoche der Menschheit noch interessant, für die besten Schriftsteller überhaupt „möglich" ist. Sie kommt einerseits als ein fast kunstloses Gebilde zustande, stelle aber andererseits eine ausgezeichnete Ausdrucksmöglichkeit der sowieso in Prosa aufgehenden, rationalistisch eingestellten Gesellschaft dar. Als solche ist sie aber zugleich auch die Wiedereroberung der Kunst für diesen Menschenkreis. In diesem Zusammenhang besäße der sich durchaus auf die (sogenannte) Wirklichkeit konzentrierende realistische Roman wesentliche Charakterzüge einer idealistischen Poesie, sie erschiene ohne weiteres als ein neues, mit den anderen ebenbürtiges Genre der Dichtung: Der Ausdruck „Poesie der Prosa" bliebe also letzten Endes keine seltsame, gar merkwürdige Sache mehr, sondern verstünde sich von selbst, die „Roman-Poesie" (J. G.) wäre eine weitgehend **reale** Verwirklichung der neueren literarischen Anforderungen. Eine Erscheinung schließlich, die – wie die übrigen Sachverhalte der Kunstästhetik – nicht zu bezweifeln, sondern ausführlich zu erörtern wäre.

Diese Erkenntnis in solcher Konzentration ist ein Verdienst des Verfassers, geht aber in ihren Einzelheiten auf eine große Anzahl von zeitgenössischen Feststellungen zurück. Als Fazit formuliert Fues: „Der Roman, der immer mehr zum wichtigsten Mittel bürgerlich-literarischen Selbstausdrucks wird, kann sich diesem (dem, J. G.) Realismus nicht entziehen." Das heißt: Wolfram Malte Fues traf eine sehr günstige Wahl, als er das für das bürgerliche Zeitalter kennzeichnende Genre des Romans mit dem Ziel der Veranschaulichung des Literaturprozesses im 19. Jahrhundert zum Objekt seiner Darstellung machte. Auf einer anderen Ebene bedeutet dies jedoch, daß auch das Selbstverständnis des Autors nur unter diesen Umständen eindeutig im Rahmen eines wissenschaftlichen „Realismus" (als Medium einer vollkommen modernen Methode) erscheinen kann. Denn die Tiefenstruktur der besprochenen literaturhistorischen Epoche erschließt sich in essentieller Form vor allem in den hier analysierten Arbeiten; der wirtschaftlich eindeutig (teils auch gesellschaftlich) führende Stand, das reiche Bürgertum – den anderen führenden Schichten der Geschichte ähnlich – vermag samt seinen kunstideologischen Vorstellungen, der deutschen Eigenart gemäß, für den heutigen Leser am besten in den wissenschaftlich orientierten Werken des Zeitalters existent zu werden.

Das Schaffen eines Stifters, Kellers oder Fontanes spielt demgemäß in dieser Abhandlung im Verhältnis zu den interpretierten Arbeiten von Wolfgang Menzel, Heinrich Laube, Theodor Mundt, Ludolf Wienbarg, Julian Schmidt, Friedrich Theodor Vischer u.a. bloß die Rolle einer anspruchsvollen Illustration. Die ausgelegten Werke der „poetischen Realisten" unterstreichen aber schon durch ihre Anwesenheit die gute Umsetzungsmöglichkeiten der Theorien von Fues in die Praxis, verstärken den Eindruck, daß es sich hier um einen großangelegten, zeitgemäßen und originellen Versuch handelt, der – wenn nicht als „epochemachend", wie der untersuchte Ansatz der bürgerlichen Romantheorie, so doch – als ein bedeutendes praktisches (nicht nur theoretisches) Unternehmen hinsichtlich der heute gültigen wissenschaftlichen Denkweisen erscheint.

József Grudl
Veszprém

Harald Fricke: Literatur und Literaturwissenschaft. Beiträge zu Grundfragen einer verunsicherten Disziplin. – Paderborn, München, Zürich: Schöningh 1991

Ein heikles, doch unbedingt nötiges Unterfangen hat der Autor mit diesem Sammelband gewagt. Als Literaturwissenschaftler hat er sich und seine Kollegen Grundproblemen der Disziplin ausgesetzt und sie zu einer gemeinsamen Diskussion eingeladen. Jedes der insgesamt neun Kapitel wird mit einer provokativen Frage betitelt, wie z.B.: *Wie soll man über Literatur reden?; Wie verständlich muß unsere Fachsprache sein?; Wieviel Suggestion verträgt die Interpretation?* usw. (Den einzelnen Beiträgen liegen zum größten Teil frühere, für sich allein stehende Vorträge zugrunde, so kann der Leser auch eine andere Reihenfolge wählen als die vom Autor angebotene.)

Fragen dieser Art sollte sich ein jeder Literaturwissenschaftler von Anfang an – d.h., wie von Fricke nachdrücklich betont, vom Grundstudium an – immer wieder stellen, um die sachbezogene Orientierung nicht zu verlieren. Für die Lösungen der angeführten Probleme ist allgemein eine zeitgemäße Bescheidenheit charakteristisch.

Ein Leitsatz von Fricke heißt: „Niemand – auch kein Literatur- oder Wissenschaftstheoretiker – hat irgendjemandem Vorschriften darüber zu machen, wie 'man' über Literatur reden solle". Folglich stellt er keine allgemeingültige Regel auf, sondern erklärt in einer negativen Annäherung, wie 'man' über Literatur nicht reden darf und schlägt den „Fachgenossen" Richtlinien zur weiteren Erörterung vor.

Er schreibt uns also kein Rezept vor, er behauptet nicht einmal, die Fragen allein beantworten zu können – was auch keiner von ihm erwartet –, sondern fordert stattdessen, in den Proportionen Gleichgewicht zu halten.

In diesem Sinne kann man folgenden leserfreundlichen Feststellungen nur zustimmen, wie etwa: die Literaturwissenschaft sei keine Gebrauchswissenschaft, d.h. ihr Produkt könne nicht mehr als ein Angebot bzw. eine Empfehlung für den Leser sein. Das Informieren des mündigen Lesers sei also ihr Auftrag – oder um mit Frickes Worten zu sprechen: der Wissenschaftler „putzt und pinselt in den Köpfen der Leser". Die Deutung und Wertung des Gelesenen sei die Aufgabe des Rezipienten, das persönlich ästhetische Vergnügen wie auch, die Freude am Entdecken sollten ihm eigen bleiben. Fricke ist zugleich überzeugt, daß durch einen derartigen „Rückzug" die Möglichkeiten der Wissenschaft nicht eingeengt werden, nur die Schwerpunkte sollen anders verteilt werden.

Die Quintessenz seiner Überlegungen ist es, daß die Fachsprache durch eine handhabbare Terminologie breiteren Schichten von Lesern zugänglich gemacht werden muß. Und vielleicht ist dieser Wunsch, überhaupt der Wunsch, die literaturwissenschaftliche Disziplin auf eine einheitliche Plattform zu bringen, einer der empfindlichsten Punkte dieser Arbeit. Der Autor weiß selber, wie utopisch sein Vorhaben klingt.

Der angedeutete Weg in Richtung der Einheit wird nämlich bloß als eine Aufgabe, die im Rahmen der Literaturwissenschaft zu lösen wäre, aufgeworfen. Dabei werden aber des öfteren Kants Passagen über die Ästhetik aus der *Kritik der Urteilskraft* herangezogen. Offenkundig ist Kants Werk zu einer Zeit entstanden, als jener Konsens über die eine Wahrheit bereits in Auflösung begriffen war. Und wenn wir heute soweit gekommen sind, daß verschiedene philosophische Denkarten ohne gemeinsamen Bezugspunkt nebeneinander existieren (z.B. Derridas und Gadamers), dann ist zwar der Plan für die Einheit – der Aufsplitterung der Disziplin entgegen – um so höher einzuschätzen, aber diese Problematik wurzelt viel tiefer, als daß sie durch terminologische Fragestellungen gelöst werden könnte.

Ob und wie etwas zu tun wäre, könnte entschieden werden, wenn es tatsächlich zu einem Meinungsaustausch käme – gesetzt, daß es den Teilnehmern auf die Wahrheit und nicht auf Originalitätshascherei ankommt.

László Klemm
Veszprém

Bernd Balzer (Hg.): Heinrich Böll 1917-1985, zum 75. Geburtstag. – Bern, Berlin, Frankfurt/M, New York, Paris, Wien: Lang 1992, (=Memoria)

Die Kritik widmet dem streitbaren und umstrittenen Autor nach einer außerordentlich regen Periode in den 70er Jahren nun wieder mehr Aufmerksamkeit. Außer dem vorliegenden Sammelband sind die deutsche Ausgabe von J. H. Reids Böll-Monographie (dtv, 1991), eine interessante Untersuchung über *Bölls Frauenbild* von Dorothee Römhild (Diss., Centaurus-Verlagsgesellschaft, 1991), eine neue *Einführung in das Gesamtwerk* von Bernhard Sowinski (Sammlung Metzler, 1993) und weitere Arbeiten in den Europäischen Hochschulschriften bei P. Lang zu erwähnen.

Dazu kommen demnächst die Materialien eines Kölner Symposions unter dem Titel *Moral – Ästhetik – Politik* vom Dezember 1992, veranstaltet von der Heinrich-Böll-Stiftung.

Laut Klappentext bietet der vorliegende Band zum 75. Geburtstag des Schriftstellers einen „analytischen Blick auf das Gesamtwerk." Die insgesamt sechzehn Beiträge repräsentieren das breite Spektrum der Fragestellungen. Ein Forschungsbericht von F. J. Finlay stellt die letzten fünfzehn Jahre der Böll-Forschung dar, Heinrich Vormweg, Karl Heiner Busse und Lucia Borghese untersuchen das Früh- und Spätwerk, Manfred Jurgensen und Árpád Bernáth liefern gattungsspezifische Analysen zu den Kurzgeschichten sowie den Dramen und Hörspielen, Bernd Balzer und Klaus Jeziorkowski referieren über das Problem der ästhetischen Wertung, K. J. Kuschel beleuchtet schließlich die theologische Dimension des Werks. In weiteren Beiträgen werden unter anderem das literarische Erbe bei Böll (J. H. Reid) und sein Verhältnis zu den Medien (H. Hoven) besprochen.

Finleys Forschungsbericht geht von der letzten ausführlichen Einführung in die Forschung von Rainer Nägele (1976) aus und zeigt, daß Böll die Kritik weiterhin beschäftigt hat. Das Bild der gegenwärtigen Forschung zeigt eine methodische Vielfalt. Die Palette reicht von Linders psychoanalytischem Ansatz (1986) über soziologisch ausgerichtete (Herlyn), rezeptionsästhetische (Glade, Ziltener), strukturalistische (Bernáth) und feministische (Römhild) Untersuchungen bis zu neuen, ausführlichen Biographien (Hoffmann, Reid) und zu theologisch ausgerichteten Arbeiten (Jürgenbehring, Nielen, Kuschel). Die von Bernd Balzer herausgegebene Werkausgabe (1978) und Balzers weitere Schriften bilden ein eigenes Kapitel in der Böll-Forschung.

Die Untersuchungen zum Frühwerk durch Heinrich Vormweg und Karl Heiner Busse führen in ein weniger bekanntes Gefilde Bölls. Vormweg macht anhand zweier Erzählungen (*Die Brennenden*, 1936; *Die Unscheinbare*, 1937) deutlich, daß die allerersten schriftstellerischen Anfänge von Böll vor dem Krieg zu suchen sind und daß das spätere Weltverständnis, die späteren Grundthemen, etwa Kirchenkritik und Außenseitertum, schon in diesen frühen Schriften präsent sind. Die Belege dazu sind leider spärlich, was aber nicht an Vormweg liegt. Bernd Balzer meint dazu in der Einleitung des Bandes, daß „wir noch vor dem Beginn einer eigentlichen Böll-Philologie" stehen, weil eine kritische Gesamtausgabe fehlt, weil viele Texte unveröffentlicht sind. Dieser Zustand wird wohl noch eine Weile andauern. Eine Wuppertaler Arbeitsgruppe unter der Leitung von Werner Bellmann, die an der kritischen Textausgabe arbeitet, kündigte ihre ersten Ergebnisse erst für 1995 an. Karl Heiner Busse stellt in seinem Beitrag die Wiederaufnahme der Produktion Bölls in den Jahren 1945-59 dar. Er versucht literaturwissenschaftliche „Mystifikationen" und „Legenden" zu hinterfragen und zu zerstören. Bölls Anfang, so Busse, wird in „universitär geleiteten" literaturhistorischen Arbeiten fälschlicherweise in Verbindung mit dem *Ruf* und der *Gruppe 47* gebracht. Nach diesem „Trug- und Wunschbild" seien die Autoren der beiden Gruppe „Garanten einer unabhängigen linken, demokratischen Nachkriegsöffentlichkeit gewesen, denen von den Alliierten 'Besatzern' z.T. willkürlich bitteres Unrecht widerfahren sei." In der Tat sei in vielen Artikeln ein „national-chauvinistische[s] Pathos" zu spüren und die Zeitschrift *Der Ruf* habe eine weltanschauliche Position vertreten, die Böll keinesfalls teilen konnte. Böll gehöre so „bis 1950 weder faktisch, noch ideell in die oben benannte Reihe."

Die Beiträge von Bernd Balzer *(Das mißverstandene Engagement – der angebliche Realismus Bölls)*, Klaus Jeziorkowski *(Die Schrift im Sand)*, Lucia Borghese *(Das Spätwerk)* und Erhard Friedrichsmeyer *(Das weiche und das feste Herz. Sentimentalität und Satire bei Heinrich Böll)* sind Verteidigungsre-

den für die ästhetische Qualität der Werke von Böll. Alle vier greifen Kritiken auf, nach denen sich Bölls Werke nicht durch ihre Artistik, sondern eher durch ihr soziales Engagement, ihre moralische Kraft und ihren die Zeitgeschichte dokumentierenden Realismus auszeichnen. Friedrichsmeyer konzentriert sich auf ein Teilgebiet des Problems: auf den Vorwurf der Sentimentalität. Er geht nicht davon aus, daß die Kritiken ungerecht sind. Wenn er meint, daß die kritischen Fragen von Rainer Nägele zum literarischen Rang Bölls „weitgehend offen" bleiben, dann könnte das im Klartext heißen, daß Böll nicht zu den besten deutschen Autoren gehört. Bei Nägele, in seiner *Einführung in das Werk und die Forschung* (1976), wird nämlich Durzaks „Vermutung" mit Einverständnis zitiert, „daß es sich [bei Böll – K. K.] offensichtlich um eine permanente Krise handelt, die letztlich gegen die schriftstellerischen Möglichkeiten des vielgerühmten Autors Heinrich Böll spricht." Nach Friedrichsmeyer ist die Sentimentalität „eine der schwächsten Stellen im Werke Bölls". Er zeigt jedoch, und deshalb betrachte ich die Arbeit auch als (gerechte) Verteidigungsrede, daß die Vorwürfe nur den frühen Texten gelten können, weil Böll seit Anfang der 50er Jahre immer mehr Distanz zu seinem Stoff gewinnt. Der Roman *Billard um halbzehn* bedeutet dabei den Wendepunkt: Während in den früheren Texten die Sentimentalität unter anderem durch Leidensbereitschaft, Todessehnsucht, pathetische und übersteigerte Religiosität gekennzeichnet wurde, wird das Leiden in *Billard umhalbzehn* nicht mehr legitimiert, es erfolgt keine Identifikation mit dem Opfer. Das „feste Herz", das zugleich mitleidend ist, „signalisiert [...] eine separate, Kritik ermöglichende Zone. Die Urteilsinstanz des moralischen Gefühls enthält die Vernunft." Auf diese Weise wird Böll eine seiner Schwächen los.

Die drei weiteren erwähnten Beiträge eröffnen bei ihren Verteidigungen weitere Fronten und versuchen nachzuweisen, daß die Infragestellung von Bölls ästhetischer Qualität dem Autor nicht gerecht wird. Bernd Balzer greift das Problem Realismus auf und setzt sich mit den nicht gerade seriösen Vorwürfen auseinander, nach denen Bölls Realismus auf eine „reine Übereinstimmung von Aussage und Wirklichkeit" ziele. Balzer versucht das falsche Böll-Bild zu zerstören, indem er Bölls Selbstverteidigung nachvollzieht. Die Wirklichkeit sei für den Schriftsteller eine Aufgabe, da er sie selber schafft. Balzer zeigt in Übereinstimmung mit den Aussagen Bölls, daß der Einstieg des Autors in das Material meistens durch die Sprache und nicht durch irgendein soziales Engagement erfolgt. So etwa im Falle der Satire *Berichte zur Gesinnungslage der Nation*, für die der Umkreis des Adjektivs „rot" im Grimmschen Wörterbuch (Rotgimpel, Rotmolch etc.) organisierend gewesen sein soll. Der sprachliche Einstieg, den auch Böll betont hat, wurde aber meines Erachtens in der Kontroverse mit den Kritikern etwas überdimensioniert. Ich glaube sogar, daß Bölls soziales, moralisches, religiöses (etc.) Engagement der Motor seines künstlerischen Schaffens war, was aber kein Mangel ist und Einstiege in den jeweiligen Stoff durch die Sprache nicht ausschließt. Klaus Jeziorkowski versucht die Vorwürfe wegen der mangelnden Kohärenz in den Romanen Bölls mit aufleuchtender stilistischer Brillanz und in breitem literarischem und kulturgeschichtlichem Rahmen zu widerlegen. Er zeigt dabei, daß Bölls Texte vor allem durch Wiederholungstechnik und durch Symbole strukturiert werden, daß gegebenenfalls klassische Kunstformen und Werke, zum Beispiel der Totentanz oder Schnitzlers *Reigen*, dieselbe inhärente Struktur aufweisen, wie etwa *Der Zug war pünktlich*. Vieles überzeugt dabei, aber Jeziorkowski versucht die Vorwürfe gegen Böll zum Teil dadurch aufzuheben, daß er die kritisierten Phänomene bei Böll mit wissenschaftlichen Termini, wie „Repetitionsstrukturen", „Reigen-Effekt", „rondoähnliche Personenkonstellation", „Polyperspektivik" etc., benennt. Lucia Borghese verteidigt Bölls letzten Roman *Frauen vor Flußlandschaft*, der von der Kritik fast einstimmig negativ aufgenommen und als Produkt von Krankheit, Ermüdung und „zunehmender Senilität Bölls" betrachtet wurde. Nach der Referentin treffen die Vorwürfe zu, sie meint aber zugleich, daß es hier um Bölls ästhetische Leistungsverweigerung geht, indem der Autor programmatisch zwei Gattungen negiert, den Roman und das Theater." Dadurch soll Böll die lange Streitigkeit um ästhetische und moralische Qualität beendet haben, er nimmt hier „Abschied von der Kunst mittels einer tödlichen Amputation, der einseitigen Entscheidung für die Moral."

Schon Finleys Forschungsbericht weist darauf hin, daß den theologischen Aspekten in den letzten Jahren mehr Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Ich halte das für sehr erfreulich, weil die religiöse, theologische, anthropologische Problematik eine grundlegende Schicht des Böllschen Werkes bildet. Die Forschung hat diese Dimension eine Zeitlang vernachlässigt und sich eher den sozialen, moralischen und ästhetischen Aspekten zugewandt. In Karl Joseph Kuschels Beitrag *Liebe-Ehe-Sakrament* wird die theologische Provokation Heinrich Bölls dargestellt, wie provozierend

für die Theologie Bölls religiöse Privatpraxis ist. Sakramente werden neu definiert, versinnlicht und säkularisiert, alltägliche Dinge und menschliche Akte werden dafür sakramentalisiert. Kuschel meint mit Recht: „Bölls literarisches Werk lebt von der Überzeugung, daß sich das Göttliche zwischenmenschlich verleiblichen, versinnlichen läßt, daß Spirituelles im Materiellen, Seelisches im Körperlichen, Geistliches im Sinnlichen konkretisierbar ist." Bölls ständige Revolte ist eine gegen das institutionelle Verwaltetsein des Menschen, was ein universales menschliches Problem ist. Dies wird in den Werken zwar auf die bundesrepublikanische Wirklichkeit bezogen vorgeführt, ist aber auch auf andere Welten Übertragbar. „Bölls Erfolg gerade in Ländern, die von einer sozialistischen Staatspartei autoritär beherrscht wurden, macht dies deutlich. Der individualistisch-anarchistische Grundzug dieses Werkes wurde gerade hier verstanden." Dem kann man zustimmen, freilich mit der einschränkenden Bemerkung, daß die Verwalter der Kulturszene in den ehemaligen sozialistischen Ländern Böll nicht wegen seiner anarchistischen Häresie präferierten, sondern wegen seiner Kapitalismuskritik, die äußerlich der der kommunistischen Ideologen ähnelte.

Die Beiträge werden mit einer (leider zu knappen) Auswahlbibliographie zu H. Böll und mit den wichtigsten biographischen Angaben des Autors in tabellarischer Form abgeschlossen.

Der Band leistet einen wichtigen Beitrag zur Böll-Forschung, ist aber auch dem breiteren Publikum zu empfehlen. Die Schriften bieten neue Informationen über den Schriftsteller, stellen weniger bekannte Perioden und Bereiche des Werks vor, führen in grundlegende Fragen der Wertung ein und erhellen neue Aspekte der Böllschen Texte.

Kálmán Kovács
Debrecen

Rudolf Augstein/Günter Grass: Deutschland, einig Vaterland? Ein Streitgespräch. – Leipzig: Linden Verlag 1990
Günter Grass: Gegen die verstreichende Zeit. Reden, Aufsätze und Gespräche 1989-1991. – Hamburg: Luchterhand 1991
Günter Grass: Rede vom Verlust. Über den Niedergang der politischen Kultur im geeinten Deutschland. – Göttingen: Steidl 1992

„Ein Schriftsteller, Kinder, ist jemand, der gegen die verstreichende Zeit schreibt" – hieß es im *Tagebuch einer Schnecke*, worauf der Titel des vorliegenden Sammelbandes *Gegen die verstreichende Zeit* bezug nimmt. In der 1990 gehaltenen Frankfurter Poetik-Vorlesung erklärt Grass, daß dies Einmischung und Parteinahme bedeutet. Mit den vorliegenden Schriften wurde er seiner eigenen Definition des Schriftstellers gerecht, er ist „immer dabei und immer dagegen."

Die vorliegenden drei Ausgaben enthalten Reden, Aufsätze und Gespräche von Günter Grass aus den letzten drei Jahren. Der umfangreichste Band *(Gegen die verstreichende Zeit. Reden, Aufsätze und Gespräche 1989-1991)* bringt unter anderen die wichtige Frankfurter Poetik-Vorlesung *(Schreiben nach Auschwitz*, 1990), in der Grass seinen schriftstellerischen Werdegang darstellt, Texte zur deutschen Vergangenheit *(Scham und Schande. Rede zum 50. Jahrestag des Kriegsausbruchs*, 1989), zu den deutsch-polnischen Beziehungen *(Chodowiecki zum Beispiel*, 1991) oder zum Golfkrieg *(Diese Regierung muß zurücktreten)*. Acht der dreizehn Texte behandeln jedoch die Wiedervereinigung, und auch die beiden anderen vorliegenden Bände haben diesen thematischen Schwerpunkt. *Deutsch-*

land, einig Vaterland? (1990) enthält eine Diskussion zwischen Günter Grass und Rudolf Augstein über die Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Als Vorspann sind zwei kürzere Rundfunkgespräche aus dem Jahre 1960 zu lesen. Im ersten erörterte damals Karl Jaspers die These „Freiheit steht vor Einheit", im zweiten wurde darüber unter Mitwirkung von Rudolf Augstein (u.a.) diskutiert. Das dritte, schmale Bändchen mit dem Titel *Rede vom Verlust*, enthält eine (Münchener) Rede „Über den Niedergang der Politischen Kultur im geeinten Deutschland". Dieser thematische Schwerpunkt berechtigt den Rezensenten, sich auf Grass' Äußerungen zur Wiedervereinigung zu konzentrieren.

Der erste Text zum Thema im Sammelband *(Viel Gefühl, wenig Bewußtsein)* datiert vom November 1989. Hier schlägt Grass den Ton an, den er in den Diskussionen der folgendenden Jahre beibehalten wird. Im November 1989 teilte er die damals ziemlich einstimmige Euphorie nicht, ihm war bange um die DDR und er sprach für eine Konföderation. Nach dem „Bankrott des kommunistischen Dogmas" wollte er von Anfang an den Traum eines (demokratischen) Sozialismus bewahren.

Anfang 1990 formulierte Grass in der *Kurzen Rede eines vaterlandslosen Gesellen* und im Rundfunkgespräch mit Rudolf Augstein *(Deutschland, einig Vaterland?)* eine erste große programmatische Zusammenfassung seines Standpunktes, der vom zeitgemäßen politischen Kurs wesentlich abwich. Dubceks Traum von einem demokratischen Sozialismus ging für den Schriftsteller mit den kommunistischen Diktaturen nicht unter, Grass beharrt auf der Möglichkeit eines dritten Weges. Gegen den Einheitsstaat werden zwei Argumente ins Feld geführt: Ein geeintes Deutschland wäre zu stark und deshalb zwangsläufig eine große Irritation für die Nachbarn. Der deutsche Einheitsstaat nach 1871 war darüber hinaus „die früh geschaffene Voraussetzung für Auschwitz." *(Kurze Rede...)* Diese Behauptung läßt sich zwar schwer verifizieren, aber Grass erhebt Auschwitz, als Sammelbegriff für die begangenen Verbrechen im Dritten Reich, zu einem zweiten (deutschen) Sündenfall, zu einem metaphysischen Zentrum seines politischen Weltverständnisses: „Das wird nicht aufhören, gegenwärtig zu bleiben; unsere Schande wird sich weder verdrängen, noch bewältigen lassen." *(Schreiben nach Auschwitz)* All das, meint Grass, muß einen zukünftigen Einheitsstaat ausschließen. Als Gegenentwurf wird eine Konföderation angeboten. Sie würde eine Beendigung des Kriegszustandes bedeuten, weil sie auf die Ängste der Nachbarn Rücksicht nimmt, würde die organische Entwicklung beider deutschen Staaten sichern, dem europäischen Trend einer konföderativen Entwicklung entsprechen, die kulturelle Vielfalt der deutschen Staaten bewahren, ein neues historisches Selbstverständnis bieten und sie würde schließlich anderen geteilten Ländern (Korea, Irland, Zypern) als gutes Beispiel dienen *(Kurze Rede...)*.

Die Argumentation enthält sicherlich viel Bedenkenswertes, aber der Leser hat den Eindruck, daß Grass seine Situation falsch einschätzt. Offensichtlich glaubt er in einer Position zu sein, in der er etwas vorschlagen kann, in der er die Ereignisse noch beeinflussen kann. Er formuliert dementsprechend keine Kommentare und Einschätzungen, sondern Vorschläge. Gerade dazu meint Rudolf Augstein im Gespräch mit Grass, daß der „Zug abgefahren ist." Grass fühlt sich davon offenbar brüskiert und scheint die für ihn unannehmbare Realität nicht verarbeiten zu können. Immer wieder beruft er sich auf die Zugmetapher und läßt später Augstein sogar als einen imaginären Lokomotivführer des Zuges auftreten, der die sterblichen Überreste Friedrich II. aus der Burg Hohenzollern (Baden-Württemberg) nach Potsdam transportierte. *(Chodowiecki...)* In der Streitschrift *Der Zug ist abgefahren – aber wohin?* wird der Streit auf der Ebene der Zugmetaphorik fortgesetzt. Die Bildlichkeit der ursprünglichen Wendung wird aber nun so sehr ausgebeutet, daß sie hier schon ziemlich ermüdend wirkt.

In seinem Zeit-Artikel *Einige Ausblicke...* (Mai 1990) akzeptiert Grass bereits das Unveränderbare, entwirft jedoch ein symbolisches Bild von der eigenen Rolle, in dem er als mahnender Wahrsager am Bahnsteig des abgefahrenen Zuges steht – und nicht angehört wird:

Als jemand, der seit Jahren die Konföderation vorschlägt [...], stehe auch ich auf dem Bahnsteig und wiederhole papageienhaft meine Warnungen, ahne ich doch, daß dem abgefahrenen Zug Unglück vorprogrammiert ist. *(Einige Ausblicke...)*

Ein weiterer Streitpunkt beim Thema Wiedervereinigung ist das Los der Ex-DDR. Grass ist überzeugt davon, daß in der DDR Werte entstanden sind, die unbedingt bewahrt werden sollen, die aber in Anbetracht eines dumpfen Einheitsgebots der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt sind.

Nach der Überzeugung von Grass trug die Bevölkerung der DDR die Hauptlast der Kriegsfolgen, weshalb die Bürger der neuen Länder mit besonderer Rücksicht behandelt werden sollten *(Lastenausgleich)*. Die Einigung aber, zumindest in der geplanten Form, diene nicht einer historischen Wiedergutmachung. Im Zeit-Artikel *Einige Ausblicke vom Platz der Angeschmierten* (Mai 1990) erscheinen „die eigentlichen Revolutionäre (...) als Angeschmierte vorerst oder auf Dauer in die Ecke gestellt." Grass sagt in demselben Text die verheerenden Folgen der Währungsunion auf die DDR-Wirtschaft mit ziemlich großer Genauigkeit voraus. Durch die Pleitewelle und Massenarbeitslosigkeit müssen die ehemaligen DDR-Bürger wieder als Bürger zweiter Klasse leben. *(Ein Schnäppchen...)* In seiner *Bitterfelder Rede* anläßlich des ersten Jahrestages der Vereinigung (Oktober 1991) muß Grass feststellen, daß das von ihm Prognostizierte zutreffend war. Er meint, daß die Vereinigung eine Kolonialisierung der ehemaligen DDR bedeutet, wodurch eine neue Teilung entsteht: „Nichts wächst zusammen" – heißt es im Text.

Der dritte Band enthält eine langatmige Rede mit dem Titel *Rede vom Verlust* (entstanden im Spätsommer 1992). Grass zieht hier das Fazit der letzten drei Jahre und reflektiert auf die neuesten Entwicklungen, auf den Nationalismus, den Rechtsradikalismus und den Fremdenhaß. Das Büchlein ist „Dem Andenken der drei in Mölln ermordeten Türkinnen gewidmet."

Das resignative Fazit der publizistischen Anstrengungen ist, daß der Schriftsteller in den letzten drei Jahren „ins Leere sprach und schrieb", weil die „Einheit ohne Einigung" eigentlich zu einer neuen Teilung führte, weil der ersehnte dritte Weg nicht begangen wurde, weil „die demokratische Linke" nur noch als „zum Fossil degradierter Einzelgänger" existiere, weil der Verfassungspatriotismus, dem „nicht der Staat, vielmehr dessen Verfassung wichtig" ist, das Feld vor einem nationalen Kurs alten Schlages räumen mußte. Der Titel, *Rede vom Verlust*, deutet auf die Reihe der Verluste des Schriftstellers hin, die in der Rede detailliert aufgeführt werden. Der erste der Verluste war der der Heimat (Danzig) nach 1945. Die Möglichkeit zu einer neuen Identität fand Grass im Verfassungspatriotismus, der nicht auf einem bestimmten (deutschen) Territorium oder einem historischen Gemeingut basierte. Jürgen Habermas zitierte in einem Zeit-Artikel (14/1990) die Charakterisierung des Phänomens durch M. R. Lepsius': Die Ausdifferenzierung eines 'Verfassungspatriotismus', die Zustimmung zu einer durch Selbstbestimmungsrechte konstituierten politischen Ordnung und deren Abgrenzung von einer Ordnungsidee der ethnischen, kulturellen, kollektiven 'Schicksalsgemeinscheft' sind das zentrale Ergebnis der Entlegitimierung des deutschen Nationalismus.

Nach soziologischen Untersuchungen beruhte die politische Identität in den USA und in Großbritannien seit Ende der 50er Jahre vorrangig auf den politischen Institutionen. Grass meint mit seinem Verfassungspatriotismus etwas ähnliches. Der vermeintliche Untergang einer alternativen nationalen Identität, die eben nicht auf Territorium, Schicksalsgemeinschaft, Volkseigenschaften und wirtschaftlichen Leistungen basiert, bildet den zweiten Verlust. Der dritte ist die Vielfalt der deutschen Presse, die nach Grass' Einschätzung verschwunden ist. Während früher der *Spiegel* oder *Die Zeit* eine Alternative zur Springer-Presse oder zur *Frankfurter Allgemeine Zeitung* bedeuteten, seien heute die Feuilleton-Redakteure austauschbar: „Deutschland einig Feuilleton" – heißt es im Text, der mit einem Plädoyer für die Roma und Sinti – die wichtigste potentielle Opfergruppe des Fremdenhasses – schließt.

Grass ist als Schriftsteller nicht zuletzt durch seine hochkarätige Sprache bekannt. Um so auffälliger ist eine gewisse Unebenheit in der sprachlichen Gestaltung der vorliegenden Texte. Wiederholungen wirken hie und da ebenfalls ermüdend. Der publizistische Alltagsbetrieb zwang den Schriftesteller möglicherweise sich zu wiederholen, was der sprachlichen Gestaltung nicht gerade zugute kam. Störend ist im weiteren die schon erwähnte Position des Ratgebers. Der Leser hat den Eindruck, daß Grass die historische Realität nicht verstehen, nicht akzeptieren will. Es ist auffallend, wie radikal Grass gegen den Trend der Ereignisse redet. Im Sommer 1989 ist die sich formierende Partei der Jungdemokraten in Ungarn (FIDESZ) schon mit dem Programm der Auflösung des Warschauer Paktes aufgetreten und der Zerfall des Blocks war vorauszusehen. Im Herbst und Winter desselben Jahres erfolgte der Sturz der Kommunistischen Regime in der Tschechoslowakei und Rumänien, von der Wende in der DDR nicht zu sprechen. Trotzdem plädiert Grass in seiner *Kurzen Rede...* im Februar 1990 für eine Konföderation der beiden deutschen Staaten mit der Begründung, daß sie, die Konföderation, souverän genug ist, „den jeweils eingegangenen Bündnisverpflichtungen nachzukommen und so dem europäischen Sicherheitskonzept zu entsprechen." (Herv. K. K.)

Die vorliegenden Bände enthalten wichtige Dokumente zur jüngsten Zeitgeschichte. In der gegenwärtigen Diskussion sind sie sicherlich Pflichtlektüre für diejenigen, die die Diskursbeiträge der bestimmenden Meinungsmacher in Deutschland kennen möchten. In den letzten Äußerungen manifestiert sich darüber hinaus die Gestalt des Schriftstellers in einer resigniert-tragischen Haltung. Grass mußte nach dem Verlust seiner Visionen einsehen, daß seine Anstrengungen in den letzten Jahren erfolglos blieben, daß der Trend der Ereignisse gegen seine Wünsche und Träume läuft.

Kálmán Kovács
Debrecen

Adolf Haslinger: Peter Handke. Jugend eines Schriftstellers. – Salzburg, Wien: Residenz Verlag 1992, 135 Seiten.

Wer noch zweifelte, hat jetzt den Beweis: Handke ist nicht mehr der Jüngste. Rechtzeitig zu seinem fünfzigsten Geburtstag erscheint die von Adolf Haslinger verfaßte Biographie seiner Jugend, einer, wie die Lektüre zeigt, endgültig entrückten Epoche. Dabei mußte kaum ein Schriftsteller der gesamten Literaturgeschichte so kurze Zeit auf die Kodifizierung seines Lebens warten. Noch rascher als der Biograph war allerdings der Philosoph gewesen, der schon vier Jahre vorher zu Handke eine Philosophie gebastelt hatte (Peter Strasser: Der Freudenstoff. Zu Handke eine Philosophie. Salzburg und Wien 1990). An deren Notwendigkeit konnte man zweifeln; die Biographie ist immerhin interessant.

Für eine mehr als interessante Biographie ist die Zeit wahrscheinlich doch noch nicht reif. In Haslingers Arbeit ist nichts von der brennenden Neugier zu spüren, die bisweilen große Lebensbeschreibungen, und das heißt: Kunstwerke, hervorbringt, aber auch nichts von der Zudringlichkeit und Indiskretion der Kulturjournalisten, und ebenso fehlt ihr die Geschwätzigkeit, mit der sich schon so mancher Biograph im Faktenwald eines Lebens verirrt hat. Haslinger interpretiert nicht, er bemüht weder Psychologie noch Soziologie, er will vor allem dokumentieren. Etwa die Hälfte des Buchs sind Briefe, Tonbandabschriften, literarische Zitate, Fotos. Ansonsten knappe Beschreibungen, direkter Zugriff aufs Tatsächliche, die großen Lebenslinien immer im Blick. Am aufschlußreichsten sind dabei wohl die Briefe Handkes an seine Mutter. Die berühmte Rede des Jungschriftstellers bei der Tagung der Gruppe 47 in Princeton, eigentlich eher ein Gestammel, ist vollständig abgedruckt – zwar nicht zum ersten Mal, aber zum ersten Mal im biographischen Kontext, der Licht in den Mythos bringt, der sich um die Rede bzw. um die Gerüchte von ihr gebildet hat. Die frühen literarischen Versuche, die Haslinger dokumentiert, bleiben im Rahmen talentierter Schülerarbeiten. Haslingers Buch bietet keine sensationellen Entdeckungen. Es spürt dem Einfluß der Biographie auf so gut wie alle Werke Handkes nach und zeigt, in welchem Ausmaß diese das Ergebnis eines immer auch autobiographischen Schreibens sind, von den *Hornissen* bis zu den drei *Versuchen*.

Handke stammt aus dem, was man „kleine Verhältnisse" nennt. Sollte es eine „bürgerliche Literatur" geben oder einmal gegeben haben, so gehört Handke nicht dazu. Das Streben des alten (oder nicht-mehr-jungen) Handke nach Erhabenheit hat nichts mit einem Sich-Erheben über die kleinen Verhältnisse zu tun, es wächst aus diesen Verhältnissen und bleibt in deren Horizont. Mittlerweile haben wir ja eine Unzahl von solchen Mittelschicht-Autoren, die von Mittelschicht-Lesern gelesen werden, sich den ganzen bürgerlichen Literaturkanon spielend angeeignet und längst durch ihre eigenen Werke ersetzt haben. Handke ist da nicht mehr und nicht weniger als ein Vorreiter und ein typischer Fall.

Der Fall Handke fällt zusammen mit einem anderen, begrenzteren Fall, nämlich dem des Pop-Literaten. Hier vertritt er seine Generation als Beatles- und Rolling-Stones-Fan, Jukebox-Verherrlicher, Kinogeher, Provokateur, Avantgardist etc. Er saugt die Pop-Kultur der sechziger Jahre auf und reproduziert sie vermittels Literatur, instinktiv, ohne die Programmatik der amerikanischen Beat-Literaten. Man soll übrigens nicht glauben, daß es beim nicht-mehr-ganz-jungen Handke damit ein Ende habe. Nein, die Generation lebt weiter, auch außerhalb ihrer eigentlichen Jahrgänge.

Handke stammt aus der Provinz, aus einem österreichischen Randgebiet, in dem neben Deutsch auch Slowenisch gesprochen wird. Andererseits spielt schon in seiner frühesten Kindheit die Großstadt (Berlin) eine Rolle. Zwischen beiden Polen pendelt sein gesamtes späteres Werk, das bei aller erreichten Klassizität immer im Aufbruch bleibt. Zum eigentlichen Ort des Erzählens werden in den Büchern der siebziger Jahre die Vorstädte und Stadtrandgebiete, die Zwischenbereiche, in denen der Erzähler weder von der Wahrnehmungsfrenesie der Großstadt bedroht wird noch von der Selbstgenügsamkeit der reinen, unberührten Natur, die, wie das scheiternde Experiment des „Raumverbots" in *Langsame Heimkehr* zeigt, nicht beschreibbar ist.

Kleine Verhältnisse, Provinz/Großstadt, Pop-Kultur, das sind die Biographie-Elemente, die entscheidend das Werk prägen. Im letztgenannten Bereich der Pop-Kultur spielt das Kino eine herausragende Rolle. „Noch eine Eigenheit bestimmte sein damaliges Leben", schreibt Haslinger über Handkes Studienzeit in Graz. „Er war ein passionierter Kinogeher, ein unersättlicher Konsument von Filmen, oft bis dreimal am Tag. Das half ihm allerdings, bei seiner Bewußtheit der Beobachtung, ein besonderes Auge für die bildmäßigen Verfahren, die Machart von Filmszenen und Filmsequenzen, die Filmsprache überhaupt zu entwickeln. Irgendwo liegen hier die Ursprünge für manches Schreibverfahren Handkes, aber auch die gedanklichen Anfänge für seine eigene Film- und Regiearbeit der späteren Jahre." Dieses „Irgendwo" ließe sich zweifellos präzisieren, und man darf sogar vermuten, daß die Filmästhetik nicht nur „manche", also einzelne Schreibverfahren Handkes beeinflußt hat, sondern seine gesamte Wahrnehmungs- und Aufzeichnungsweise bis hin zu den Naturschilderungen von der Ste. Victoire oder dem slowenischen Karst. Die metonymische Reihung erhabener Augenblicke hat ihre Traditionsursprünge wahrscheinlich im 19. Jahrhundert; die Kinoästhetik des 20. Jahrhunderts könnte man als Technisierung und Vermassung des – seinem ursprünglichen Wesen nach seltenen – erhabenen Augenblicks begreifen. Handke wäre, so gesehen, nicht nur der Schriftsteller seiner Generation, sondern auch der Schriftsteller seines Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Technik. Die Biographie Haslingers gibt uns eine Reihe von Auskünften darüber, wie Handke dazu kam, das zu sein.

Leopold Federmair
Szeged

Dieter Nerius/Ilse Rahnenführer: Orthographie. Studienbibliographien Sprachwissenschaft. – Heidelberg: Julius Groos Verlag 1993

Wenn es um Fragen der Orthographie geht, scheint der Deutschlehrer im Vergleich zu seinen Englisch bzw. Französisch unterrichtenden Kollegen eine leichte Aufgabe zu bewältigen. Aber daß diese Aufgabe doch nicht so einfach und problemlos ist, beweist neben der Praxis auch die große Anzahl von Publikationen, die diesem Fachbereich gewidmet sind. Ein großer Teil dieser Publikationen wird in der 1993 beim Julius Groos Verlag erschienenen Bibliographie **Orthographie** dem Interessenten in thematisch geordneter Form zugänglich gemacht.

Das 44 Seiten starke Bändchen ist aber mehr als eine bloße Aufzählung orthographischer Literatur; die Autoren machen die Benutzer durch eine kurze thematische Einführung mit dem eigentlichen Thema bekannt, dessen Reformierung seit einiger Zeit auf der Tagesordnung steht. Da der Rezensent an einigen Gesprächen und Konferenzen zur Reform der deutschen Orthographie teilgenommen hat, weiß er, wie wichtig dieses Thema für Wissenschaft und Wirtschaft ist. Aber man muß nicht unbedingt an Konferenzen dieser Art teilnehmen, um die Aktualität dieser Frage einschätzen zu können. Jeder, der Schweizer Zeitungen in die Hände bekommt, weiß, daß in diesem Land das ß seit einigen Jahren abgeschafft und in allen Positionen durch *ss* ersetzt wurde. Dies ist jedoch lediglich eines der Probleme, die mit den Reformversuchen der deutschen Orthographie zusammenhängen.

Daß die Reformversuche im Bereich der orthographischen Forschungen im Vordergrund stehen, wird auch in den einzelnen Abschnitten nahegelegt. Auf benutzerfreundliche Weise gliedern die Autoren ihre Bibliographie in acht thematische Abschnitte, die je einen ausgewählten Problembereich behandeln und je nach Bedarf in weitere kleinere Abschnitte untergliedert werden. Dieser Aufbau erleichtert die Orientierung in den einzelnen Fachgebieten und ermöglicht einen schnellen Zugriff auf aktuelle Probleme. Diese Methode wird durch die numerische Einordnung der behandelten Titel ergänzt. Der größte Abschnitt ist verständlicherweise den theoretischen Problemen einzelner orthographischer Fragen gewidmet, wie z.B. Fremdwortschreibung, Groß- und Kleinschreibung, Interpunktion u.ä. Es scheint jedoch nicht ganz klar zu sein, was zur Interpunktion gehört, da z.B. der Gedankenstrich im Abschnitt *Sonstiges* und nicht im Abschnitt *Interpunktion und ihre Reform* behandelt wird.

Der thematisch geordneten Bibliographie ist am Ende des Bandes ein Autorenregister angefügt, was wiederum der autorenbezogenen Orientierung zugute kommt. Ein weiterer Vorteil der Bibliographie ist, daß sich die Autoren nicht ausschließlich auf gegenwärtige Fragestellungen konzentrieren; die Probleme der deutschen Rechtschreibung bekommen ein diachronisches Ausmaß, indem auch Titel ins Register aufgenommen wurden, die frühere Stadien der Orthographiegeschichte behandeln.

Ottó Korencsy
Budapest

Csaba Földes (Hg.): Germanistik und Deutschlehrerausbildung. Festschrift zum hundertsten Jahrestag der Gründung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Szeged. – Wien: Praesens 1993, 372 S.

Hundert Jahre sind im Leben eines Lehrstuhls ein würdiger Anlaß, Bilanz zu ziehen und Orientierungspunkte für die künftige Arbeit zu geben. Dies dokumentiert der vorliegende, von Csaba Földes, dem Leiter des Lehrstuhls, herausgegebene Sammelband, in dem neben international anerkannten in- und ausländischen Germanisten auch Nachwuchswissenschaftler zu Worte kommen.

Der den Sammelband einleitende Aufsatz von Csaba Földes bietet einen informativen, fundierten Überblick über die Deutschlehrerausbildung an der Pädagogischen Hochschule Szeged während der letzten hundert Jahre. Das sorgfältige aufbereitete, mit zahlreichen Anmerkungen versehene Material gibt Einsichten vielfältigster Art in die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge, "die über ihren historischen Wert hinaus auch für die Belange der Gegenwart und Zukunft dieser Disziplin von Relevanz sind" (S. 11). Obwohl die neueste Geschichte des Lehrstuhls – die Informationen zu diesem Abschnitt sind leider etwas gering – erst wieder mit

dem Jahre 1985 anzusetzen ist, zeigt sich bereits deutlich die fachlich-wissenschaftliche Profilierung seiner fast 20 MitarbeiterInnen, deren Forschungstätigkeit sich auf die Bereiche (kontrastive) Linguistik (mit den Schwerpunkten Phraseologie, Lexikologie und Syntax), literaturwissenschaftliche Komparatistik, deutsche Minderheitenforschung und Deutschdidaktik konzentriert, die dementsprechend auch Hauptschwerpunkte dieses Bandes sind. Mit acht bzw. sieben Beiträgen präsentieren sich die Bereiche Linguistik bzw. Deutschdidaktik, die beiden anderen Forschungsbereiche sind leider nur durch jeweils zwei Beiträge vertreten.

Beiträge zur Linguistik

Gabriella Bakos stellt anhand eines umfangreichen Untersuchungsmaterials (das Korpus umfaßt 2556 deutsche Fremd- und Lehnwörter) semantische Relationen zwischen dem deutschen Lehnwort im Ungarischen und seiner deutschen Entsprechung dar. In Abhängigkeit vom Vollzug der Assimilation und vom Grad der semantischen Veränderungen werden die Belege gruppiert.

Dmitrij Dobrovol'skij erläutert in seinem Artikel Aufbauprinzipien und Anwendungsmöglichkeiten der von ihm entwickelten *Datenbank deutscher Idiome*. Auch wenn die Entwicklung einer Datei zunächst nicht alle in sie gesetzten Erwartungen erfüllte, so vermag die computergestützte Phraseographie doch, "die Information in diskreter und maximal strukturierter Form" (S. 54) darzustellen. Etwa 1000 Idiome wurden aufgearbeitet. Für jedes Idiom wurde eine Eingabemaske erarbeitet, die einzelne Felder beinhaltet, die der Verfasser – an Beispielen erläutert – ausführlich vorstellt. Ein Positivum der Datei ist – und hier stimmt man dem Autor gern zu – deren Orientierung an der gesprochenen Sprache. Der Autor zeigt bisher noch ungenutzte Möglichkeiten der computergestützten Phraseographie auf und skizziert Perspektiven für weitere Forschungen.

Streitgespräche, eine Form der Verbalaggression, untersucht **Erzsébet Forgács**. "Weil die emotionale Entladung meist verbal erfolgt, erscheint der Emotionsausdruck auch linguistisch relevant" (S. 69). An ausgewählten literarischen Texten werden die wichtigsten Merkmale dieses Gesprächstyps, z.B. das Beteiligtsein von mindestens zwei Interaktionspartnern, das Vorhandensein eines Konfliktes, aggressive Emotionen, die Verletzung des Images, Kooperativität (mit dieser Komponente setzt sich die Referentin kritisch auseinander) veranschaulicht. Neben den deskriptiven Aspekten stellt die Autorin auch interkulturelle Bezüge her. Ich persönlich glaube, daß hier stärker Aspekte aus dem psychologischen und soziologischen Bereich mitspielen als aus dem linguistischen.

Der dynamischen Entwicklung der interlingualen kontrastiven Phraseologieforschung in den letzten zehn Jahren ist der Beitrag von **Jarmo Korhonen** gewidmet. Sich an Meilensteinen dieser Entwicklung (Tagungen, Konferenzen, Herausgabe von Sammelbänden) orientierend sowie auf die Forschungstätigkeit herausragender Linguisten eingehend, vermittelt der Verfasser ein informatives und aktuelles Bild. Neben der Zusammenfassung der Ergebnisse der Forschungsaktivitäten unter bestimmten Gesichtspunkten (z.B. Anteil der Sprachen bzw. Sprachfamilien, bevorzugte Fragestellungen und Beobachtungsobjekte usw.) gibt der Verfasser wertvolle Anregungen für die weitere Forschung. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis schließt den Überblick ab.

Mit der kontrastiven Beschreibung des semantischen Feldes des Beförderns (anhand des Verbs fahren) beschäftigt sich **Stefan Pongó**. Dazu hat der Autor ein interessantes Modell entwickelt, das morphologische, semantische, schwer erfaßbare valenztheoretische sowie phraseologische Aspekte berücksichtigt und durch muttersprachliche Angaben dem Lerner leichter zugänglich gemacht werden soll.

In den Mittelpunkt ihres Beitrages rückt **Ildikó Szoboszlai** den Gebrauch der Genitivattribute sowie deren Konkurrenzformen, die auf ihre Austauschbarkeit hin untersucht werden. Ausgehend von den intersprachlichen Ähnlichkeiten der Genitivattribute kommt die Autorin zu der Feststellung, daß "ähnliche, oft gleiche Relationen, (d.h. Bedeutungen) in den deutschen und ungarischen Genitivattributen ausgedrückt werden können" (S. 138). Die kontrastive Analyse zeigt theoretisch anspruchsvoll und anhand eines reichhaltigen Beispielmaterials, welche ungarischen Äquivalente welcher Form entsprechen und welcher Konkurrenzformen sich das Ungarische bedient, um diese Relationen auszudrücken.

Roman Trošok vergleicht auf valenztheoretischer Grundlage Infinitivkonstruktionen bei Verben des Mitteilens im Deutschen und Slowakischen. Die Analyse ergab, daß der valenzabhängige Infinitiv (Infinitiv als dritter Aktant) in beiden Sprachen nur einige Übereinstimmungen im Gebrauch aufweist.

Die Unterschiede führt der Autor auf "sprachinterne Gesetzmäßigkeiten des grammatischen Baus der beiden Sprachen" (S. 163) zurück. Ein stärkeres Eingehen auf das Slowakische hätte ich mir jedoch gewünscht.

László Valaczkai analysiert die physiologischen und akustischen Merkmale der Verschlußlaute des Deutschen. Durch die Anwendung dynamischer Forschungsmethoden gelingt es dem Autor, die Verschlußlaute äußerst komplex zu typologisieren. Sicherlich wäre der interessierte Leser dankbar gewesen, wenn der Verfasser erste Erfahrungswerte zu den angedeuteten vielfältigen Anwendungsbereichen (vor allem dem Ausspracheunterricht) hätte einfließen lassen.

Beiträge zur Literaturwissenschaft

Der erste Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Komparatistik stammt aus der Feder von **Márta Harmat**, die einen typologischen Vergleich der zwei bekanntesten Oden Klopstocks und Lomonosovs vornimmt. Die Verfasserin, der es vor allem um die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge dieses Themas geht, will "die innere, subjektive Gedanken- und Gefühlsbewegung des Dichters" erfassen. Deshalb steht "im Mittelpunkt der Odeninterpretation nicht in erster Linie das Objekt der Begeisterung, sondern eher ihr Subjekt und die vom Objekt hervorgerufene subjektive Begeisterung selbst" (S. 186). Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, daß trotz der Gemeinsamkeit im Philosophisch-Ästhetischen die Verschiedenheit der geistigen Voraussetzungen hervorzuheben ist. Während Klopstock in der "protestantisch-pietistischen Weltanschauung" vorwurzelt ist, spiegelt sich in der Lomonosovschen Ode das "prawoslawische Gemeinschaftserlebnis des russischen Denkens" (S. 195).

Die Darstellung Ungarns/des Ungarischen und der ungarischen Figuren im Werk von Joseph Roth, insbesondere in seinem Roman *Die Kapuzinergruft*, erörtert **Gábor Kerekes**. Der Autor zeigt – durch zahlreiche konkrete Textbespiele belegt – Roths Antipathie gegenüber den Ungarn, die "kein positives Gefühl für die gemeinsame übernationale Heimat, die Monarchie, besitzen und zugleich die Unterdrücker mehrerer anderer Völker in eben dieser Monarchie sind" (S. 210). Die Analyse ungarischer Figuren im Rothschen Werk (z.B. der Familie Kovacs, der Frau Jolanth Szatmary) verdeutlicht deren vorwiegend mit negativer Konnotation verbundene Darstellung.

Beiträge zur Minderheitenforschung

Der deutschen Minderheitenforschung sind die nun folgenden beiden Aufsätze gewidmet.

Lautstand, Flexion, Syntax und Lexikon des Zimbrischen, der ältesten erhaltenen deutschen Sprachinselmundart, beschreibt **Maria Hornung**. Die Verfasserin bringt wichtige Anstöße für dringliche Untersuchungen und fordert Maßnahmen zur Erhaltung der zimbrischen Mundart, eines "Sprachdenkmals ersten Ranges" (S. 216).

Ausgehend von der allgemeinsprachlichen Gesetzmäßigkeit, daß das lexikalisch-semantische System relativ offen für fremdsprachliche Strukturen ist, intersucht **Georg Melika** die Wechselwirkung der deutschen, ungarischen und ukrainisch-ruthenischen Mundarten von Transkarpatien. Durch Schemata veranschaulicht der Autor die lexikalisch-semantische Heterogenität einer Sprache bzw. ihrer Mundarten. Dazu bezieht er neben den strukturellen, räumlichen und zeitlichen Kriterien das kommunikative Kriterium, die Kriterien des Standes (Raum und Usus) und der Entwicklung (Zeit und Verkehr) in seine Überlegungen ein.

Beiträge zur Didaktik

Dem Titel des Sammelbandes gemäß ist der Bereich der Fachdidaktik mit zahlreichen wertvollen Beiträgen vertreten.

Die Fehlerbewertung im schülerorientierten kommunikativen Unterricht ist Anliegen des Aufsatzes von **Otto Dinger**. Der Autor zeigt die Relation, in der der strukturelle und der kommunikative Fehler (im kommunikativen Unterricht sollte der strukturelle Fehler mit weniger als 50% in die Gesamtnote eingehen) zu sehen sind, und gibt Impulse für eine weitere Beschäftigung mit diesem Thema.

Unter sozialpsychologischem, logischem und pädagogischem Aspekt untersucht **Peter Doyé** Stereotypen im Fremdsprachenunterricht. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß Stereotypen dem Menschen zwar eine Groborientierung ermöglichen, aber "die meisten Situationen, in die die Menschen unserer komplexen politischen Welt gegen Ende des 20. Jahrhunderts kommen, zu ihrer Bewältigung ein differenzierteres Denken als das in Stereotypen (erfordern)" (S. 273). Damit kommt dem sich seiner pädagogischen Verantwortung bewußten Lehrer die Aufgabe zu, die Schüler auf die Gefährlichkeit stereotypen Denkens aufmerksam zu machen und bereits vorhandene Stereotypen zu modifizieren. Dazu gibt der Autor verschiedene Anregungen.

Rolf Ehnert sieht seinen Beitrag als Plädoyer für die Forderung, regionale Varianten des deutschen Sprachraumes in die "Lehrerausbildung und in die Lehrmaterialien, damit in die Sprachausbildung aufzunehmen" (S. 279). Sicher bestehen die Forderungen des Verfassers zurecht, da gerade wegen der breiten Gefächertheit der Ausbildung von Germanisten/Deutschlehrern außerordentlich viele Möglichkeiten gegeben sind, die Studierenden für diese Problematik zu sensibilisieren, zumal grundlegende Voraussetzungen, wie z.B. Kenntnisse über die 2. Lautverschiebung, vermittelt werden, vom Umfang her gibt es – meiner Ansicht nach – aber Diskussionswürdiges.

Der konfrontativen Linguistik kommt im Beziehungsfeld Linguistik-Fremdsprachendidaktik ein besonderer Stellenwert zu.

Wolf-Dieter Krause geht in diesem Zusammenhang auf theoretische und praktische Probleme des Vergleichs von Textsorten zweier oder mehrerer Sprachen hinsichtlich der beiden Aspekte Struktur und Kultur ein und exemplifiziert die drei damit zusammehängenden Arten von Äquivalenzbeziehungen:

1. Totale (oder weitgehende) Äquivalenz
2. Nulläquivalenz
3. Partielle Äquivalenz.

Einige Desiderata deuten die zahlreichen Forschungsmöglichkeiten an.

Kritisch und differenziert setzt sich **Hansjörg Landkammer** mit der Problematik Sinn, Zweck und Gefährlichkeit von Nationalhymnen auseinander. Gerade die geographischen, sozialen und politischen Veränderungen in Europa berechtigen zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit dieser Thematik.

Jakob Ossner plädiert in seinem Aufsatz für einen Grammatikunterricht, der als "Reflexion über Sprache" verstanden wird und sich nicht "in der Vermittlung terminologischen Wissens" erschöpft (S. 326). Auch wenn der Autor sich auf den muttersprachlichen Grammatikunterricht bezieht, so sind doch metakommunikative Zugangs- und extrakommunikative Betrachtungsweisen als "Fundament eines jeden Grammatikunterrichtes" (S. 323) auch für den Bereich Deutsch als Fremdsprache zu überdenken.

Auch im Beitrag von **Winfried Ulrich** geht es um Reflexion über Sprache, wobei er das Konzept eines "textorientierten Grammatikunterrichtes" vertritt. "Textorientierung sollte vorherrschendes Prinzip für Sprachrezeption, Sprachproduktion und Sprachreflexion sein" (S. 346). Daß dabei der Textsorte Witz (Anspielungs- und Mißverständniswitz) eine wesentlich größere Beachtung geschenkt werden muß, vermag der Autor in köstlicher Weise überzeugend darzustellen. Die ausführlich beschriebenen Unterrichtsvorschläge bieten viele Anregungen für eine praktische Umsetzung.

Anerkennung gebührt dem Herausgeber, dem es gelungen ist, namhafte Germanisten für diesen – auch drucktechnisch gelungenen Band zu gewinnen. Eine breite Palette theoretisch anspruchsvoller Beiträge, die einerseits das vielseitige Profil des Lehrstuhls verdeutlichen und deren Ergebnisse und theoretische Schlüsse andererseits mannigfaltige Anregungen für weiterführende Untersuchungen und schöpferische Diskussionen geben. Das den Sammelband abschließende Autorenverzeichnis bringt dem Leser die Verfasser auch menschlich näher.

Petra Szatmári
Szombathely

Berichte–Informationen

Zerlegte-Informationen

Nachtrag

Unsere Leser haben uns auf die folgenden Irrtümer im *Jahrbuch der Ungarischen Germanistik 1992* aufmerksam gemacht, die wir sehr bedauern und hiermit korrigieren:

1. In Peter Matés Rezension *Rezeption der deutschsprachigen Literatur in Ungarn 1945-1980* (S. 451) bleibt der Verfasser der Bibliographie ungenannt. Es handelt sich um **Sándor Komáromi**. Antal Mádl ist Herausgeber der Reihe.

2. In der Rubrik Berichte – Informationen wird auf S. 479 das Germanistische Institut der Eötvös-Loránd-Universität Budapest vorgestellt. In der Reihe der Leiter des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur fehlt dort **Károly Mollay**. Er hatte diese Funktion 1971-1976 inne.

Die Redaktion

Germanistisches Institut der Eötvös Loránd Universität Budapest

Veranstaltungen im Bereich Sprachwissenschaft

Wörterbuchprojekt Deutsch-Ungarisch/Ungarisch-Deutsch

Am *Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Univesität* in Budapest fand am 1. und 2. April 1993 ein Kolloquium zum Thema Wörterbuchprojekt Deutsch-Ungarisch/Ungarisch-Deutsch statt, das von **Regina Hessky**, der Leiterin des Lehrstuhls für Germanistische Linguistik, geleitet wurde und in dem es um das Projekt eines neuen Wörterbuchs ging, das dort begonnen wurde: geplant ist zunächst ein Deutsch-Ungarisches Handwörterbuch von ca. 50.000 Lemmata. Neben den Mitarbeitern des Germanistischen Instituts nahmen u.a. Wissenschaftler der *Ungarischen Akademie der Wissenschaften Szeged* sowie als Gäste – im Sinne des Partnerschaftsvertrags zwischen der Eötvös-Loránd-Universität und der *Ruprecht-Karls-Universität* – die Heidelberger Professoren **Oskar Reichmann** und **Herbert Ernst Wiegand** am Kolloquium teil.

Einleitend stellte Regina Hessky das gesamte Wörterbuchprojekt vor, in dem die Erarbeitung des genannten Handwörterbuchs die erste Etappe darstellt. Der natürliche Verschleiß von Lexika infolge der durch den kontinuierlichen materiellen und geistigen Lebenswandel bewirkten Veränderungen im Lexikon der Sprachen, neue Erkenntnisse der lexikographischen Forschung (unter denen zweifelsohne das Aktiv-Passiv-Prinzip die folgenschwerste ist) sowie die erhöhten Anforderungen durch den – politisch und wirtschaftlich bedingt – sprunghaft angestiegenen Bedarf an Deutschkenntnissen im heutigen Ungarn machen ein konzeptionell neuartiges zweisprachiges Gebrauchswörterbuch notwendig.

Es folgten am ersten Tag Arbeitsberichte von **Regina Hessky** über *Das passive Handwörterbuch – Kriterien der Lemmaselektion*, von **Sarolta László** zu *Problemen der Mikrostruktur: Darbietung der Lemmata und der Äquivalenzen* und von **Rita Brdar Szabó** mit dem Titel *Thesen zur Wortbildung in der zweisprachigen Lexikographie mit besonderer Berücksichtigung eines passiven Wörterbuches Deutsch-Ungarisch*. Der Workshop wurde am zweiten Tag mit folgenden Vorträgen fortgesetzt: **Edit Görbicz** *Zum Problem der falschen Freunde in einem deutsch-ungarischen Wörterbuch*, **Bertalan Iker** *Zur Darstellung fester Wortverbindungen im zweisprachigen Wörterbuch* und Attila Péteri zur *Darstellung der unflektierbaren Wörter in einem deutsch-ungarischen passiven Wörterbuch*. Das Kolloquium wurde mit einer weiterführenden Abschlußdiskussion beendet. Die Vorträge sollen in einem Sammelband

veröffentlicht werden und als Fortsetzung dieser 1. Arbeitstagung sind für 1994 weitere zwei Kolloquien geplant, um die Mitarbeiter des Wörterbuchprojekts auf die Arbeit entsprechend vorzubereiten.

Tibor Tombor
Budapest

Deutsche Grammatik? Ja, aber meine!

Vom 22. bis zum 24. September 1993 fand am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität Budapest die Tagung *Deutsche Grammatik? Ja, aber meine!* statt. Das Treffen wurde von Mitarbeitern des sprachwissenschaftlichen Lehrstuhls organisiert und von der Stiftung *Pro renovanda cultura Hungariae* sowie der *Ungarischen Außenhandelsbank AG* (MKB Rt.) finanziell unterstützt. Gegenstand der Tagung war einerseits die Behandlung grammatischer „Problemfälle" des Deutschen durch verschiedene Grammatiktheorien sowie andererseits die Präsentation eines möglichst breiten Spektrums alternativer Konzepte und Methoden innerhalb der Grammatikographie. Dazu wurden eingeladen Verfasser deutscher Grammatiken, die die Eigenart und Vorzüge ihrer Grammatik darstellten, und ungarische Germanisten, die bestimmte Probleme der deutschen Grammatik mit diesen unterschiedlichen grammatischen Beschreibungen konfrontierten. Das Programm umfaßte ein Reihe von Vorträgen sowie eine abschließende Podiumsdiskussion. Vorträge hielten **W. Admoni** *(Das Problem der theoretischen Anweisungen in den grammatischen Lehrbüchern)*, **V. Ágel** *(Konstruktion oder Rekonstruktion? Überlegungen zum Gegenstand einer radikal konstruktivistischen Linguistik und Grammatikographie)*, **M. Bartha** *(Satzmodus und Illokutionstyp)*, **R. Brdar-Szabó** *(PRO-blematisches in deutschen Grammatiken)*, **J. Buscha** *(Referenzgrammatiken als theoretische Mischgrammatiken)*, **P. Eisenberg** *(Welche Grammatik braucht der Germanistikstudent?)*, **H. Haider** *(Grammatici certant – quis leget haec?)*, **E. Hentschel und H. Weydt** *(Die Wortarten im Deutschen)*, **H.-J. Heringer** *(Rezeptive Grammatik von innen und außen)*. **J. Kohn** *(Brauchen wir eine Stilistische Grammatik?)*, **E. Komlósi-Knipf** *(Argumentbindung, semantische Transparenz, und Produktivität in deutschen Komposita)*, **O. Korencsy** *(Präfixologie oder terminologische Vielfalt aus der Sicht eines Auslandsgermanisten)*, **A. Péteri** *(Partikelsyntax oder Partikelpragmatik?)*, **W. Motsch** *(Wortbildungsfakten, Wortbildungstheorien)*, **I. Szigeti** *(Syntaktische 'Hauptsatzphänomene' in Nebensätzen: Vorkommen, syntaktische und pragmatische Deutung)*, **H. Weinrich** *(Grammatik und Gedächtnis)*, **J.-M. Zemb** *(Zur Kalkülfähigkeit der deutschen Grammatik)*.

Zu der von **F. Kiefer** geleiteten Podiumsdiskussion trugen **P. Bassola, L. Götze, R. Hessky** und **G. Zifonun** mit Thesenvorträgen bei.

Die Tagung bot neben dem eigentlichen Vortragsprogramm zahlreiche Gelegenheiten zu angeregten Diskussionen im Kollegenkreis, Diskussionen, die wesentlich zum besseren Verständnis der in den Referaten vertreten Positionen beigetragen haben dürften, und die gewiß auch in der für 1994 in Aussicht gestellten Publikation der Tagungsbeiträge in der Reihe *Linguistische Arbeiten* ihren Niederschlag finden werden.

Thomas Herok
Budapest

Vorträge eingeladener Gäste:

Dr. Jürgen E. Schmidt (Deutsches Institut der Universität Mainz): Entwicklungstendenzen im Deutschen: Satzbau und Substantivgruppe. (21. 09. 1993)

Dr. Gertrud Gréciano (Strasbourg): Phraseologie als Modell (27. 10. 1993) sowie die Textualität der Phraseme (29. 10. 1993)

Stefan Ettinger (Augsburg): Redensarten in der aktuellen Karikatur (29. 10. 1993)

Vorträge von Mitarbeitern des Instituts im Ausland:

Maria Erb: Ortsneckereien als Datenquellen der Mundartforschung (Marburg, 05. 07. 1993) sowie Zweisprachigkeit als sozial determinierte graduelle Erscheinung am Beispiel der Ungarndeutschen (Heidelberg, 28. 11. 1993)

Maria Wolfart-Stang: Sozialer Status und Sprachgebrauch. Zum Porträt eines ungarndeutschen Bauern (Heidelberg, 27. 10. 1993)

*

Die Aktivitäten des Szegeder Germanistischen Instituts im Jahre 1993

18. Februar

Auftritt einer Theatergruppe aus Österreich mit dem Stück *Nur keine Tochter.*

24.-25. Februar und 17.-18. März

Johann Nestroy: *Das Mädl aus der Vorstadt*
Aufführungen der Theatergruppe von Germanistikstudenten aus Szeged in Pécs, Budapest und Szeged.

10.-25. März 1993

Ausstellung *Die Zeit gibt die Bilder* in der Somogyi-Bibliothek. Bei der Eröffnung hielt Dr. Alfred Fickel (JATE) einen Vortrag über *Exil und Literatur.*

12. März

Vortrag und Seminar von Prof. Dr. Sigurd P. Scheichl über *Leo Perutz – ein früher Meister der Kurzgeschichte in deutscher Sprache.*

16. März

Vortrag von Prof. Dr. Klauser über Marie von Ebner-Eschenbach.

26. März

Vortrag von Prof. Dr. Wendelin Schmidt-Dengler über *Die österreichische Literatur nach 1945 – ein Überblick* und Seminar zu *Literatur und Philosophie des Wiener Kreises zu Musil und Broch.*

21.-31. Mai

Internationales Kolloquium *Zweisprachige Lexikographie Ungarisch-Deutsch/Deutsch-Ungarisch,* mit Beiträgen von Dr. Csilla Bernáth /JATE/ (Konzeption eines Deutsch-Ungarischen Wörterbuches „Neue deutsche Wörter"), von Dr. Péter Bassola /JATE/ (Schwierigkeiten eines Lernerwörterbuches „Substantivvalenz" Deutsch-Ungarisch), von Edit Gyárfás /JATE/ (Fehler im Lemmabestand des Wörterbuchs Ungarisch-Deutsch von Előd Halász).

27.-29. September

Internationales Symposium *Formen religiöser Literatur in Österreich von 1848 bis 1955* mit 18 Teilnehmern aus 6 Ländern. Beiträge u.a. von Dr. Karlheinz Auckenthaler /JATE/ (Vorüberlegungen zur Problematik um die religiöse Literatur), von Gabriella Stanitz /JATE/ ("Erlösung" in Hugo von Hofmannsthals Dramatik), von Dr. Károly Csúri /JATE/ (Zur strukturellen Offenbarung des Religiösen in Trakls Dichtung), von Anita Nikics /JATE/ (Das Religiöse in Franz Werfels früher Prosa), von Dr. Regina Schäfer /JATE/ (Biblische Motive im Romanwerk Jakob Wassermanns), von Márta Bubik /JATE/ (Christliche Motive in Max Mells Weihefestspielen), von Emese Gyura /JATE/ (Das Religiöse bei Peter Rosegger, von Dr. Katalin Hegedűs-Kovacsevics /Novi Sad-JATE/ (Reinmichels Unterhaltungsliteratur im Dienste der katholischen Erneuerung).

18. November

Gundi Feyrer (Hamburg/Paris) las aus ihren Werken.

9.-10. Dezember

Internationales literaturwissenschaftliches Kolloquium *Probleme der Interpretation anhand von Georg Trakls Lyrik,* Teilnehmer Dr. Karlheinz Auckenthaler /JATE/, Endre Hárs /JATE, z. Zt. DAAD-Stipendiat in Göttingen/ und Dr. Károly Csúri /JATE/ mit einem Beitrag (Zu den Verständnisschwierigkeiten von Trakls Lyrik).

*

Österreichische Literatur nach 1945 Thomas Bernhard, Paul Celan, Ingeborg Bachmann

Das *Institut für Germanistik der Lajos-Kossuth-Universität Debrecen* hat vom 5. bis 8. Oktober im Rahmen einer *Woche der Österreichischen Kultur* ein Symposion zum Thema Österreichische Literatur nach 1945 veranstaltet. Unterstützer und Mitveranstalter waren das *Österreichische Kulturinstitut* in Budapest, die Stiftung *Aktion Österreich-Ungarn* und die *Lajos-Kossuth-Universität* zu Debrecen. Die wissenschaftliche Leitung der Veranstaltung lag in der Hand von **Tamás Lichtmann**, Direktor des Instituts für Germanistik. Schwerpunkte der Diskussion bildeten das Problem der österreichischen Identität so wie das Werk Thomas Bernhards, Paul Celans und Ingeborg Bachmanns.

Den Auftakt zum Thema österreichische Identität gab der Schriftsteller **Robert Menasse** (Wien) und ein Referat über Menasses kritisches Österreichbild von **Annette Daigger** (Saarbrücken). **Sigurd Paul Scheichel** (Innsbruck) und **Karl Müller** (Salzburg) untersuchten das Problem im Spiegel von Qualtingers Kabarett-Texten und in Volkstücken von Fritz Kortner, Fritz Hochwälder und Heinz R. Unger. **Walter Fanta** (z.Z. in Debrecen) erarbeitete literarische Österreich-Bilder in Anthologien österreichischer Gegenwartsliteratur. Weitere Referate lieferten **Donald G. Daviau** (Riverside/USA), **Karlheinz F. Auckenthaler** (Szeged/Ungarn) und **Sándor Komáromi** (Budapest). Die Diskussion zum ersten Schwerpunkt wurde mit den Referaten von **Alexandr W. Belobratow** (St. Petersburg/Rußland) über die Rezeption zeitgenössischer österreichischer Literatur in der ehemaligen Sowjetunion und von **Eszter Kiséry** (Debrecen) über den Österreichbegriff in der ungarischen Literaturwissenschaft der Zwischenkriegszeit abgeschlossen.

Ein Beitrag von **John Pattilo-Hess** (Santiago/Chile-Wien) über Thomas Bernhards Verhältnis zu Österreich leitete die Diskussion zum nächsten Schwerpunkt über. Nach einer Analyse der Ich-Problematik bei Bernhard im Rahmen von Biographien und Autobiographien in der neueren österreichischen Literatur von **Zoltán Szendi** (Pécs/Ungarn) lieferten **Herbert Gamper** (Kreuzlingen/Schweiz) und **Barbara Mariacher** (z.Z. in Pécs/Ungarn) Einzelanalysen zu den Werken Der *Theatermacher* und *Auslöschung*. **Jean-Marie Winkler** (Paris) wagte ein intellektuelles Abenteuer, indem er Bernhards Stück *Der Ingnorant und der Wahnsinnige* als Parallel- oder Gegenstück zu Mozarts *Zauberflöte* las. **Endre Kiss** (Budapet) entwickelte in seinem Beitrag eine Theorie über eine spezifische Vorstellung von Absurdität bei Thomas Bernhard.

Zu Paul Celans Schrift Gespräch im Gebirg referierte **Gábor Schein** (Budapest/Debrecen). **Tamás Lichtmann** (Debrecen) zog einen Vergleich zwischen Celan und dem ungarischen Dichter János Pilinszky. Zu Ingeborg Bachmanns Lyrik wurden Referate von Ass. Prof. **Konstanze Fliedl** (Wien), **Wilhelm Petrasch** (Wien) und **Herbert Arl** (Wien) abgehalten. **Gabriella Hima** (Debrecen) sprach über die Funktion der Dialogizität in Bachmanns Malina und **Kurt Bartsch** (Graz) untersuchte die Verfilmung des Romans. Im abschließenden Referat von **Kálmán Kovács** (Debrecen) wurden im Kontext der literarischen Kaspar-Hauser-Rezeption anthropologische Probleme in Peter Handkes *Kaspar* dargelegt.

Kálmán Kovács
Debrecen

Veranstaltungen 1993

Oktober

An dem Institut für Germanistik an der Lajos-Kossuth-Universität hielten im Rahmen einer einmonatigen Gastprofessur (-Dozentur) die folgenden Wissenschaftler Vorlesungen und Blockseminare:
Prof. Dr. Hans-Georg Kemper (Univ. Giessen): Romantik, Expressionismus
Doz. Dr. Karl Müller (Univ. Salzburg): Wiener Moderne, Austrofaschismus

4.-8. November

Österreichische Kulturwoche an der Lajos-Kossuth-Universität
Mit Unterstützung des Österreichischen Kulturinstituts Budapest und der Stiftung Aktion Österreich-Ungarn veranstalteten das Institut für Germanistik und die Universität eine österreichische Kulturwoche. Die wichtigsten Veranstaltungen waren:

- Symposion zum Thema *österreichische Literatur nach 1945. Thomas Bernhard, Paul Celan, Ingeborg Bachmann.* Die Veröffentlichung der Beiträge ist für 1994 geplant. (Siehe Konferenzbericht in diesem Band)
- *Theateraufführung – Lesung*
  Eine Austrophile Revue von A bis Z. Von und mit Stephan Bruckmeier und mit Studenten der Germanistik
  Georg Büchner: *Woyzeck.* Regie: Stephan Bruckmeier (Volkstheater, Wien) Aufgeführt von den Studenten des Instituts
  Claus Peymann und Hermann Beil auf der Schulzweise (Gelesen von Frau und Herrn Bruckmeier)
- Lesung des Schriftstellers Robert Menasse
- Eröffnung der *Jura-Soyfer-Ausstellung* von Herrn Dr. Herbert Arlt, Geschäftsführer der *Jura-Soyfer-Gesellschaft* in Wien und Dr. Tamás Lichtmann, Leiter des Instituts für Germanistik in Debrecen. Lesung der Schriftstellerin Gundi Feyrer (in Zusammenarbeit mit dem Goethe Institut Budapest)
- Übergabe und Eröffnung der *Österreich-Bibliothek,* einer Spende der Republik Österreich.

Es stellt sich vor:

Die *Universität Debrecen* wurde 1912 gegründet und war Nachfolgerin der protestantischen Hochschule *Református Kollégium* mit jahrhundertelanger Tradition. Professoren der Germanistik nach der Universitätsgründung waren 1914 bis 1941 der deutschstämmmige Richard Huss, ein großer Kenner der Siebenbürger Sachsen und bis 1950 Béla Pukánszky, dessen Hauptwerk *Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn* (1931) als die wichtigste Leistung zu diesem Thema betrachtet werden kann.

1950 wurden die Lehrstühle der modernen Philologie im Zeichen des ideologischen Kampfes (mit Ausnahme der Slawistik) geschlossen. Die Germanistik ist seit 1958 wieder präsent, vorerst noch als Teil eines germanischen Institutes, das Anglistik und Germanistik umfaßte. Die Gründung eines selbständigen Lehrstuhls für Germanistik erfolgte erst im Jahre 1964. Geleitet wurde

der Lehrstuhl bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1981 von Prof. Lajos Némedi, Spezialist für die Goethe-Zeit und die deutsch-ungarischen Beziehungen. Nachfolger waren Sándor Gárdonyi (1981-87), Piroska Kocsány (1987-91) und Tamás Lichtmann (1991-).

Die ehemals kleine Institution mit 5-10 Mitarbeitern und insgesamt etwa 80-100 Studenten erfuhr in den letzten Jahren einen enormen Zuwachs an Studentenzahlen und Aufgabenbereichen. Der Lehrstuhl wurde deshalb 1992 zu einem Institut für Germanistik ausgebaut. Institutsleiter ist Doz. Dr. Tamás Lichtmann. Die Einheiten des Institutes sind:

Lehrstuhl für germanistische Linguistik
(Leitung: Doz. Dr. András Kertész)
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur
(Leitung: Doz. Dr. Tamás Lichtmann)
Abteilung für Deutsch als Fremdsprache
(Leitung: Dr. Katalin Beke)

Die Einrichtung einer Studienrichtung Nederlandistik als Nebenfach ist in Vorbereitung. Gegenwärtig werden Sprachstunden sowie Lehrveranstaltungen zur niederländischen Literatur und Sprachwissenschaft angeboten.

Zur Zeit sind am Institut 32 Mitarbeiter tätig (darunter 5 Lektoren aus der BRD und je 2 aus Österreich und aus den Niederlanden). Die Zahl der Studierenden liegt um die 500. Neben dem traditionellen Germanistikstudium mit einer Regelstudienzeit von 10 Semestern wurde eine dreijährige Sprachlehrerausbildung und eine Umschulung für Russischlehrer eingerichtet.

Bis jetzt sind 21 Bände des Jahrbuches des Institutes *Arbeiten zur deutschen Philologie/Német Filológiai Tanulmányok* (gegründet 1964) erschienen.

Die Anschrift des Institutes:
Institut für Germanistik
Lajos-Kossuth-Universität
H-4010 Debrecen, Pf. 47
Tel.: 52/316-666
Fax: 52/312-336

Das *Philosophische Institut der Universität Miskolc* wurde am 1. Juli 1992 gegründet, die Lehrtätigkeit wurde im Herbstsemester 1992 aufgenommen. Am Institut sind zwei Lehrstühle, der Lehrstuhl für deutsche Literatur, geleitet von József László Kovács und der Lehrstuhl für deutsche Linguistik, dessen Leiter Nelu Bradean-Ebinger ist. Insgesamt sind am Institut 12 ungarische Mitarbeiter sowie zwei Lektoren tätig. Am Institut werden Deutschlehrer in dreijähriger Ausbildung ausgebildet sowie Russischlehrer umgeschult.

Anschrift: Universität Miskolc
Philosophisches Institut
Egyetemváros
Miskolc
H-3515

Hinweise

Bestellmöglichkeit

Der Leser hält den zweiten Band des Jahrbuches in der Hand. Die Redaktion ist bemüht, die Ausgabe möglichst vielen (gratis) zukommen zu lassen. Da aber die Zahl der freien Exemplare von den jeweiligen finanziellen Möglichkeiten abhängig ist, bieten wir denen, die das Jahrbuch mit Sicherheit beziehen möchten, eine Bestellmöglichkeit an.

Die Redaktion kann Bestellungen für den dritten Band (1994) bis zum 31. Dezember 1994 annehmen. Die Lieferung erfolgt im ersten Halbjahr 1995.

Gebühren bei Bestellungen (zu Selbstkosten)

- in Ungarn: ca. 700.- Ft (plus Versandkosten)
- aus dem Ausland: ca. 20.- DM (plus Versandkosten)

Bestellungen unter der Anschrift der Redaktion.

Bibliographie 1992

Die Bibliographie enthält 1992 in Ungarn sowie im Ausland erschienene germanistische Publikationen (selbständige Werke und in Sammelbänden bzw. Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze). Mit * sind diejenigen Titel versehen, die aus der Bibliographie für 1991 herausgeblieben sind. In die Bibliographie werden belletristische Veröffentlichungen, Buchbesprechungen, Theaterkritiken sowie Texte aus Tageszeitungen nicht aufgenommen.

Sprachwissenschaft, Deutschunterricht:

1. ÁGEL, VILMOS: Lexikalische Verträglichkeiten. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 15-34.

2. ÁGEL, VILMOS: Statik und Dynamik in der Betrachtung des deutschen Wortschatzes. Lexikalische Ellipse und Verbvalenz. = *Német filológiai tanulmányok* – Arbeiten zur deutschen Philologie. Jg. 21/1992, S. 1-9.

3. AMMON, ULRICH: Varietäten des Deutschen. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 203-223.

4. BADSTÜBNER-KIZIK, CAMILLA: 3 Semester DaF-Lehrerausbildung in Gdansk. Ein Erfahrungsbericht. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 2. S. 26-35.

5. BASSOLA, PÉTER: Deutsche Sprache in Ungarn einst und jetzt. In: *Kulturraum Donau.* Petrasch, Wilhelm (Hrsg.): Wien 1991, S. 51-60.

6. BASSOLA, PÉTER: Deutsche Sprache in Ungarn. In: Sprachreport 2-3/1992, Mannheim, S. 29-30.

7. BASSOLA, PÉTER: Távoktatási kisérlet. Német nyelvoktatás a Tudományos Ismeretterjesztő Társulat és a Magyar Televízió közreműködésével. (Experiment im Fernunterricht. Deutschunterricht in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft zur Verbreitung populärwissenschaftlicher Kenntnisse und des Ungarischen Fernsehens) = *Távoktatás Magyarországon. 1970-1980.*Kovács, Ilma (Hrsg.): (Fernunterricht in Ungarn. 1970-1980). Budapest 1992, S. 145-149.

8. BEKE, KATALIN: Transferenz und Integration deutscher Lehnwörter im Ungarischen. = *Német filológiai tanulmányok* – Arbeiten zur deutschen Philologie. Jg. 21/1992, S. 10-17.

9. BESCH, WERNER: Zur Kennzeichnung standartsprachlicher Wortvarianten in Wörterbüchern. = *Német filológiai tanulmányok* – Arbeiten zur deutschen Philologie. Jg. 21/1992, S. 18-27.

10. BIECHELE, WERNER: Wie wichtig ist der Text? Zum Verstehen literarischer Texte im Fremdsprachenunterricht. = *DUFU.* Jg. 6/1991, Nr. 1. S. 16-25. *

11. BOGNER, ISTVÁN: Valenzbedingte Präpositionalphrasen im Deutschen und ihre Äquivalente im Kroatischen oder Serbischen. In: *RADOVI, Razdio filoloskih znanosti,* Filozofski fakultet Zadar. 1992, S. 93-120.

12. BOGNER, ISTVÁN: Fachdeutsch Technik. Műszaki Főiskola Szabadka, Szabadka 1991, 254 S. *

13. BOGNER, ISTVÁN: Predlozne fraze u nemackom i njihovi ekvivalenti u srpskohrvatskom jeziku. In: *IV. Simpozijum* Kontrastivna i jezicka istrazivania 8. i 9. dec. 1989, u Novom Sadu, Filozofski fakultet Novi Sad, Újvidék 1991, S. 235-241. *

14. BOR, AMBRUS: Gépkor, nyelvek, találkozások. (Maschinenzeitalter, Sprachen, Begegnungen).= *Kortárs.* Jg. 36/1992, Nr. 5. S. 110-112.
Über die Zeitschrift "Sprache im technischen Zeitalter" und deren Begründer Walter Höllerer.

15. BÖGER, JOACHIM: Niederdeutsch in Ungarn? = *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.* Jg. 1992. Heft 99, S. 59-61.

16. BRDAR SZABÓ, RITA: Einige Besonderheiten in der Distribution von Nomina agentis und Nomina patientis in interlinguale Relation. In: *New Departures in Contrastive Linguistics.* Markus, Manfred und Christian Mair (Hrsg.): Vol. 1. Universität Innsbruck (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft) S. 251-259. (In Zusammenarbeit mit Mario Brdar).

17. BRDAR SZABÓ, RITA: A nyelvtan és a lexika integratív tanításának problémái. (Probleme bei der integrativen Vermittlung von Grammatik und Lexik) = *Gondolatok a nyelvtanításról és nyelvtanulásról.* (Gedanken über Sprachunterricht und Sprachenlernen). Debrecen: Kölcsey Ferenc Tanítóképző Főiskola, 1992, S. 82-833.

18. BRDAR SZABÓ, RITA: Wortbildung zwischen Theorie und Praxis: Einige Möglichkeiten der Anwendung von Forschungsergebnissen im Fremdsprachenunterricht. = *DUFU.* Jg. 6/1991, Nr. 1. S. 6-15. *

19. BRDAR SZABÓ, RITA – BRDAR, MARIO: Houw tough is tough movement to typologize? In: *New Departures in Contrastive Linguistics.* Markus, Manfred und Christian Mai (Hrsg.): Vol. 1. Universität Innsbruck (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft), 1992, S. 105-114.

20. BRDAR SZABÓ, RITA – BRDAR, MARIO: Kontrolle kontrastiv gesehen: Wegweiser zu einer Neuorientierung. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 239-258.

21. BUSCHA, JOACHIM: Methodologische Prinzipien für die Beschreibung der Morphologie (am Beispiel der Adjektivdeklination). = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 1. S. 5-17.

22. CASSIRER, ERNST: Nyelv és mitosz. (Sprache und Mythos). Übs. Márta Sarankó. = *Helikon.* Jg. 38/1992, Nr. 3-4. S. 37-51. (Auszug).

23. ENGEL, ULRICH: Der Satz und seine Bausteine. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 53-76.

24. ERDEI, GYULA: Adäquater Fremdsprachenunterricht. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 2. S. 20-25.

25. FINKE, PETER: Philosophie und die Bedeutung von Texten. = *Német filológiai tanulmányok – Arbeiten zur deutschen Philologie.* Jg. 21/1992, S. 28-47.

26. FISCHER, GUDRUN: Landeskunde für Europa – Überlegungen und Vorschläge. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 2. S. 25-35.

27. FÖLDES, CSABA (Hrsg.): Deutsche Phraseologie in Sprachsystem und Sprachverwendung. Wien 1992, 232 S.

28. FÖLDES, CSABA: Deutsch-ungarisches Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Fachausdrücke. Német-magyar nyelvészeti szakkifejezések szótára. Szeged 1991, ^{2}1992, 256 S.

29. FÖLDES, CSABA: Farbbezeichnungen als phraseologische Strukturkomponenten im Deutschen, Russischen und Ungarischen. = *EUROPHRAS 90.* Akten der internationalen Tagung zur germanistischen Phraseologieforschung Aske/Schweden 12.-15. Juni 1990. (= Acta Universitatis Upsaliensis. Studia Germanistica Upsaliensia 32) Uppsala 1991, S. 77-89. *

30. FÖLDES, CSABA: Feste verbale Vergleiche im Deutschen, Russischen und Ungarischen. In: *Untersuchungen zur Phraseologie des Deutschen und anderer Sprachen: einzelsprachlich – kontrastiv – vergleichend;* Korhonen, Jarmo (Hrsg.): internationale Tagung in Turku 6.-7. 09. 1991. Frankfurt(Main)/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien 1992, (= Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache. Bd. 40), S. 61-78.

31. FÖLDES, CSABA: Der Unterricht des Deutschen als Nationalitätensprache in Ungarn: eine aktuelle Übersicht. = *Deutsch lernen. Zeitschrift für den Deutschunterricht mit ausländischen Arbeitnehmern.* Baltmannsweiler 17, 3/1992, S. 259-267.

32. FÖLDES, CSABA: Überlegungen zur Problematik der Identität bei den Ungarndeutschen. = *Germanistische Mitteilungen.* Brüssel 35/1991, S. 93-106. *

33. FÖLDES, CSABA: Zu den österreichischen Besonderheiten der deutschen Phraseologie. In: Földes, Csaba (Hrsg.): Deutsche Phraseologie in Sprachsystem und Sprachverwendung. Wien 1992, S. 9-24.

34. FÖLDES, CSABA: Zu einem neuen Modell der Lehrerausbildung für 'Deutsch als Nationalitätensprache'. = *Lernen in Deutschland. Zeitschrift für interkulturelle Erziehung.* Baltmannsweiler 12, 1/1992, S. 88-94.

35. FÖLDES, CSABA: Zur gegenwärtigen Situation des Deutschen als Fremdsprache in Ungarn: dargestellt im osteuropäischen Kontext. = *Zielsprache Deutsch.* München 23, 1/1992, S. 30-40.

36. FÖLDES, CSABA: Zur Statik und Dynamik der deutschen Phraseologie am Beispiel der onymischen Phraseologismen. = *Német filológiai tanulmányok* – Arbeiten zur deutschen Philologie. Jg. 21/1992, S. 48-60.

37. FÖLDES, CSABA (Hrsg.): Germanistik und Deutschlehrerausbildung. Festschrift zum hundertsten Jahrestag der Gründung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Szeged. Szeged 1993, 372 S.

38. FUTAKY, ISTVÁN: A magyar nyelv a Göttingische Gelehrte Anzeigen 18. és 19. századi recenzióinak tükrében. (Die ungarische Sprache in den Rezensionen der Göttingischen Gelehrten Anzeigen im 18. und 19. Jahrhundert). = *Tanulmányok a magyar nyelvtudomány történetének témaköréből.* Red. Jenő Kiss, László Szüts. Budapest 1991, S. 180-184. *

39. GAUGER, HANS-MARTIN: Zum richtigen Ansatz an der Wortbildung. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 45-52.

40. GERNER, ZSUZSANNA: Sprachgebrauch, Sprachvariation und Sprachwandel in ungarndeutschen Gemeinden. Zur Methodologie einer empirischen Untersuchung. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 429-447.

41. GERSTNER, KÁROLY: A német jövevényszavak vizsgálata a TESZ megjelenése után. (Untersuchung der deutschen Lehrwörter nach der Erscheinung des Historischen Etymologischen Wörterbuches). = *Tanulmányok a magyar nyelvtudomány történetének témaköréből.* Red. Jenő Kiss, László Szüts. Budapest 1991, S. 205-212. *

42. GREULE, ALBRECHT: Sprachpflege, Sprachkultur, Sprachkritik. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 165-176.

43. HEGER, KLAUS: Langue und Parole. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapet 1992, S. 1-13.

44. HELBIG, GERHARD: Grammatiken und ihre Benutzer. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 135-150.

45. HESSKY, REGINA: Grundfragen der Phraseologie. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 77-93.

46. HESSKY, REGINA – BÁRDOSI, VILMOS: Frazeológiai egységek szótári leírásának kérdései. (Fragen der Beschreibung phraseologischer Einheiten im Wörterbuch). = *Filológiai Közlöny.* Jg. 38/1992, Nr. 3-4. S. 103-113.

47. Historische Landeskunde. Hrsg. János Szabó, Imre Szalai. Budapest: Deutsches Seminar der Eötvös-Loránd-Universität 1991, 195 S. *

48. HOFFMANN, OTTÓ: Die geographischen Namen der Gemeinde Szederkény/Surgentin. = *Szederkényi Honismereti Egyesület évkönyve.* 1991, S. 13-24. *

49. HORNUNG, MARIA: Das österreichische Deutsch in Vergangenheit und Gegenwart. = *Annales Univ. Litt. et Art. Miskolciensis.* Jg. 2/1992, Nr. 2. S. 107-118.

50. HUTTERER, CLAUS JÜRGEN: Aufsätze zur deutschen Dialektologie. Hrsg. Karl Manherz. Budapest: Tankönyvkiadó 1991, 491 S. *(Ungarndeutsche Studien 6)* *

51. – JÓ – : Unterm Strich. Zehn Gebote für Deutschlehrer. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 2. S. 35-36.

52. KÁROLYI, ANDREA: Deutsche Wörter – made in Hungary? = *Német filológiai tanulmányok – Arbeiten zur deutschen Philologie.* Jg. 21/1992, S. 61-68.

53. KÁROLYI, ANDREA: Kölcsönös szemantikai függőség helyhatározós szintagmákban. Németmagyar kontrasztiv vizsgálatok. (Gegenseitige semantische Abhängigkeit in ortsbestimmenden Syntagmen. Deutsch-ungarische kontrastive Untersuchungen). = *Nyelvpedagógiai írások.* Jg. 13/1992, S. 39-53.

54. KERTÉSZ, ANDRÁS: Die Modularität der Wissenschaft. Konzeptuelle und soziale Prinzipien linguistischer Erkenntnis. Braunschweig-Wiesbaden 1991, (= Wissenschaftstheorie/Wissenschaft und Philosophie 34) *

55. KESZTYÚS, TIBOR: Schlözer és a finnugor nyelvtudomány. (Schlözer und die finnougrische Sprachwissenschaft). = *Tanulmányok a magyar nyelvtudomány történetének témaköréből.* Red. Jenő Kiss, László Szüts. Budapest 1991, S. 357-362. *

56. KISS, ISTVÁN: Kontrastive Untersuchungen in der Lexik und ihre Bedeutung im Lexikunterricht. = *Német filológiai tanulmányok – Arbeiten zur deutschen Philologie.* Jg. 21/1992, S. 69-76.

57. KLOTZ, VERENA: Kommunikativer Fremdsprachenunterricht und seine Konsequenzen für den fremd- bzw. fachsprachlichen Unterricht im Bereich "Handel" vor Ort. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 333-348.

58. KNIPF-KOMLÓSI, ELISABETH: Konversion und substantivierter Infinitiv im Deutschen. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 293-301.

59. KNIPF-KOMLÓSI, ELISABETH: Wortbildung als Triebkraft des Wortschatzes. = *Német filológiai tanulmányok – Arbeiten zur deutschen Philologie.* Jg. 21/1992, S. 77-82.

60. KOHN, JÁNOS: Aktuelles aus der Sprachszene. Gesamtdeutsche Korpusinitiative. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 2. S. 50-51.

61. KOHN, JÁNOS: Über Feuchties, Grillies, Zündis und andere blühkräftige Formen. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 2. S. 37-38.

KOMLÓSI-KNIPF, ELISABETH siehe: KNIPF-KOMLÓSI, ELISABETH

62. KORENCSY, OTTÓ: Wortbildung zwischen Klassik und Romantik: Überlegungen zur Wortbildung und zum ästhetischen Programm Jean Pauls. = *Neohelicon.* Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 59-69.

63. KROMANN, HANS PETER: Wörterbücher und ihre Benutzer. Wörterbücher mit Deutsch als Objektsprache. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 151-164.

64. KVECK, PÉTER: Dynamik und Statik der Genera im deutschen Flußnamensystem. = *Német filológiai tanulmányok – Arbeiten zur deutschen Philologie.* Jg. 21/1992, S. 83-87.

65. MOLNÁR, ANNA: Internationalismen und falsche Freunde in deutsch-ungarischer Relation. = *Német filológiai tanulmányok – Arbeiten zur deutschen Philologie.* Jg. 21/1992, S. 88-95.

66. NAUMANN, BERND: Das Wort und seine Bausteine. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 95-109.

67. *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Hrsg. Vilmos Ágel und Regina Hessky. Budapest: Germanistisches Institut der Eötvös-Loránd-Universität 1992, 232 S.

68. OSSNER, JAKOB: Form- und Funktionsverhältnisse. Satzarten-Silben-Adjektivreihenfolge. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 277-291.

69. PAUL, RAINER: Bildungsplanung nach der Wende. Einige Bemerkungen zum ungarischen Nationallehrplan. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 305-313.

70. PAUL, RAINER: Integrierte Aus- und Fortbildung. Ein Beitrag zum Sprachunterricht des Goethe-Instituts Budapest. = *DUFU.* Jg. 6/1991, Nr. 1. S. 38-43. *

71. PETE, ISTVÁN: Semantische Typen von Kausalbeziehungen im Deutschen und Ungarischen. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 259-275.

72. PÉTERI, ATTILA: Sind sie eigentlich wichtig? Abtönungspartikeln und Kommunikation. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 1. S. 18-24.

73. REICHMANN, OSKAR: Periodisierung und Raumgliederung des Deutschen. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 177-201.

74. ROKA, MARIANNE: Deutsch als Fremdsprache in der Schweiz. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 2. S. 36-38.

75. SCHMIDT, HANS-WERNER: Didaktik/Methodik Deutsch als Fremdsprache als integrativer Bestandteil eines Curriculums zur Umschulung von Russischlehrern. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 315-324.

76. SCHÖFER, GÖRAN: Der freie Dativ und aktuelle Änderungen von Verbbedeutungen. = *Néémet filológiai tanulmányok – Arbeiten zur deutschen Philologie.* Jg. 21/1992, S. 96-101.

77. SCHÖFER, GÖRAN: Funktionen des Deutschen Dativs. Münster 1992

78. SONDEREGGER, STEFAN: Sprachgeschichte und Kulturgeschichte. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 111-133.

79. SZABÓ, JÓZSEF: Az osztrák nyelvszigetkutatás és annak két kiemelkedő képviselője. (Die österreichische Sprachinselforschung und ihre zwei hervorragenden Repräsentanten). = *Magyar Nyelv.* Jg. 88/1992, Nr. 1. S. 72-82.
Kranzmayer, Eberhard und Hornung, Maria.

80. SZEMERÉNYI, OSZVALD: A modern nyelvtudomány fejlődésének a nyelvstruktúrában rejlő rugói. (Triebfeder der Entwicklung der modernen Sprachwissenschaft in der Sprachstruktur). = *Magyar Nyelv.* Jg. 88/1992, Nr. 1. S. 1-13.

81. SZOBOSZLAI, ILDIKÓ: Zu den syntaktischen Synonymen der deutschen Gegenwartssprache. = *Deutsch-Ungarische Beiträge zur Germanistik.* Budapest: Goethe-Institut X. Jg., 1991, S. 114-126. *

82. TEUBERT, WOLFGANG: Sprachwandel als Konzeptgeschichte. Linguistische Anmerkungen zur Abwicklung der DDR. = *Német filológiai tanulmányok – Arbeiten zur deutschen Philologie.* Jg. 21/1992, S. 102-114.

83. TÓTH, PÁL: Die 3 jährige DaF-Lehrerausbildung an der ELTE. = *DUFU.* Jg. 6/1991, Nr. 1. S. 26-37. *

84. TÖRÖK, GÁBOR: Német nyelvű szakirodalom a nyelvi normáról. (Tételek és kételyek). /Deutschsprachige Fachliteratur über die sprachliche Norm. (Thesen und Bedenken)/. = *Normatudat – nyelvi norma.* Red. Gábor Kemény. Budapest: Az MTA Nyelvtudományi Intézete 1992, S. 133-161.

85. TSCHAUDER, GERHARD: Bis zu welchem Grad ist die Neueinführung von Wörtern regelhaft? Möglichkeiten und Grenzen einer Textgrammatik für initiale Texte. = *Német filológiai tanulmányok – Arbeiten zur deutschen Philologie.* Jg. 21/1992, S. 115-125.

86. TSCHAUDER, GERHARD: Einige Anmerkungen zum Verhältnis zwischen Textlinguistik und Fremdsprachenunterricht. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 2. S. 5-19.

87. TUK, CEES: Die Funktion von Unterrichtslog- und Tagebüchern in offenen Projekten in der Fremdsprachenlehreraus- und Fortbildung. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 2. S. 39-46.

88. VALACZKAI, LÁSZLÓ: Theoretische Probleme und praktische Darstellung der akustischen Projektion der Artikulation. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 227-238.

89. VEENKER, WOLFGANG: Sprachwissenschaftliche Forschungen zur Hungarologie in der Bundesrepublik Deutschland. = *Tanulmányok a magyar nyelvtudomány történetének témaköréből.* Red. Jenő Kiss, László Szüts. Budapest 1991, S. 694-705. *

90. WEYDT, HARALD: Metapherfunktionen in Texten. = *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik.* Budapest 1992, S. 35-44.

91. WIESER, MARGOT: Bedeutungswandel im Deutschen. Ein diachroner Vergleich des Wortschatzes von Schülern bzw. jugendlichen zwischen 1910 und 1970. = *DUFU.* Jg. 7/1992, Nr. 2. S. 52-67.

92. WILD, KATALIN: Zur Anordnung der Satzelemente in den "Fuldaer" deutschen Mundarten. = *Német filológiai tanulmányok* – Arbeiten zur deutschen Philologie. Bd. 21/1992, S. 126-130.

93. ZALÁN-SZABLYÁR, ANNA: Lehrbücher des Deutschen vor und nach der Wende. Defizite und Erwartungen aus landeskundlicher Sicht. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 325-332.

Literaturgeschichte:

94. ABELS, NORBERT: Geschichte als Gleichnis. Franz Werfels dramatisches Werk. = *Acta Germanica.* Jg. 2/1992, S. 39-68.

95. ALBERT, SÁNDOR: Megjegyzések és kérdések a Heidegger-szöveghez és a kétféle vallásosséghoz. (Bemerkungen und Fragen zum Heidegger-Text und zur Religion von zwei Arten). = *Egzisztencia és kultúra.* Red. Ádám Fejér, Natália Szalma. Szeged 1992, S. 109-111.

96. AUCKENTHALER, KARLHEINZ: Albert Drach im Gespräch mit Karlheinz F. Auckenthaler. In: *Literatur und Kritik* 269/270 (1992), S. 23-31.

97. AUCKENTHALER, KARLHEINZ: Die Dichtung des Biedermeier – die erste Geniezeit der österreichischen Literatur? = *Neohelicon.* Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 71-83.

98. AUCKENTHALER, KARLHEINZ: Jeremias – eine Botschaft an die Nachwelt. = *Acta Germanica.* Jg. 2/1992, S. 81-89.

99. AUCKENTHALER, KARLHEINZ: Johann Nepomuk Nestroy und der Aberglaube. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 107-117.

100. AUCKENTHALER, KARLHEINZ: Az osztrák Biedermeier. (Biedermeier in Österreich). = *Helikon* 1/2/1991, S. 145-164.

101. BALASSA, PÉTER: Az üveggyöngyjáték folytatása. Hesse és Harnoncourt. (Die Forsetzung des "Glasperlenspiels". Hesse und Harnoncourt). *Orpheus.* Jg. 8(3)/1992, Nr. 3. S. 96-102

102. BATAILLE, GEORGES: Nietzsche és a tilalmak áthágása.. (Nietzsche et la transgression des interdits. La souveraineté, Oeuvres complètes VIII., Paris 1976). = *Athenaeum.* Jg. 2/1992, Nr. 3. S. 42-55.

Mann, Thomas: Doktor Faustus.

103. BÁTHORI, CSABA: Egy vers értelmezéséhez: R. M. Rilke: A rózsatál. (Zur Deutung eines Gedichts: R. M. Rilke: Die Rosenschale). = *Filológiai közlöny.* Jg. 38/1992, Nr. 1-2. S. 42-58.

104. BÁTHORI, CSABA: Larvatus prodeo. (Apokrif Hölderlin-jegyzetek. Tübingen, 1811-1843) /Apokrife Hölderlin-Notizen/. = *Műhely.* Jg. 15/1992, Nr. 6. S. 19-27.

105. BECK, KNUT: Vom Zähmen der Phantasie. Zu Franz Werfels frühen Erzählungen. = *Acta Germanica.* Jg. 2/1992, S. 69-79.

106. BENE, KÁLMÁN: Die Darstellung der französischen Revolution in den Dramen von Georg Büchner und Imre Madách. = *Neue Tendenzen in der Komparatistik.* Szeged 1991, S. 139-145. *

107. BERNÁTH, ÁRPÁD: Gewalt gegen Büffel. Zu Heinrich Bölls Billard um halbzehn. = *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht.* Jg. 22. 1991, Halbjahr 2., Nr. 68. S. 1-16. *

108. BERNÁTH, ÁRPÁD: Goethe-Strukturen, Goethe-Interpretationen. Einführung in eine vergleichende Untersuchung der Texte: Ganumed, Die Leiden des jungen Werthers, Stella, Erlkönig und Faust. = *Strukturuntersuchung und Interpretation künstlerischer Texte.* Interdisziplinäres Kolloquium an der Sektion Germanistik/Kunstwissenschaften der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Halle/Saale 1991, S. 260-276. (= Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Wissenschaftliche Beiträge 14) *

109. BERNÁTH, ÁRPÁD: Hozzászólás Fejér Ádám tanulmányához. (Korreferat zu Ádám Fejérs Beitrag). = Ádám Fejér: *Röpirat a humán műveltségről.* Szeged: Jatepress 1991, S. 42-45. *

110. BERNÁTH, ÁRPÁD: Identitäts- und Differenzerfahrung im Verhältnis von Weltliteratur und Nationaliteratur im Zeitalter der Moderne und Postmoderne. Péter Esterházy, Péter Nádas und die deutsche Literatur. In: *Begegnung mit dem 'Fremden'. Grenzen – Traditionen – Vergleiche.* Akten des VIII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft. Bd. 10. Identitäts- und Differenzerfahrung im Verhältnis von Weltliteratur und Nationalliteratur. Feministische Forschung und Frauenliteratur. Vergangenheit bzw. Zukunft als Fremdes und Anderes. München: iudicium 1991, S. 146-152. *

111. BERNÁTH, ÁRPÁD: Műértelmezés, irodalomtörténet, irodalomtudomány. (Werkinterpretation, Literaturgeschichte, Literaturwissenschaft). In: Bernáth, Árpád (Hrsg.): *Studia poetica* 9. Szeged: JATE, 1990 [1991], S. 103-108. *

112. BERNÁTH, ÁRPÁD (Hrsg.): A műértelmezés helye az irodalomtudományban. (Werkinterpretation in der Literaturwissenschaft). = *Studia poetica* 9. Szeged: JATE, 1990 [1991], 301 S. *

113. BERNÁTH, ÁRPÁD - CSÚRI, KÁROLY: Die sozialistische Avantgarde und der Problemkomplex "Postmoderne". Zu einem Gedicht von Lajos Kassák. "A ló meghal a madarak kirepülnek". (Das Pferd stirbt die Vögel fliegen aus). = *Avantgarde und Postmoderne. Prozesse struktureller und funktioneller Veränderungen.* Tübingen 1991, S. 161-189. *

114. BIBÓ, ISTVÁN: Nietzsche tanulmány. (Nietzsche-Studie). Reprint-Ausgabe. Budapest: Hatágú Síp Alapítvány 1992, 101 S.

115. BINDER, HARTMUT: Werfels jugendliche Umtriebe. Der Abituriententag als autobiographischer Roman. = *Acta Germanica.* Jg. 2/1992, S. 99-151.

116. BOURDIEU, PIERRE: A lefordíthatatlan. Volker Braun verse elé. (Das Unübersetzbare. Vor Volker Brauns Gedicht). = *Élet és Irodalom.* Jg. 36/1992, Nr. 37. S. 20.

117. BÖGER, JOACHIM: Die Niederdeutsche Literatur in Ostfriesland von 1600 bis 1870. Frankfurt/M. 1991, (= Europäische Hochschulschriften)

118. BÖHMIG, MICHAELA: Das Motiv der lebenden Statue in der deutschen und russischen Literatur der Romantik. = *Neue Tendenzen in der Komparatistik.* Szeged 1991, S. 133-138. *

119. BRACHET, GENEVIEVE: Aragon lecteur d'Hyпérion de Hölderlin. = *Neue Tendenzen in der Komparatistik.* Szeged 1991, S. 95-101.*

120. *Búcsú MAX FRISCH-től és FRIEDRICH DÜRRENMATT-től.* (Die Dioskuren Frisch und Dürrenmatt, Theater heute, Jahrbuch für 1991). Übs. Judit Maros. = *Világszínház.* Jg. 9/1991, Nr. 4. S. 32-33. *

121. CSÚRI, KÁROLY: Die Hundeblume zwischen Wirklichkeit und Mythos. In: *Jahresheft Internationalen Wolfgang-Borchert-Gesellschaft e.V.* Heft 3. 1991, S. 25-27. *

122. CSÚRI, KÁROLY: Literarisches und interkulturelles Textverstehen. In: IVG Bd. 5 *Deutsch als Fremdsprache. Linguistische und literarische Übersetzung.* 1991, S. 296-302.

123. CSÚRI, KÁROLY: Mögliche Welten, Kohärenztheorie der Wahrheit und literarische Erklärung. = *Strukturuntersuchung und Interpretation künstlerischer Texte.* Interdisziplinäres Kolloquium an der Sektion Germanistik/Kunstwissenschaften der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Halle/Saale 1991, S. 3-14. (= Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Wissenschaftliche Beiträge. 1991, 14.) *

124. CSÚRI, KÁROLY: Zur systematischen Erklärungsmöglichkeit von Borcherts Kurzgeschichten. In: *Sprache und Literatur.* Sonderdruck aus Heft 68/1991, S. 33-49. *

125. DALOS, GYÖRGY: Kinek szól a "Täglich Alles"? (Für wen "Täglich Alles"?) = *Élet és Irodalom.* Jg. 36/1992, Nr. 18. S. 6.
"Täglich Alles" – eine neue österreichische Zeitung.

126. DANYI, MAGDOLNA: Perspektiven der Lyrik von Paul Celan und János Pilinszky. = *Neue Tendenzen in der Komparatistik.* Szeged 1991, S. 167-172. *

127. DARÁNYI, SÁNDOR: Akard a változást!. (Wolle die Wandlung!) = *Liget*. Jg. 4/1991, Nr. 4. S. 119-124. *
Über Rainer Maria Rilke.

128. DÖRING-SMIRNOV, I. R.: Pasternak i nemeckij romantism. "Doktor Sivago" i "Razbojniki" Sillera. = *Studia Russica*. Jg. 15/1991, S. 169-174. *
Schiller, Friedrich: Die Räuber.

129. DUKKON, ÁGNES: Sprachlicher Universalismus. Pilinszky's Gedichte zu Deutsch. = *Neue Tendenzen in der Komparatistik*. Szeged 1991, S. 173-177. *

130. DÜRRENMATT, FRIEDRICH: "Búcsú a színháztól". Gondolattöredékek. (Abschied vom Theater, Göttingen 1991). /Gedankensplitter/. Übs. Judit Maros. = *Világszínház*. Jg. 10/1992, Nr. 5. S. 23-27.

131. DÜRRENMATT, FRIEDRICH: Az utolsó Dürrenmatt-interjú. (Tot für's Theater. Dürrenmatt im Gespräch mit Sven Michaelsen, Theater heute, Jahrbuch für 1991). Übs. Judit Szántó. = *Színház*. Jg. 25/1992, Nr. 2. S. 46.

132. DÜRRENMATT, FRIEDRICH örökösei. A mai német nyelvű svájci drámaírásról. (Mack, Gerhard: Aufbruch und Erstarrung. Neue Schweitzer Dramatik, Deutsche Bühne. 1992, Nr. 1.). Zusammengest. u. übs. Judit Maros. = *Világszínház*. Jg. 10/1992, Nr. 5. S. 28-29.

133. EISEMANN, GYÖRGY: A görög templom Hölderlin és Heidegger egy-egy művében. (Der griechische Tempel in je einem Werk von Hölderlin und Heidegger). = *Műhely*. Jg. 15/1992, Nr. 6. S. 28-33.

134. ENZENSBERGER, HANS MAGNUS: Az író mint gyűlölettárs. (Der Schriftsteller als Geselle in der Verachtung). = *Valóság*. Jg. 35/1992, Nr. 12. S. 104-106.

135. ENZENSBERGER, HANS MAGNUS: Mi süllyedt el a Titanick-kal? (Was ist mit dem Titanick versunken?) Reporter: István Eörsi. Übs. Anna Veress. = *Beszélő*. Jg. 3/1992, Nr. 25-26. S. 58-60.

136. ERDÉLYI, T. ILONA: Die "junge", die "moderne" ungarische Literatur im Vormärz: eine Kapitel der jungdeutschen geistigen Präsenz in Ungarn. = *Neohelicon*. Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 49-58.

137. FEHÉR, ÁDÁM: Kétféle vallásosság. (Zwei Arten von Religiosität). = *Egzisztencia és kultur*. Szeged 1992, S. 33-36. Über Goethes Religionsbegriff.

138. FEHÉR, ÁDÁM: Mű és dolog. (Heidegger művészetfilozófiájának értelmezése). (Werk und Ding. Zur Deutung von Heideggers Kunstphilosophie). = *Egzisztencia és kultúra*. Szeged 1992, S. 55-65.

139. FEJTŐ, FERENC: Manès Sperber, a nagy német-zsidó-francia író. (Manès Sperber, der große deutsch-jüdisch-französische Schriftsteller). Übs. Edit Gerelyes. = *Hitel*. Jg. 5/1992, Nr. 3. S. 44-46.

140. FRIED, ISTVÁN: Ferenc Kazinczy und die deutsche Literatur. (1780-1795). = *Neohelicon*. Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 29-34.

141. FRIED, ISTVÁN: Közép-európai változatok. (Mitteleuropäische Varianten). = *Tiszatáj*. Jg. 46/1992, Nr. 4. S. 74-87.
U.a. über die Österreichisch-ungarische Monarchie.

142. FRITZ-VANNAHME, JOACHIM: Arisztotelész kétségbeesett leánya. (Des Aristoteles verzweifelte Tochter, Die Zeit, 25. Okt. 1991). Übs. László Illés. = *Nagyvilág*. Jg. 37/1992, Nr. 5. S. 706-709. Über Hannah Arendt.

143. GAÁL, MÁRTA: Die lyrischen Dramen von Hofmannsthal und Block. = *Neue Tendenzen in der Komparatistik*. Szeged 1991, S. 153-158. *

144. GAUSZ, ANDRÁS: Válasz Fejér Ádámnak Heidegger ügyben. (Antwort an Ádám Fejér in der Heidegger-Angelegenheit). = *Egzisztencia és kultúra*. Szeged 1992, S. 99.

145. GERGYE, LÁSZLÓ: Kazinczy Ferenc egy kiadatlan fordítástöredéke. (Ein unveröffentlichtes Übersetzungsfragment von Ferenc Kazinczy). = *Irodalomtörténeti Közlemények*. Jg. 95/1992, Nr. 4. S. 460-466.
Wieland, Christoph Martin: Die Grazien. – A' Grátziák.

146. GORDIMER, NADINE: Joseph Roth birodalma. (Das Reich von Joseph Roth, The New York Review of Books, Dez. 5. 1991). = *Valóság*. Jg. 35/1992, Nr. 5. S. 115-117.

147. GYÁRFÁS, ÁGNES: Die Wiener Gelehrtengesellschaft und ihre Beziehungen. = *Ann. Univ. Litt. et Art. Miskolciensis*. Jg. 2/1992, S. 23-36.

148. GYENGE, ZOLTÁN: Műalkotás és "igazság" a heideggeri koncepció tükrében. (Kunstwerk und "Wahrheit" im Spiegel der Heideggerschen Konzeption). = *Egzisztencia és kultúra.* Szeged 1992, S. 100-102.

149. GYÖRFFY, MIKLÓS: Thomas Bernhard "őrült" különcei. (Die "wahnsinnigen" Sonderlinge von Thomas Bernhard). = *Színház.* Jg. 25/1992, Nr. 1. S. 12-16.

150. HALASI, ZOLTÁN: "Itt alkalmazkodhatom" (Kafka Zürnauban). /Hier kann ich mich anpassen. Kafka in Zürnau/. = *Áttűnések. A századforduló irodalma közép- és Kelet-Európában.* Budapest 1992, S. 129-161.
(Res Publica Nostra. Studies in Central and Eastern European Comparative Literature. Red. Endre Bojtár)

151. HALDIMANN, EVA: "A pártatlanság metronómja". (Das Metronom der Unparteilichkeit). Reporter: Péter Kardos. = *Magyar Napló.* Jg. 4/1992, Nr. 26. S. 26-28.

152. HARMAT, MÁRTA: Lichtsymbolik in den russischen, ungarischen und deutschen Oden der Aufklärung. = *Neue Tendenzen in der Komparatistik.* Szeged 1991, S. 129-132. *

153. HARMAT, MÁRTA: Die gattungsgeschichtliche Bedeutung der Lichtmotivik in Hölderlins Lyrik. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 81-88.

154. HEIDEGGER, MARTIN: Mire vannak a költők? (... und wozu Dichter in dürftiger Zeit?). Auszug. Übs. Csaba F. Szabó. = *Határ.* Jg. 1/1992, Nr. 2. S. 21-26.

155. HEIN, CHRISTOPH: Miért maradtam az NDK-ban? (Warum ich in der DDR geblieben bin, Theater heute Apr. 1992). Reporter: Peter Becker und Michael Merschmeier. Übs. Judit Szántó. = *Színház.* Jg. 25/1992, Nr. 10. S. 33-36.

156. HEKLI, JÓZSEF: Vázlatok a mai kelet-német drámáról, színházról. (Skizzen über das heutige ostdeutsche Drama und Theater. = *Eszterházy Károly Tanárk. Főisk. tud. közlem.* Jg. 20/1991, S. 99-115. *

157. HETYEI, JUDIT: Leonhard Frank und die Deutsche Novelle. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 405-415.

158. HORVÁTH, GÉZA: Utószó. = Hermann Hesse: A pusztai farkas. (Nachwort = Hermann Hesse: Der Steppenwolf). Übs. Géza Horváth. Budapest: Balassi Kiadó 1992, S. 183-193.

159. HÖSLE, JOHANNES: Erwin Koppen. (1929-1990). *Neuhelicon.* Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 335-337.

160. HYRSLOVÁ, KVETA: Franz Werfel und das Phänomen des "Mitteleuropäertums" (Versuch einer Differenzierung). = *Acta Germanica.* Jg. 2/1992, S. 9-18.

161. ILLÉS, LÁSZLÓ: Költői utópia és történetfilozófiai messianizmus (Kassák és Lukács Bécsben, a huszas évek elején). /Dichterische Utopie und geschichtsphilosophischer Messianismus. (Kassák und Lukács in Wien am Anfang der 20er Jahre)/. = *Irodalomtörténeti Közlemények.* Jg. 95/1992, Nr. 3. S. 348-358.

162. JAMME, CHRISTOPH: Ahogy a dolgok veszendőbe mennek. Cézanne-Rilke-Heidegger. (Wie die Sachen verloren gehen). = *Utak és tévutak. Előadások Heideggerről.* /Wege und Irrwege. Vorträge über Heidegger/. Budapest: Atlantisz 1991, S. 147-165. *

163. KALINOWSKI, ISABELLE: Három Iphigeneia. (Drei Iphigenien). = *Élet és Irodalom.* Jg. 36/1992, Nr. 37. S. 20-21.
Goethe, Johann Wolfgang: Iphigenie auf Tauris; Euripides: Iphigenie unter den Tauriern; Volker Braun: Iphigenie in der Freiheit.

164. KAPOSI, MÁRTON: Heidegger és két kortársa. (Heidegger und seine zwei Zeitgenossen). = *Egzisztencia és kultúra.* Szeged 1992, S. 96-98.
Croce, Benedetto und Lukács, Georg.

165. KEREKES, GÁBOR: Die beschränkende Nacht der unerläßlichen Theorie – einleitende Bemerkungen zu einem Vergleich der Kunsttheorie Tolstois und Fontanes anhand ihrer Äußerungen über Wagner. = *Neue Tendenzen in der Komparatistik.* Szeged 1991, S. 147-152. *

166. KEREKES, GÁBOR: Ein Kuddelmuddel, ein vollständiges Gequatsche. Theodor Fontanes Verhältnis zur ungarischen Literatur. = *Neohelicon.* Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 85-94.

167. KEREKES, GÁBOR: In memoriam Salyámosy Miklós. = *Filológiai Közlöny.* Jg. 38/1992, Nr. 1-2. S. 1-2.

168. KÉRY, LÁSZLÓ: Üdvözlő szavak Peter Schneider irodalmi estjén. (Begrüßungsworte am literarischen Abend von Peter Schneider). = *Nagyvilág.* Jg. 37/1992, Nr. 6. S. 861-862.

169. KISÉRY, ESZTER: Zwei deutsche Literaturen in der ungarischen Zeitschrift Nagyvilág. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 217-224.

170. KISS, ENDRE: "... an einem fremden Tisch in einem fremden Land..." Franz Werfels dreifacher Hioberoman "Der veruntreute Himmel". = *Acta Germanica.* Jg. 2/1992, S. 153-160.

171. KISS, ENDRE: Von Gargantua-Zarathustra zu Hiob-Ahasver. Über Franz Werfel und über das Schicksal des Literarischen in unserem Jahrhundert. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 177-184.

172. KJOSZEV, ALEKSZANDAR: Goethe indigója. (Goethes Indigo). Übs. Lenke Csikhelyi. = *Orpheus.* Jg. 8(3)/1992, Nr. 1. S. 3-25.
Über den literarischen Skandal in Zusammenhang mit einem verlorengegangenen Eckermann-Text, der aus Goethes "Gesprächen mit Eckermann" herausgeblieben ist. Quelle: Roland Macphersons Artikel in der Zeitschrift: "Philemon und Baucis".

173. KLAUSER, HERBERT: Die Dichtung Marie von Ebner Eschenbachs, ein Appell zur Humanität. = *Ann. Litt. et Art. Miskolciensis.* Jg. 2/1992, S. 119-135.

174. KNOPP, WOLFGANG: Der Transsylvanismus als erklärtes Programm in der siebenbürgisch-sächsischen Literatur zwischen den beiden Weltkriegen. = *Neohelicon.* Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 97-122.

175. KOCH, JÓZSEF: Erich Fromms humanistisches Menschenbild und unsere geteilte Welt. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 185-192.

176. KOCZISZKY, ÉVA: Beszélgetés Winfrith-tel. (Gespräch mit Winfrith). = *Literatura* 1992/1, S. 89-95.

177. KOCZISZKY, ÉVA: Canetti emberevő antropológiája. (E. Canetti: Masse und Macht). = *Holmi* 1991 Oktober, S. 1386-1392. *

178. KOCZISZKY, ÉVA: Hölderlin Empedoklése mint fordítás. (Hölderlins Empedokles als Übersetzung). = *Antik tanulmányok.* Jg. 35/1991, Nr. 1-2. S. 61-79. *

179. KOCZISZKY, ÉVA: Patmos. (Hölderlins Patmos-Hymne). = *Gond* 1992/3, S. 127-147.

180. KOCZISZKY, ÉVA: Samothraké. Vita Creuzer szimbólumelméletéről és a mitológia lényegéről. (Samothrake. Ein Streit über Creuzers Symbolik und das Wesen der Mythologie). = *Holmi* 1992 Dezember, S. 1821-1834.

181. KOCZISZKY, ÉVA: Szóban és írásban Heideggerről. (Schriftlich und mündlich über Heidegger). = *Holmi* 1992 Mai, S. 763-768.

182. KOCZISZKY, ÉVA: Warum ist der Kentaur ein Stromgeist? = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 67-79.
Hölderlin, Friedrich.

183. KOLTAI, TAMÁS: Kafkaland. Mittelfest Cividalében. (Mittelfest in Cividale). = *Színház.* Jg. 25/1992, Nr. 10. S. 30-32.

184. KOMORÓCZY, EMŐKE, G.: Die ungarische "Ma"-Gruppe in Wien. = *Neue Tendenzen in der Komparatistik.* Szeged 1991, S. 159-165, *

185. KOVÁCS, KÁLMÁN: Das Menschenbild Heinrich Bölls. Frankfurt/M. 1991, (= Europäische Hochschulschriften) *

186. KOVÁCS, KÁLMÁN: Das Lied des Teufels und des Herrn. Formen der Kunst in H. Bölls "Wo warst du, Adam?" = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 165-175.

187. KRAUS, WOLFGANG: "Weltuntergang und Erneuerung". Franz Werfel. Neue Aspekte seines Werkes. = *Acta Germanica.* Nr. 2/1992, S. 3-7.

188. KUHNKE, MANFRED: Jelenet az előadóteremben. Egy epizód Fallada élete végéről. (Szene im Hörsaal, Neue Deutsche Literatur, 1992, Nr. 12.). Übs. Katalin Rayman. = *Nagyvilág.* Jg. 37/1992, Nr. 9. S. 1214-1218.
Fallada, Hans.

189. KUNSZT, GYÖRGY: Az "újfelvilágosodás" – Nietzsche. (Die "Neuaufklärung" – Nietzsche). = *Nappali Ház.* Jg. 4/1992, Nr. 1. S. 61-62.

190. KURDI, IMRE: Figuren und Figurengruppen in Georg Büchners Drama "Dantons Tod". = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 369-379.

191. LAMBRECHT, HORST: Der Blick auf das Fremde. Eine Skizze über Ungarn und die deutschsprachige Reiseliteratur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 89-105.

192. LAMBRECHT, HORST: Vom Schein und Sein in deutschen Landen. Ein Seitenblick auf die Reiseliteratur in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts. = *Neohelicon.* Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 9-28.

193. LANGENBERG, GERIT: Rainer Maria Rilkes "Neue Gedichte". Dichtung und Wirklichkeit dargestellt am Beispiel des Sonetts "Römische Sarkophage". = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 381-389.

194. LANGHOFF, CASTORF, ZADEK volt kelet-berlini színházak élén. (Langhoff, Castorf und Zadek an der Spitze von ehemaligen Ostberliner Theatern). Aufgrund: Der Standard (6. Nov. 1991). Zusammengest. u. übs. Mária Szilágyi. = *Világszínház.* Jg. 10/1992, Nr. 1-2. S. 27-31.
Langhoff, Thomas; Castorf, Frank; Zadek, Peter.

195. LÁNYI, DÁNIEL: Was sucht die Peitsche an der Wand? Kleists "Findling" oder die Rolle des heuristischen Erkennens in der Interpretation. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 359-367.

196. LEGGEWIE, CLAUS: Visszatérés Szovjet-Oroszországból: André Gide és Lion Feuchtwanger, a két radikális turista uti beszámolója 1936-37-ből. (Rückkehr aus Sowjet-Rußland. Reiseberichte zweier radikaler Touristen, André Gide und Lion Feuchtwanger, aus 1936-37). = *Nagyvilág.* Jg. 37/1992, Nr. 12. S. 1527-1538.

197. LETZ, LIVIO: Gedanken zum Thema Mensch und Natur bei Goethe. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 351-357.

198. LÖKÖS, PÉTER: "Das puch von menschlicher aigenschafft". Ein Beitrag zur volkssprachigen Rezeption Innozens' III. im Spätmittelalter. = *Magyar Könyvszemle.* Jg. 108/1992, Nr. 2. S. 161-165.
Über einen mittelalterlichen deutschen Kodex der Széchényi-Nationalbibliothek.

199. MÁDL, ANTAL: Imre Madách: "Die Tragödie des Menschen" und ihr Verhältnis zu Goethes "Faust". = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 53-66.

200. MÁDL, ANTAL: Kleist in Ungarn. In: Kreutzer, Hans Joachim (Hrsg.): Kleist-Jahrbuch 1991. Stuttgart 1991, S. 19-33. *

201. MAGRIS, CLAUDIO: Duna. (Danubio). Übs. Mária Kajtár. Budapest: Európa Kiadó 1992, 454 S.

202. MAGRIS, CLAUDIO: Az európai alázat. (Die europäische Demut). Übs. Mária Borbás. = *Magyar Lettre Internationale.* Jg. 2/1992, Nr. 5. S. 73-74.
Über Mitteleuropa.

203. MAGRIS, CLAUDIO: "A kis szabadságokat kell megvédelmeznünk." ("Die kleinen Freiheiten müssen wir verteidigen" – Ein Gespräch mit dem italienischen Schriftsteller Claudio Magris, Süddeutsche Zeitung, 2. Aug. 1991). Reporter: Vincenzo Delle Donne. Übs. László Illés. = *Nagyvilág.* Jg. 37/1992, Nr. 3. S. 387-399.

204. Már régóta áll az új fal. Beszélgetés Günter Grass-szal és Christoph Heinnel. (Die neue Wand steht schon lange. Gespräch mit Günter Grass und Christoph Hein, Die Zeit, 7. Febr. 1992). = *Valóság.* Jg. 35/1992, Nr. 6. S. 115-119.

205. MÁRAI, SÁNDOR: Büchner. = Márai Sándor: *Ihlet és nemzedék.* Budapest: Akadémiai Kiadó-Helikon 1992, S. 129-130.

206. MÁRAI, SÁNDOR: Gerhart Hauptmann nyolcvan éve. (80 Jahre Gerhart Hauptmann). = Márai Sándor: *Ihlet és nemzedék.* Budapest: Akadémiai Kiadó-Helikon 1992, S. 171-173.

207. MARTENS, WOLFGANG: Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit und ihre geistes- und sozialgeschichtlichen Grundlagen. Ein Überblick. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 35-52.

208. MARTI, KURT: Svájc, a kulturák olvasztótégelye. (Die Schweiz, ein Schmelztiegel der Kulturen). Reporter: Zsuzsanna Kövesdy. = *Heti Magyarország.* Jg. 29/1992, Nr. 40. S. 14.

209. MATÉ, KLAUS: Heinrich Heines Petőfi-Lektüre. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 120-125.

210. MATTHES, AXEL: "Hérakleitosz a kortársam, Günter Grass pedig nem". (Herakleitos ist mein Zeitgenosse, Günter Grass aber nicht). Reporter: J. A. Tillmann. = *Nappali Ház.* Jg. 4/1992, Nr. 3. S. 67-72.
A. Matthes ist Leiter des Münchener Verlags Matthes & Seitz.

211. MAYER, HANS: Töprengés a német irodalomról. (Nachdenken über die deutsche Literatur, Neue Deutsche Literatur. 1992, Nr. 2. Übs. László Illés. = *Nagyvilág.* Jg. 37/1992, Nr. 1. S. 97-103.

212. MESTERHÁZI, MIKLÓS: Ernst Bloch, avagy az örökség művészete. (Ernst Bloch, oder die Kunst des Erbes). Budapest: Akadémiai Kiadó 1991, 260 S. *

213. NÉMETH, ISTVÁN PÉTER: Utószó. = Batsányiné Baumberg Gabriella versei. (Nachwort zu: "Sämtliche Gedichte Gabrielens von Baumberg"). Übs. István Péter Németh. Überarb. Wolfgang Mahler. Tapolca: Batsányi Emlékbizottság, Tapolcai Városi Könyvtár 1992, S. 124-127.

214. NENNING, GÜNTHER: Német-Közép-Európa. (Deutsches Mitteleuropa, Profil, 1992. Nr. 6.) = *Valóság*. Jg. 35/1992, Nr. 6. S. 118-119.

215. NIKICS, ANITA: Diskussionsbeitrag. = *Acta Germanica*. Jg. 2/1992, S. 161-163.

216. OROSZ, MAGDOLNA: Bedeutungskonstitution und textenterne Elemente in Paul Celans Gedicht "Tenebrae". = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1992, S. 149-163.

217. ÖRDÖGH, ÉVA: Fejér Ádám: Mű és dolog. Heidegger művészetfilozófiája című tanulmányának vitájához. (Bemerkungen zur Studie von Ádám Fejér: Werk und Ding. Heideggers Kunstphilosophie). = *Egzisztencia és kultúra*. Szeged 1992, S. 103-106.

218. PÁL, ENIKŐ: George Saiko und das Erbe der Monarchie. (Diplomarbeit-Fragment). = *Ann. Litt. et Art. Miskolciensis*. Jg. 2/1992, S. 136-138.

219. PIRUMOWA, MEDSHI: Die Entstehungsgeschichte des Romans "Die 40 Tage des Musa Dagh". = *Acta Germanica*. Jg. 2/1992, S. 91-97.

220. PÜSPÖKI, PÉTER: "... nekem egyszer sem volt választásom..." (Kiválasztottságtudat Nietzsche, Komjáthy és Ady életművében). ("... ich hatte nie einmal die Wahl..." Außerwähltheitsbewußtsein im Lebenswerk von Nietzsche, Komjáthy und Ady). = *Határ*. Jg. 1/1992, Nr. 2. S. 49-70. Nietzsche, Friedrich; Komjáthy, Jenő; Ady, Endre.

221. RADDATZ, FRITZ J.: Az elzüllött Isten. Walter Janka: Spuren eines Lebens, Berlin 1991. (Der Gott, der verkam, Die Zeit, 19. April 1991). Übs. László Illés. = *Nagyvilág*. Jg. 37/1992, Nr. 1. S. 104-109.

222. RADÓ, GYÖRGY: Az ember tragédiája és a Faust. (Die Tragödie des Menschen [von Imre Madách] und [Goethes] Faust]). = *Palócföld*. Jg. 26/1992, Nr. 2. S. 118-123.

223. REFFET, MICHEL: Die Strukturierung von Werfels Theater. = *Acta Germanica*. Jg. 2/1992, S. 19-37.

224. REICH-RANICKI, MARCEL: Az érzékeny aszfaltirodalmár. (Der empfindsame Asphaltliterat, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14. Sept. 1991). Übs. Katalin Szabó. = *Nagyvilág*. Jg. 37/1992, Nr. 5. S. 710-714.
Über Wolfgang Koeppen.

225. RILKE, RAINER MARIA – *PASZTERNÁK, BORISZ – CVETAJEVA, MARINA* levelezése. (Briefwechsel von Rainer Maria Rilke – Boris Leonidovic Pasternak – Marina Ivanovna Cvetaeva). Hrsg., eingel. u. übs. Judit Pór. = *Nagyvilág*. Jg. 37/1992, Nr. 5. S. 595-611.

226. RÓZSA, MÁRIA: Berichte des Wiener "Wanderer" über Ungarn. 1814-1850. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1992, S. 207-216.

227. RUTHNER, CLEMENS: Das literarische Motiv. Kritischer Versuch einer Redefinition. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest 1992, S. 13-33.

228. SCHMID, HOLGER: "Éj van". Nietzsche "Velence" című versének filozófiai helyéről. ("Nacht ist es". Zum philosophischen Ort von Nietsches Venedig-Gedicht, Italien. Ein Weg vom Logos zum Mythos. Stauffenberg Verlag 1990). Übs. Judit Poprády. = *Athenaeum*. Jg. 2/1992, Nr. 3. S. 265-272.

229. SCHNEIDER, MÁRTA: A Berlini Magyar Intézet és a Collegium Hungaricum. (Das Berliner Ungarische Institut und das Collegium Hungaricum). = *Regio*. Jg. 3/1992, Nr. 4. S. 72-101.

230. SCHWAB, WERNER: "Míg él az ember, semmi sem lehetséges". Portré Werner Schwab grazi drámaíróról. ("Solange man lebt, ist nichts möglich". Porträt vom Grazer Dramatiker W. Sch.) Übs. Sz. M. (Szilágyi Mária). = *Világszínház*. Jg. 10/1992, Nr. 3-4. S. 58-62.

231. SCHWARZ, EGON: "Ich war also Jude! Ich war ein Anderer!" Franz Werfels Darstellung der sozio-psychologischen Judenproblematik. = *Acta Germanica*. Jg. 2/1992, S. 165-176.

232. SCHWEITZER, PÁL: Thomas Mann leveléről. (Über Thomas Manns Brief an Walter Ulbricht). Übs. u. eingel. Pál Schweitzer. = *Nagyvilág*. Jg. 37/1992, Nr. 1. S. 91-96.

233. A Serapions Theater. (Das Serapions-Theater). Übs. Judit Maros. = *Világszínház*. Jg. 10/1992, Nr. 5. S. 40-42.
Über das Serapions-Theater in Wien.

234. SESZTOV, LEV: Dosztojevszkij és Nietzsche. (Dostoevskij und Nietzsche). Übs.: Éva Patkós. Nachw.: Czslaw Milosz. (Nachw. übs.: Miklós Nagy.) Budapest: Európa Kiadó 1991, 317 S. *

235. SKRIPECZ, SÁNDOR: "Utas esti dala". (Wandrers Nachtlied). = *Filológiai Közlöny.* Jg. 38/1992, Nr. 3-4. S. 167-171.

236. STEINER, RUDOLF: Goethe világnézete. [1-2] (Goethes Weltanschauung.) = *Jáspis.* Jg. 3/1992, Nr. 8. S. 44-48; Nr. 9. S. 50-51.

237. SÜSKIND, PATRICK: Válság életünk derekán. (Krise um die Mitte unseres Lebens, Granta 1991, Frühlingsnummer). = *Valóság.* Jg. 35/1992, Nr. 1. S. 116-121.
Über die Wiedervereinigung Deutschlands.

238. STEIN, PETER: A salzburgi ünnepi játékokról. (Über die Salzburger Festspiele, Bühne, Jänner 1991). Übs. Sz. M. (Szilágyi Mária) = *Világszínház.* Jg. 10/1992. Nr. 10. S. 20-24.

239. STERN, JOSEPH PETER: Franz Werfels letzte Aufzeichnungen. = *Acta Germanica.* Jg. 2/1992, S. 177-183.

240. SZABÓ, JÁNOS: Untergehende Monarchie und Satire. Zum Lebenswerk von Karl Kraus. Budapest: Akadémiai Kiadó 1992, 173 S. (Studies in Modern Philology)

241. SZABÓ, JÁNOS: Wege nach innen und nach außen. Luxemburger Literatur aus der Fremdperspektive. = *Jahrbuch der ungarischer Germanistik.* Budapest 1992, S. 193-206.

242. SZAMUELY, TAMÁS: Egy ellen-mű margójára. Megjegyzések Adrian Leverkühn Faustus-kantátájához. (Am Rande eines Anti-Werkes. Bemerkungen zur Faustus-Kantate von Adrian Leverkühn). = *Jelenkor.* Jg. 35/1992, Nr. 7-8. S. 593-597.
Mann, Thomas: Doktor Faustus.

243. SZÁSZ, FERENC: "Ich bin fast ohne Kultur". Zum Erbeverständnis von Rilke und Hofmannsthal. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 139-147.

244. SZENDI, ZOLTÁN: Platen, der "Kronzeuge". Philologische Bemerkungen zu Thomas Manns Erzählung "Der Tod in Venedig". = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 127-137.

245. SZIGETHY, GÁBOR: Goethe festőmaszkban. (Goethe in Malermaske). = *Vigilia.* Jg. 57/1992, Nr. 2. S. 107-110.
Über Goethes Reise in Italien.

246. SZILÁGYI, MÁRIA: Berlini helyzetkép. (Berliner Lagebericht, Aufgrund: Der Spiegel, 23. 09. 1991). = *Világszínház.* Jg. 10/1992, Nr. 1-2. S. 25-26.
Über das Berliner Theaterleben.

247. SZOLOVJOV, VLAGYIMIR: Nagy író volt-e Freud? (Bil li Freud velikim pisatelem?, Inostrannaja literatura 1990. Nr. 6.). (War Freud ein großer Schriftsteller?). Übs. Orsolya Varga. = *Nagyvilág.* Jg. 37/1992, Nr. 3. S. 387-393.

248. SZÖNYI, GYÖRGY ENDRE: A konszenzus felé. Újabb válasz Fejér Ádámnak. (Heideggerről szóló tanulmányához). (Dem Konsens entgegen. Eine neue Antwort an Ádám Fejér betreffend seine Studie über Heidegger). = *Egzisztencia és kultúra.* Szeged 1992, S. 92-96.

249. TABORI, GEORGE: Rabló-pandúr. (Räuber und Gendarm. Aus: "Betrachtungen über das Feigblatt. Ein Handbuch für Verliebte und Verrückte." München, Wien 1991). Übs. Júlia Ungár. = *Világszínház.* Jg. 10/1992, Nr. 1-2. S. 5-6.

250. TABORI, GEORGE: Üzenet a katakombákból. Színházról, a rendező és színész kapcsolatáról. (Nachricht aus dem Katakomben. Über Theater, über die Beziehung des Regisseurs und des Schauspielers. Aus: Jörg W. Gronius – Wend Kässens: "Theatermacher" Anton Hain Athenäum Verlag 1990). Übs. Judit Maros. = *Világszínház.* Jg. 10/1992, Nr. 1-2. S. 9-12.

251. TARNÓI, LÁSZLÓ: Typologische Verknüpfungen deutscher und ungarischer Dichtung in der ungarndeutschen Lyrik um 1800. = *Neohelicon.* Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 35-48.

252. TÓTH, TAMÁS: Der Marschall von Bassompierre und sein Erlebnis. Versuch einer Analyse der Hofmannstahlschen Novelle. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 391-403.

253. TÓTH, TIBOR: Shakespeare's reception in France and Germany. = *Eszterházy Károly Tanárk. Főisk. tud. közlem.* Jg. 20/1991, S. 71-77. *

254. TÖRÖK, GÁBOR: Megjegyzések a "Mű és dolog" c. tanulmányhoz. (Bemerkungen zur Studie von Ádám Fejér "Werk und Ding"). = *Egzisztencia és kultúra.* Szeged 1992, S. 106-109.

255. VAJDA, GYÖRGY M.: Formen deutsch-ungarischer literarischer Beziehungen. = *Neohelicon.* Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 123-140.

256. VARGA, PÉTER: Herz Homberg und Josef Perl. Jüdischdeutsche Bildung in Osteuropa. = *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Budapest 1992, S. 417-428.

257. WALSER, MARTIN: **Gyermekkor a halál után. (Kindheit nach dem Tode. Gespräch mit M. W., Die Zeit, 9. Aug. 1991). Reporter Christa von Bernuth. Übs. László Illés.** = *Nagyvilág.* **Jg. 37/1992, Nr. 3. S. 394-396.**

258. WEDEL, MATHIAS: **Az olvasás felforgató tevékenység. (Lesen, subversiv, Neue Deutsche Literatur, 1991 Nr. 12). Übs. László Illés.** = *Nagyvilág.* **Jg. 37/1992, Nr. 6. S. 880-882.**

259. WESTERMANN ASHER, EVELYN: **The fragility of the self in Virgina Woolf's "To the lighthouse" and Christa Wolf's "Nachdenken über Christa T."** = *Neohelicon.* **Jg. 19/1992, Nr. 1. S. 219-242.**

260. WOLF, GERHARD: **A német könyvkiadás helyzete az egyesítés után. (Das deutsche Verlagswesen nach der Vereinigung). Übs. Erika Gabos.** = *Élet és Irodalom.* **Jg. 36/1992, Nr. 37. S. 19.**

261. WONDRATSCHEK, WOLF: **Miért jelent olyan nagy vonzerőt az alvilág. (Warum die Unterwelt eine so große Anziehungskraft hat, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. März 1992).** = *Valóság.* **Jg. 35/1992, Nr. 7. S. 126-128.**
Der deutsche Schriftsteller Wolf Wondratschek über Hamburg.

262. ZELLE, CARSTEN: **Von der Geschmacks- zur Schönheitsästhetik ... und zurück zum Geistesgefühle des Erhabenen. Kleines Plädoyer zur Dualisierung der Ästhetikgeschichte zwischen Aufklärung und Romantik.** = *Neohelicon.* **Jg. 19/1992, Nr. 2. S. 113-133.**

Zusammengestellt von Mária Rózsa
Budapest

Germanisztikai Intézet Könyvtára
KLTE DEBRECEN
2500 1006